



le ne fay rien
sans
Gayeté

(Montaigne, Des livres)

Ex Libris
José Mindlin





Vogelreich

Reise in Brasilien

von

Dr. J. Bapt. v. Spix & Dr. C. Fr. Ph. v. Martius.

Für die reifere Jugend bearbeitet

und

mit Worterklärungen versehen

von

Dr. Joseph von Gefner.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Augsburg, 1854.

In George Jaquet's Verlagsbuchhandlung.

Reise nach dem Bão de Paranã, an der Grenze von
Goyaz, und zurück nach Malhada, am Rio de
S. Francisco.

Die Uferberge des Rio de S. Francisco, welche die Serra de Salgado ausmachen, bestehen, wie die der Chapadas de S. Felipe, aus einem kaulichgrauen Kalksteine. Wir hatten wäh- rend unseres Aufenthaltes in Salgado den Stabirafava bestiegen. Das dürre Gestein seines Scheitels ist auf eine seltsame Weise in tiefe Löcher und Mulden ausgefressen; vielgestaltige scharfe Kanten starren von allen Seiten empor, und gleichen von der Ferne einer großartigen gothischen Ruine, oder einem, im höch- sten Aufstuhre zu Stein erstarrten Meere. Mit Gefahr erklet- terten wir die Höhe, um das Bild einer verbrannten Einöde zu erhalten, denn ringsumher grünte kein Blatt, und die Catingas- waldung schien vom Hauche des Todes ergriffen, wie die grauen Felsen des Gebirges. Dieser Anblick, und die Erzählungen der Sertanejos von der wüsten Einsamkeit der Chapada de S. Ma- ria und den Krankheiten im Bão de Paranã waren nicht ge- eignet, uns zu dieser Reise zu ermunthigen. Doch hörten wir die tröstliche Versicherung, daß es uns nirgends an — Wasser fehlen werde, ein Element, dessen Mangel wir bis jetzt noch gar nicht empfunden, ja das uns vielmehr in seiner Fülle nachthei- lig gewesen war. Wenn wir aber auf unserer Weiterreise keinen Wassermangel zu befürchten hatten, so waren wir doch durch die bisherigen Erfahrungen von der Nothwendigkeit belehrt, das sal- peterhaltige Trinkwasser zu verbessern. Dazu verhalf uns die Fürsorge unserer Freunde in Salgado, indem sie ein Mauthier

lediglich mit trockenverzuckerten Früchten und mit Quittenconserve beladen. Ein anderer Theil unserer Lastthiere wurde mit türkischem Korne, mit gesalztem Fleische, Speck und Branntwein beladen, und so ausgerüstet konnten wir hoffen, auch diese gefahrvolle Reise glücklich zu bestehen.

Die Hitze hatte in Salgado fast von Tage zu Tag zugenommen. Ein warmer Wind weht aus Osten über die Serra's her, manchmal am Morgen oder Mittag von heftigen Donnerwettern begleitet. Dieser Witterung gemäß war in der Nähe des Flusses die Vegetation fast erstorben, und schien, in ihrem verbrannten fahlen Kleide bis zum Eintritte der Regenzeit winterlich zu ruhen. Um so fröhlicher begrüßten wir daher die grünen Gebüsche, als wir auf unseren ersten Tagereisen, nach der drei Leguas s. s. westlich entfernten Fazenda Sumidouro, in die freundlichen ergen Thäler traten, welche sich zwischen den Bergen der Kalksteinkette eröffnen. Allmählig erhebt sich der Pfad, und nach einer Meile Wegs, durch den Wiesgrund (Brejo) sieht sich der Reisende auf den höheren Ebenen des Stromes, welche sich in ihrer Physiognomie den östlichen zwischen Contendas und Salgado nähern.

Die höher liegenden trockneren Gegenden waren mit dichtem, zum Theile blattlosen Gesträuche, die Niederungen mit einem feinen, blumenreichen Grassteppiche bekleidet, aus dem sich zerstreute Gruppen von Palmen und saftigem Gebüsche erheben. Die Sertanejos nennen solche bebuschte Wiesen Varredas. Wir fanden hier eine dornige Fächerpalme, als Hauptschmuck der Gründe, neben der hier seltneren edlen Weinpalme. Sie bietet weder einen zuckerhaltigen, der Weingährung fähigen Saft, noch eßbare Früchte, wie jene Art, ist aber sehr geeignet für die Construction des Dachgebälkes in den Hütten der Einwohner, die sie mit dem Namen des wilden Buriti bezeichnen. Außerdem erschienen hier und da dichte Haufen der Indajá-Palme. Sie bildeten die ersten Palmenwälder, in deren Schatten wir, trocknen Fußes und sicher vor Riesenschlangen und Kaimans, umherzuschweifen wagten. Die großen, an einem sehr reinen fetten Oele reichen Kerne dieser Palme machen sie zum Lieblingsbaume der großen blauen Araras, welche paarweise häufig über uns einherflogen. So schön der Federschmuck dieses Vogels ist, so sehr beleidigt sein heißeres, durchdringendes Geschrei auch die un-

empfindlichsten Ohren, und gewiß hätte er, wenn er dem Alterthume bekannt gewesen wäre, als ein unheilbringender Vogel von der übelsten Vorbedeutung gegolten. Für uns aber hatte die kleine Menagerie dieser zankflüchtigen Vögel, welche wir, auf dem Dache einiger Maulthierstüden angekettet, mit uns führten, einen besondern Nutzen, indem sie durch ihren andauernden, weithin hörbaren Lärmen uns den Ort der Karavane bezeichneten, von der wir bei den Streifzügen zur Untersuchung der Gegend oft ziemlich weit abblamen. Wir übernachteten an dem Bache Rio das Pedras, in dessen kühlender Nähe wir, nach einem mühevollen Tage, die volle Labung einer tropischen Nacht empfanden. Jene hehre Naturfeier zog mit allem ihr eigenthümlichen Zauber: dem leisen Wallen der Palmenwipfel, dem flüsternden Gesange fernher Vögel, der ernsten Dunkelheit des bestirnten Firmamentes, unter dem das Laub der Bäume in tieferem Schatten schwankte, an uns vorüber, und versetzte uns in eine Heiterkeit und Ruhe des Gemüthes, die reichlich für den Mangel einer menschlichen Umgebung entschädigte. Diese Nacht bereitete so eine Stimmung vor, die allmählig während der Reise nach Paranán, durch eine von Menschen fast unberührte Gegend, in uns immer herrschender wurde, so daß wir von dieser Unternehmung, statt der Erinnerung an Ungemach und Gefahren, nur Bilder einer schönen Vergangenheit zurückbrachten. Die wenigen Sertanejos, deren Wohnungen wir auf dieser einsamen Reise betraten, unterhielten ebenfalls diese Gemüthsstimmung durch ihr einfaches, treuherziges Wesen. Sie sind arm, doch ohne Bedürfnisse, rauh von Sitten, aber gutmüthig. Ihren Hütten zogen wir gewöhnlich ein Nachtquartier im freien Felde vor, wo wir bisweilen nicht einmal das angenehme und gesunde Wasser des Rio de S. Francisco vermiften, wenn uns das Glück an eine reine, kühle Quelle führte.

Auf der dritten Tagreise erreichten wir eine sehr ausgedehnte, unmerklich ansteigende Ebene, deren engverwachsenes, zum Theile dürres Gebüsch den Lastthieren nur langsam auf dem engen, gewundenen Pfade fortzuschreiten erlaubte. Dester als einmal mußten die Kisten abgenommen, oder die Zwergbäume niedergelassen werden, zwischen denen sie von den Thieren eingeklemmt worden waren. Zwei tafelförmige, fast viereckige, sich von S. nach N. erstreckende Berge erschienen gegen Abend zu unserer Linken, gleich Inseln in dem grünen Meere, das uns umgab.

Unser Führer, ein rüstiger Pauliste, versicherte, daß auf ihnen Diamanten gefunden worden seyen, und nannte sie Serra das Araras, ein Name, den sie mit vielen andern Gebirgen in Brasilien theilet. Ein Leichenzug kam uns von der zunächstliegenden Fazenda de S. Domingos entgegen. Mehrere Reiter, in lange Mäntel gehüllt, umgaben die Leiche, welche in einem großen weißen Tuche von einer Stange herabhäng, die die Leidtragenden abwechselnd auf die Schultern nahmen. Ein alter Mann, an der Spitze des Zuges, sprach bisweilen ein Ave Maria, in das die Uebrigen halblaut einsielen. Es war ein Kind, das, wie einer der Begleiter nicht ohne scheue Besorgniß mittheilte, bei der Bereitung von Schießpulver verunglückt war. Da diese Fabrication den Einzelnen ohne specielles Privilegium strenge verboten ist, so setzte sich der gebeugte Vater einer gerichtlichen Strafe aus, indem er seinem Kinde zu Salgado einen Platz in geweihter Erde verschaffte. So wurden wir auch hier daran erinnert, daß selbst in die unbefleckte einsame Natur dem Menschen das Schicksal in seiner tragischen Gestalt nachfolgt.

Ausser diesem Abenteuer konnten wir auf dieser einsamen Reise unsere ungetheilte Aufmerksamkeit dem Einsammeln vieler seltenen Pflanzen und der Jagd nach Tapiren, Ameisenfressern und Araras widmen. Weite dürre Sandstrecken (Charnecas) nehmen zwei Reihen von Hügeln, die Fortsetzungen der Serra das Araras, ein, und zwischen und nach ihnen erscheinen herrlich grünende Wiesen, aus denen sich zerstreute Schäfte der edlen Buritpalme erheben. Vorzüglich in dem tiefsten, quellenreichen Theile dieser Gründe tritt die Palme zu lichten Wäldern, oft von unübersehbarer Länge zusammen. Der Weg läuft bald längs diesen Hainen hin, worin die Bildnerin Natur gleichsam die edelsten Verhältnisse und Formen im Bau vegetabilischer Schulen beurlundet, bald durchkreuzt er die Niederungen und geht auf den Höhen fort, welche mit zerstreuten, niedrigen, krummstämmigen Taboleiro-Bäumen besetzt sind. Mancherlei Gräser, zartfiedrige Acacien, Myrten, Cassien von wunderlicher Gestaltung der Blätter und wohlriechende Lippenblummen sind hier eben so zahlreich, als buntfarbiges Gefieder und die vielartigsten Ameisen, welche ihre kunstreichen Wohnungen von Lehm und Erde, thurmähnlich und sechs bis acht Fuß hoch, aufbauen, oder an den Aesten der Bäume, hängenden schwarzen Bienenkörben ähnlich, aufführen. Die sumpfigen Wiesen leiten ihre Gewässer dem

Rio Carynhanha zu. Hie und da bemerkt man in den Wiesen Teiche von bedeutender Ausdehnung, wie z. B. die Sete Lagoas, an denen wir vorbeizogen. Das Wasser ist zwar trinkbar, soll aber bei dem Baden ein unerträgliches Jucken auf der Haut hervorbringen. Es ist unentschieden, ob diese Eigenschaft von salzigen Theilen des Bodens und vegetabilischen Extractivstoffen, oder von dem Urathe der Kaimans und Riesenschlangen herrührt; fast aber möchte ich, mit den Sertanejos, die letztere Ursache annehmen, da es bekannt ist, daß nicht nur die Kaimans einen sehr durchdringenden Moschusgeruch aus der an ihrem Unterleibe, in der Nähe des After's befindlichen Drüse verbreiten, sondern daß selbst die Excremente und der Urin der Schlangen und Krokodile einen eigenthümlichen, widerlichen Geruch und viel Harnsäure und Ammonium besitzen. West-nord-westlich von diesen Teichen, wo wie in der glühendsten Sonnenhitze an dem kleinen Bache Patos Halt machten, erhielt diese Vermuthung noch mehr Wahrscheinlichkeit, als wir uns von der ungeheuren Menge überzeugen konnten, in welcher diese Amphibien hier die Sümpfe und Bäche bevölkern. Eines unserer Maulthiere war, wie es diese Thiere bei Annäherung an die Tränke oft zu thun pflegen, vorausgeeilt, um seinen Durst zu löschen; am Bache angelangt, wurde es von einem großen Kaiman an der Schnauze ergriffen, und würde wahrscheinlich in dem ungleichen Kampfe unterlegen seyn, wären die Treiber nicht zeitig genug zu Hülfe gekommen. In dem Gewässer waren hie und da solche furchtbare Thiere, und im Schatten der nahen Gebüsche einige große, gleich Ankertauen zusammengerollte Schlangen sichtbar, so daß wir nur unter anhaltendem Geschrei und Lärmen überzufehen wagten, und es uns nun zum Gesehe machten, ähnliche Orte nur in gedrängten Haufen, unter dem Vortritte des Capataz, und die Thiere durch Schläge und Zuruf antreibend, zu passiren.

Die Anmuth dieser Gegend, in der frische Wäldchen mit ausgedehnten Wiesen, voll klarer Quellen, und mit Gruppen majestätischer Burret palmen wechseln, ist unbeschreiblich, und sie wird noch dadurch erhöht, daß das Land gleichsam unentweicht erscheint von der Hand der Cultur, indem sich die wenigen Ansiedler fast ausschließlich mit Viehzucht beschäftigen. Die Gebüsche beherbergen zahlreiche Hirsche und Tapire, und letztere sind so wenig schau, daß wir sie, bei Anbruch des Tages, ganz nahe an unserm Lagerplatze weidend erblickten. Als wir sie zu

Pferde durch das Dickicht verfolgten, wurden wir von einem seltsamen Anblicke überrascht: eine Frau von athletischem Körperbau, mit Säbel und Flinte bewaffnet, begegnete uns, wie es schien, auf gleicher Jagd begriffen. Diese braune Amazone war die Besitzerin des benachbarten Hofes Yhá, wohin wir eben unter Anführung ihres Pflegesohnes, der uns von Salgado aus begleitete, zogen; und sie hatte diesmal, wie öfter, die Waffen ergriffen, um ihren alten und kränklichen Eheherrn mit frischem Wildpret zu versorgen. Die Umzäunung in der Nähe des Hofes, mit zahlreichen Dnzen- und Wolfs-Schädeln verziert, schien die Ausfagen von ihren rühmlichen Jagerthaten zu bestätigen.

Nach einem Rasttage in dem einsamen Yhá, dessen idyllische Umgebung ganz zu der Sitteneinfalt seiner Bewohner paßte, verfolgten wir den Weg, immer in west-nord-westlicher Richtung, und gelangten an den Rio Carnybanha. Dieser schöne Fluß führt hier seine klaren grünlichen Gewässer in einem Bette von weißem Sandstein, anmuthig von frischen Gebüschchen oder von Fächerpalmen beschattet. Ein baufälliges Floß von den Stämmen der wilden Buriti, welches wir hier fanden, ward binnen wenig Stunden vergrößert, mit Lianen fester gemacht, und brachte uns mit dem Gepäcke wohlbehalten auf das nördliche Ufer, wo wir in eine weitläufige sandige Ebene traten, die sich allmählig erhebt, und schon hier Chapada de (do) Paranán genannt wird. Mit Ausnahme der seichten Querthäler, in denen Wiesen und Buritisaës herrschen, ist sie überall mit dichtem, während der Dürre zum Theile blattlosen Gebüsch bedeckt, welches fast alljährig durch die, von den Sertanejos angelegten Feuer angebrannt wird. Eben jetzt hatten sich diese Brände in einer unabsehblichen Ausdehnung verbreitet, und wir waren öfter als einmal gezwungen, von dem Wege abzuweichen, oder zwischen brennenden Stellen hindurchzueilen. Ein heftiger Wind aus Nordosten jagte den feinen Kohlenstaub der abgebrannten Plätze in ungeheuren Säulen auf, welche sich langsam und drohend an uns bewegten, bisweilen, mit Nachlaß des Windes, wie ein schwarzer Regen niederfielen, und endlich den Horizont versinsterten, an dem die untergehende Sonne wie eine große blutrothe Scheibe hing. Um den verfolgenden Flammen auszuweichen, flüchteten Rubel von Seriemas, welcher Vogel hier sehr häufig zu seyn schien, mit lautem Geschreie, und Eidechsen und Schlangen fanden wir auf unversehrten Plätzen ruhig

beisammen, und sich gleichsam in Vertheidigung setzend gegen die Nasgeier, welche von benachbarten Bäumen aus sich ihre Beute auszusuchen schienen. Die Hitze war unerträglich, und wurde noch fühlbarer durch den Wechsel kühlerer Luftströme, oder durch die gänzliche Ruhe der Atmosphäre in den tiefertliegenden Plätzen. Hier und da ward der Luftkreis durch die aus den glühend heißen Sandstrichen zurückgeworfene strahlende Wärme in eine stätige Oscillation gesetzt, so daß alle Gegenstände um uns in tanzender Bewegung erschienen. Wir waren deshalb sehr froh, auf diesem heißen Marsche unseren Durst mit den Beeren einer hier häufigen Myrte stillen zu können, die sich in geringer Quantität durch die Säure ihres Saftes empfiehlt, aber im Uebermaas genossen, leicht Diarrhöen hervorbringt. In der Fazenda do Rio Fermojo, welche wir gegen Abend erreichten, wurden wir durch eine vortreffliche Limonade aus dem Essig der Mangavaf Frucht erquickt, womit die Küche der Sertanejos oft versehen ist.

Um der Hitze des Tages auszuweichen, verließen wir mit Zurücklassung eines Theiles unsers Trupps die gastfreie Fazenda do Rio Fermojo schon nach Mitternacht, und verfolgten bei Mondenlicht unsern Weg durch das Gebüsch. Schwarze Staubwolken, die in ihrem Fusse Funken sprühten, begegneten uns öfter, und erinnerten an jene Säulen, welche einst den Iscaeliten in der Wüste den Weg zeigten. Als wir uns dem kleinen Flüsschen Paratinga näherten, welches in den Rio Uruguay fällt, ging die Sonne auf, und beleuchtete vor uns eine weitausgedehnte, gegen Westen ansteigende, hier und da von Gräben und Wällen durchschnittene Hochebene. Einzelne Palmengruppen vermögen nicht, die Monotonie dieser Gegend zu unterbrechen. Nach einem ermüdenden Marsche gelangten wir an den Rand des tiefen Paranan Thales (Vão), in welches wir einen steilen, steinigten Weg, wenigstens eine Legoa lang, hinabstiegen.

In dem Thale angelangt, befanden wir uns also auf einem andern Gebiete, und wir richteten unsere Schritte nach dem Grenzposten, Contagem de S. Maria, wo unsere Effecten gemäß den Empfehlungsbriefen der Regierung, so wie beim Eintritt in die übrigen Provinzen des Reiches, keinem Zollgesetze unterlagen, welches sonst hier für jede Arroba eingeführter Waaren zwölfhundert und fünfzig Reis Zollgebühren bestimmt.

Die nächste Umgebung dieses Grenzpostens war durch die Eigenthümlichkeit der Vegetation und durch die fühlbare Verschiedenheit des Klima ganz geeignet, um uns zur Weiterreise, entweder in das Stromthal des Tocantins, oder nach dem Hauptorte der Capitania, der Villa Boa, aufzumuntern, allein unser Reiseplan war durch die Anweisung, der Wechsel nach Bahia und durch den Mangel officieller Empfehlungen für die nördlichen Provinzen, welche der K. K. österreichische Gesandte, Herr Baron von Neveu, uns ebenfalls in jene Stadt zu senden versprochen hatte, zu sehr fixirt, als daß wir uns eine solche Abweichung von demselben hätten erlauben dürfen; und da wir später erfuhren, daß unser Freund, Herr Dr. Pohl, diese Provinz zum besondern Gegenstande seiner Untersuchung gemacht habe, so konnten wir uns über die früher gewählte Richtung, unserer Reise beruhigen, so schwer es uns auch im Augenblicke fiel, an der Schwelle eines so interessanten Landes umkehren zu müssen.

Ueber diesen Weg erwarten wir interessante Aufschlüsse von den Nachrichten unseres Freundes, Herrn Dr. Pohl, der den Tocantins selbst in großer Ausdehnung besichtigt hat. Nach den Nachrichten, welche uns ein erfahrener Schiffer mittheilte, wird diese Schiffahrt besonders mühevoll durch die häufigen Untiefen, durch Strömungen und kleine Fälle des Flußes, welche an mehreren Orten die ganze oder halbe Ladung auszuschießen, oder an andern, die Böte zu erleichtern nöthig machen. Gefährlich wird die Reise durch Krankheiten, als Wechsel: Nerven- und Faulfieber und Ruhren, welche die Mannschaft nicht selten befallen, und durch die Feindseligkeiten der anwohnenden Indianer. Da sie nomadisch umherschweifen und oft feindselige Gesinnungen gegen die Ansiedler und Reisenden hegen, so kann man weder das Verhältniß dieser Stämme unter einander, noch die Grenzen ihrer Gebiete mit Sicherheit angeben. Die Xerentes sind eine sehr zahlreiche Nation und Antropophagen. Sie sollen sogar ihre Verwandten tödten und essen, wenn diese, durch Altersschwäche unvermögend, sich selbst zu ernähren, der übrigen Familie zur Last fallen. Bei ihren Einfällen in die Fazenda's der Ansiedler verschonen sie Nichts, und versichern sich besonders der Pferde, deren Fleisch sie vorzüglich lieben. Ihre zahlreichsten Wohnorte (Aldeas) liegen zwischen dem Araguaya und Tocantins, von wo aus sie weite Streifzüge unternehmen. Die mächtigste und zahlreichste Nation in dem nördlichen Theile von Goyaz sind, so

wie deren Todfeinde die Cajapós im südlichen, die Chavantes. Man hat mehrere Aldeas derselben schon civilisirt, ohne jedoch dadurch die Kraft des Stammes zu brechen, noch dem Staate Bürger zu verschaffen, da die Neuanwesenden sehr häufig Opfer von Blatternseuchen wurden, oder wieder in die Freiheit zurückkehrten. Diese Indianer sind von hohem Wuchse und sehr heller Farbe. Sie sind muthig und gehen ihren Feinden offen und bei Tage entgegen, während die Cajapós nächtliche Ueberfälle vorziehen. Ihre Waffen bestehen in Bogen und Pfeil von sechs Fuß Länge, und einer vier-Fuß langen Keule, welche oben nach Art eines Ruders verflacht ist. Zu der Führung dieser mächtigen Waffe gewöhnen sie sich durch mancherlei Kampfspiele vorzüglich durch das Tragen eines zwei bis drei Centner schweren Holzblockes, den sie im Laufe von sich schleudern. Der Jüngling, welcher dieß nicht vermag, darf auch nicht heurathen. Wie bei allen brasilianischen Wilden trägt auch hier das schwächere Geschlecht alle Sorge des Haushaltes und der Erziehung. Sie sind übrigens geschickt in Handarbeiten, und würden, wenn nicht durch angeborene Trägheit verhindert, gute Handwerker werden. Im Schwimmen und andern Leibesübungen zeichnen sie sich eben so sehr aus, wie durch eine gewisse sichere und edle Haltung in ihrem Benehmen, und durch die Offenheit ihrer Gesichtszüge, wodurch sich besonders die Weiber empfehlen sollen. Auch ist ihnen die Idee der Unsterblichkeit nicht fremd, und sie hoffen nach dem Tode in ein besseres Land zu kommen. Von dem Cultus eines höheren Wesens findet man aber keine Spur bei ihnen, es sey denn, daß die Feste, welche sie in den Monaten März und April während des Vollmondes feiern, sich hierauf bezögen. Ihre Sprache ist im Ausdrücke minder kräftig, jedoch reicher an Umschreibungen und weicher, als die der Cajapós, welche sehr einfach aber energisch seyn, und durch verschiedenartige Betonung der Worte verschiedene Zeiten und Affecte ausdrücken soll. Mit den Reisenden auf dem Araguaya und Tocantins pflegen sie bisweilen zu handeln, indem sie gegen Wildpret, Honig, Wachs und Bogelfedern Eisenwaaren, Branntwein u. s. f. eintauschen. In gleicher Absicht erscheinen bisweilen am Strome die Carajís, ein kleiner, schwacher Stamm, welcher schon Ananas, Mais, Pisang und Mandioca pflanzt, aus der Wurzel der letzteren Pflanze eine Art Brod und ein gegohrnes Getränk bereitet, während der nassen Monate die höheren Gegenden be-

wohnt, und während der trocknen sich in der Nähe der Flüsse niederläßt.

Während unserer Anwesenheit herrschte in Contagem de S. Maria eine ungewöhnliche Hitze. Dabei war die Atmosphäre in dem engen und tiefen Thale dicht erfüllt mit dem Rauche der Brände, welche die Weideplätze und Gebüsche der benachbarten Bergabhänge verzehrten, und Nacht bließ ein heftiger, warmer Südwind, der das Dach unseres Hauses erschütterte und uns nicht schlafen ließ. Wir fühlten uns unbehaglich und ängstlich, und der Entschluß, dem wir so oft die Gesundheit verdankten, in solchem Falle alsbald den Aufenthaltsort zu verändern, ward noch durch die Anwesenheit eines reisenden Mineiro bestärkt, der in demselben Hause wohnte und eben von einem heftigen Nervenfieber genesen war. Wir beschränkten daher selbst unseren späteren Reiseplan auf einen Besuch der zwei Leguas nordwestlich entfernten Fazenda de S. Roque, wo der Vorstand (Commandante) dieses Distriktes, Senhor Frotta, wohnte. In dem Hause des Commandanten erwartete uns ein früher nie gehabter Anblick. Wir fanden Niemanden, weder in dem Hofe, noch in den geräumigen Wohngebäuden, und wollten uns bestrebt schon entfernen; als uns ein klägliches Geschrei nach einer abgelegenen Hütte rief. Hier trafen wir die ganze Familie und zahlreiche schwarze Dienerschaft um eine Leiche heulend, die ganz nach Art der ägyptischen Mumien in Baumwollenzeuge eingewickelt war. Man erklärte uns, daß der Tod einer Negerclavin diese lugubre Feierlichkeit veranlaßt habe, indem sich die Afrikaner nicht abbringen ließen, den Verstorbenen nach vaterländischer Sitte die letzten Pflichten zu erweisen. Die Todtenklage wird von den Negern mit solcher Innbrunst und Lebhaftigkeit angestellt, daß die Fazendeiros es für eine Unklugheit halten, sie ihren Sklaven nicht zu gestatten. Wir wurden hier mit allen jenen Beweisen einer herzlichen und ungezwungenen Gastfreundschaft aufgenommen, welche einen wesentlichen Zug in dem Charakter der Goyazanos ausmachen soll; doch verweilten wir nur einen Tag, und kehrten sodann über Contagem de S. Maria nach der Fazenda do Rio Fermoço zurück, wo wir zwar den Trupp zu neuen Märschen ausgeruht, aber einen unserer treuesten Treiber so bedenklich erkrankt fanden, daß wir uns später glücklich schätzten, ihn bis an den Rio de S. Francisco gebracht zu haben, wo wir ihn in ärztlicher Pflege zurückließen, als wir in die Capiz

tanie von Bahla übertraten. An der Krankheit dieses Mannes hatte das Heimweh viel Antheil, denn die Mineiros, so wie in Europa die Bewohner gebirgiger Gegenden, mehr als andere Brasilianer unterworfen sind.

Bei der Untersuchung dieser Kalksteinberge stieß ich auf ein wieselartiges Thier, welches ganz langsam vor mir über das Gestein hinlief. Ich war eben im Begriffe einen Stein nach ihm zu werfen, als es den Rücken etwas in die Höhe und die Schenkel auseinander zog, und eine grünliche Feuchtigkeit von pestilenzialischem Gestanke gegen mich ausprühte, so daß mir für einen Augenblick die Sinne vergingen, und ich gänzlich unvermögend war, es weiter zu verfolgen. Der eben so eckelhafte als durchdringende Gestank blieb so fest in den Kleidern hängen, daß er sie unbrauchbar machte. Unser Führer versicherte, daß die Feuchtigkeit des Stinkthieres, wenn sie die Augen träfe, Blindheit verursachen könne. Obgleich dieses Thier in Brasilien nicht selten ist, waren wir doch nicht so glücklich, es für die Sammlung zu erlangen, weil die Hunde, wenn sie einmal von seiner seltsamen Waffe getroffen worden, für immer scheu von der Verfolgung absehen sollen, und die Sertanejos dem, übrigens harmlosen Wilde gerne aus dem Wege gehen. Die Nacht bevor wir den Rio de S. Francisco wieder erreichten, brachten wir unter einem großen Joábaume, dem einzigen, der in dieser trocknen Gegend seine Blätter behalten hatte, zu. Neben ihm erblickten wir hie und da einen Baum, den man füglich unter die Wunder im Reiche der Flora zählt. Der sechzig bis siebenzig Fuß hohe Stamm der Barriguda ist in der Mitte nicht selten auf einen Durchmesser von fünfzehn Fuß angeschwollen, und führt das ungewohnte Bild eines faßförmigen Stammes vor, welches dem Reisenden um so mehr auffällt, als in dieser armen Landschaft dem Auge nur selten großartige Formen begegnen, und der Baum während der trocknen Monate entblättert steht. Bei dem Anblicke dieses riesenhaften Gewächses wird man an die colossalen Thiere der Urwelt erinnert, gleichsam, als dürfte man auch in ihm den Ueberrest einer älteren, an Masse reicheren Vegetation erblicken. Das Innere des Stammes ist jedoch nicht mit dichtem Holze, sondern mit einem sehr schwammigen Marke erfüllt, dessen sich die Sertanejos statt des Korkholzes bedienen.

Nach Malhada hatten wir von Salgado aus auf dem Strome unser überflüssiges Gepäcke abgeschickt, und mehrere Kranke beschieden, welche unsere ärztliche Hilfe wünschten. Wir verließen daher am 24. September Carynhanha, und setzten auf einem großen Boote über den Strom nach diesem Registo über, wo wir die Beruhigung hatten, unsere Sammlungen wohlbehalten in Verwahrung des Sargente Mór Senhor Thomé Tynajo Ribeiro anzutreffen.

Malhada ist wegen seiner ungesunden Lage vor allen Ortschaften am Rio de S. Francisco übelberüchtigt, und wir beschloffen daher nur so lange zu verweilen, bis wir unsern Trupp von neuem vollzählig gemacht, und mit den Bedürfnissen für die Reise nach Bahia versehen hätten.

Unseren Sammlungen, dem Ertrage der Reise von Villa Rica aus, widmeten wir hler eine ganz besondere Sorgfalt. Wir verpackten sie, weil das inländische Holz zu dicht und schwer ist, in Kisten von Tannenholz, worin die zierlichen Töpferwaaren Porto's nach Brasilien geführt werden, und überzogen jene zur Sicherheit noch mit Rindshäuten. Das ganze, ansehnliche Gepäcke machte einen Trupp von zwanzig Lastthieren nothwendig, mit welchem eine Reise von mehr als hundert Meilen zu machen, in diesem Jahre, wegen gänzlichen Wassermangels in dem zu durchreisenden Landstriche, eine schwierige Aufgabe war. Wir begaben uns, begleitet von vier neu angenommenen Treibern, am 29. September Abends auf die Reise, voll Sehnsucht, in Bahia, an der Schwelle des Alles verbindenden so wie trennenden Oceans, dem Vaterlande wieder näher zu treten.

Reise von Malhada, durch das Innere der Provinz
von Bahia, nach der Hauptstadt Bahia de Todos
os Santos.

Der Reisende, welcher während der dürren Monate einen zahlreichen Maulthiertrupp, auf den von uns eingeschlagenen Weg, durch den Sertão von Bahia führt, ist niemals gewiß, ob er nur mit einem einzigen Thiere den Ort seiner Bestimmung glücklich erreichen werde. Für die Sicherheit seiner Person und die nothwendigste Nahrung darf er zwar nicht bange seyn, denn er trifft täglich eine oder mehrere Fazendas, aber Wasser und Futter für die Lastthiere sind sehr oft spärlich, und können bei lange anhaltender Trockenheit gänzlich fehlen; dann sterben nicht selten die Thiere schnell dahin, und er bleibt mit seinem Gepäcke hülflos der Gutherzigkeit der Sertanejos überlassen. Der neue Capataz machte es sich auf dem ersten Tagmarsche zum Gesächste, uns recht viele Beispiele solcher Unglücksfälle zu Gemüthe zu führen, und wenn wir seine Erzählungen mit der Umgebung verglichen, durch die wir hinritten, so sahen wir uns allerdings von einer gleich trostlosen Möglichkeit bedroht. Statt der gänzlich ausgetrockneten Bäche fanden wir selten, in Lachen oder Felsenhöhlen, ein trübes, eckelhaft bitteres und schleimiges Wasser. Wir verbesserten für uns den Geschmack desselben durch Zucker und Quittenbrode, aber den Lastthieren war nicht auf gleiche Weise zu helfen, und da sie einigemale zu saufen verschnähten, so trieben wir mit hanger Furcht so eilig als immer möglich vorwärts. Ein neues Hinderniß setzte uns dabei die Größe der Ladungen entgegen, welche nicht so leicht als die rundlichen Baumwollensäcke auf den dichtverwachsenen Wegen fortgebracht werden konnten. Die Bewohner dieses traurigen Landstriches treiben vorzugsweise Rindvieh- und Pferdezuucht. Nur selten fanden wir Anpflanzungen von Baumwolle, die hier ziemlich gut gedeiht.

Die fünfte Tagereise, seit wir Malhada verlassen hatten,

führte uns bei Paráú über die letzte Kette des granitischen Gebirges, und von dessen Höhe erfreuten wir uns der Aussicht in lustig grüne Niederungen. Mit jedem Schritte, den wir, aus der muldenförmigen, mit frischem Grün gezierten Vertiefung dieses Gebirges bei Hospicio, weiter aufwärts thaten, fanden wir mehr und mehr ein Gebüsch aus Pflanzen des Cerro Frio, und besonders der Hochebenen von Minas Novas bestehend, wieder. Hier schimmerten uns endlich die reinlich geweißten Häuser der Villa de Cayeté aus einer, von Hügeln umgebenen Niederung des Gebirges entgegen, den müden Wanderern ein freundliches Obdach verheißend.

Cayeté hat, gemäß der Ähnlichkeit seines Klima und seiner Vegetation mit denen von Minas Novas, seit zwanzig Jahren die Cultur der Baumwolle in großer Ausdehnung betrieben, und ist dadurch einer der reichsten Orte im Sertão von Bahia geworden. Die Einwohner des betriebsamen Dorchens gaben uns Gelegenheit, unsere ärztliche Thätigkeit zu üben; es kamen viele Kranke zu uns. Nach Sonnenuntergang hatten wir uns eben in das Nachtquartier zurückgezogen, als einer von unsern Dienern mit furchtsamer Mine einen Valentão ankündigte; und er hatte kaum ausgesprochen, als ein gigantischer Mann, im Reitermantel, mit Schwerdt und Pistolen bewaffnet, ledigen Schrittes hereintrat, ihn aus der Thüre schob, diese abschloß, und sich jetzt ohne eine Sylbe des Grußes mit den Worten zu entkleiden begann: „Ihr Herren Fremden, curirt mich; — aber schnell, denn hier ist meines Bleibens nicht!“ Er zeigte an seinem Körper, der einem Achilles hätte angehören können, eine Menge Hiebwunden, und beehrte mit ungestümem Troge und läunigem Wiße augenblickliche Hülfe. Das ausdrucksvolle, schöngezeichnete Gesicht und die fast weiße Farbe verriethen einen Mulatten des letzten Grades von etwa dreißig Jahren. Wilde Kühnheit, die jeder Widerstand zur Wuth entflammt, lagen im Ausdrucke dieses sonderbaren Mannes. Da er nicht Lust hatte, auf unsere ärztlichen Fragen zu antworten, so verrichteten wir, nachdem wir uns vom ersten Erstaunen erholt hatten, stillschweigend das aufgedrungene Geschäft, bereiteten Arzneien aus unserer Reiseapotheke und verbanden ihn, und kaum hatten wir geendet, so war er mit den Worten: „ich danke, — Gott befohlen!“ — verschwunden; wir hörten, wie er im raschen Galopp davoneilte, und blieben fast zweifelnd zurück, ob es Traum oder

Wahrheit gewesen. Unsere Diener lösten das Räthsel, indem sie von mehreren Abenteuerern erzählten, welche enterbt oder verarmt, entweder aus Verzweiflung oder aus einem Hange nach wilden Unternehmungen, sich in dem Sertão vogelfrei umhertreiben, Ruchlosigkeiten jeder Art, bald im Dienste Anderer, bald zu eigener Genugthuung verübten, und der Strafe der Gerechtigkeit oft lange durch ihre genaue Kenntniß des Landes und die Beihülfe von Verwandten und Verbündeten entgingen. Ehe das Land bürgerliche Ordnung angenommen hatte, waren solche Banditen (Balentoës) sehr häufig.

Zwischen Cayeté und dem nächsten größeren Orte, der Villa do Rio de Contas, hatten wir drei Tagereisen über ein sehr gebirgiges Land zurückzulegen. Da die jetzt fast von allem Grün entblößte Vegetation den Lastthieren nur wenig Nahrung darbot, so mußten wir mit Furcht bemerken, daß der mitgenommene Vorrath an Mais nicht genügte. Die Thiere verließen sich während der Nacht, selbst, wenn sie an den Vorderfüßen mit Schlingen gefesselt waren, so weit, daß wir die Hälfte des Tages damit verloren, sie wieder zusammen zu bringen. In diesen misslichen Umständen erreichten wir die Fazenda da Lagoa de N. S. d'Ajuda, wo wir Hülfe erwarteten, weil sie einer der größten Höfe im ganzen Sertão ist, aber gerade diese starke Bevölkerung, von mehr als einhundert und sechzig Slaven, war unsern Wünschen entgegen. Man versicherte, selbst Mangel an Mais zu leiden, und nur mit Mühe gelang es uns, die nöthige Quantität von Negern einzuhandeln, welche ihre Feiertage zu selbstständigem Anbaue verwendet hatten. Die Besitzer solcher großen Landgüter leben selten im Sertão, sie verzehren in volkreicheren Gegenden, oft mit unglaublichem Aufwande, den Ertrag, und überlassen die Verwaltung einem Mulatten, auf dessen Gastfreundschaft der Reisende nicht immer rechnen darf. Döstlich von der Serra de Joazeiro erhebt sich der Weg allmählig, und führt endlich in ein, auf beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossenes Thal. Um in der Villa do Rio de Contas die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, ließ ich hier, in der Fazenda Tapera, den Trupp zurück, und setzte die Reise, blos im Geleite eines schwarzen Führers, nach Sonnenuntergang fort. Der Mond erschien an dem, in ein warmes Violett gekleidetem Firmamente, und beleuchtete mit ungewöhnlicher Klarheit die Gebirge, Serra da Villa Velha; ich konnte mit Leichtigkeit die

kühnen Umriffe derselben und die verschiedenen Baumgruppen unterscheiden, welche in diesem schönen Thale mit Blüthen übersättet, einen ambrosiischen Wohlgeruch ausströmten. Tausende von großen Cicaden betäubten mich mit ihrem lauten monotonen Geschwirre, durch welches ich endlich, in der Nähe von Villa Velha, das Brausen des Rio Brumado vernahm, eines klaren Bergstromes, der seiner Verbindung mit dem Rio de Contas zueilt. Villa Velha, der „alte Flecken“, war eine der frühesten Niederlassungen im Sertão von Bahia, entvölkerte sich aber mit der Entdeckung der Goldminen in dem nahen Gebirge und der dadurch veranlaßten Gründung der Villa do Rio de Contas (1724). Die Fazendeiros benützen die glückliche Lage des schönen Thales, durch welches ihre Höfe zerstreut liegen, für Viehzucht und für den Anbau der Baumwollenstaude. Eine gute Staude liefert zehn bis fünfzehn Pfunde mit den Kernen, und drei bis fünf Pfunde reiner Baumwolle. Wir bemerkten in dem grasigen Grunde des Thales zahlreiche Stämme von Hymeniden, von denen fußlange Nester einer Beutelmeise und eine sonderbare Art schwarzer Ameisenester herabhingen. Die letzteren sind besonders deshalb merkwürdig, weil sie, vermöge der animalischen Ritze, welche ihre kunstreichen Erbauer anwenden, eine außerordentliche Härte und Dauerhaftigkeit erhalten.

Eine Legoa nordöstlich von der Villa Velha liegt die Villa do Rio de Contas. Wir mußten, auf einem steilen, hie und da gefährlichen Wege, fast zwei Stunden lang emporsteigen, bis wir diesen ersehnten Ruhepunkt erreichten. Auf der Hälfte des Weges braußt dem Wanderer ein gewaltiger Wassersturz des Rio Brumado entgegen, der zwischen steilen Felsenklippen aus einer Höhe von hundert und fünfzig Fuß herabkömmt. Von dem Gipfel der Straße entfaltet sich eine herrliche Aussicht in das liebliche Thal von Villa Velha.

In der Nähe des Fleckens geht ein harter, weißlicher, sehr quarzreicher und dem Sandsteine ähnlicher Quarzschiefer zu Tage aus. Man zeigte uns auf kahlen Platten desselben unregelmäßige, wie es schien, keiner Deutung fähige Zeichnungen mit rother Farbe, welche von den ehemals hier wohnenden Indianern herrühren. In der Villa zeigte man uns große Stücke von Alabaster, angeblich aus der Nachbarschaft des Rio de S. Antonio, wo er in ganzen Felsen zu Tage stehen soll. Dieses

Fossil empfiehlt sich durch seine Weiße und Reinheit, und wird in großer Menge nach Bahia verführt, wo man Heiligenbilder und ähnliche Gegenstände daraus schnitzt.

Von größerem Interesse für den Naturforscher sind die Ueberreste urweltlicher Thiere, welche sich in dem Distrikte der Villa an mehreren Orten, am häufigsten in dem Rio de S. Antonio und in seiner Nähe bei der Fazenda do Bom Jesus de Meira, acht Leguas von der Villa, auf der Erdoberfläche oder in Sand eingegraben vorfinden. Man will dort einen Zahn von acht Pfunden Gewicht und einen fünf Schuh langen Knochen gefunden haben, der zum Brunnentrage dient. Die Schuhmacher bedienen sich solcher Knochen, welche, von allem anhängenden Sande entblößt, wie Bimssteine auf dem Rio de S. Antonio einherschwimmen, um das Leder zu poliren. Leider waren wir nicht im Stande, unversehrte Knochen zu erhalten, aber die Dimensionen der Bruchstücke, welche, ohne die äußere fast gänzlich abgeriebene Schale bloß in der zelligen Substanz, sechs bis acht Zolle messen, deuten auf eine riesenhafte Größe des Thieres, welchem sie angehörten.

Die Villa do Rio de Contas soll neuhundert, ihr ganzer Kirchsprengel, neuntausend Einwohner zählen. Da das Klima den Ackerbau wenig begünstigt, so ist der Betrieb der Goldminen und Handel der wichtigste Erwerbszweig der Einwohner, die sich durch Bildung und Wohlhabenheit von der übrigen Bevölkerung des Innern von Bahia auszeichnen.

Nur ungerne verließen wir am 17. October das freundliche Städtchen, welches uns durch seine Lage, wie durch die Bildung und Gastfreundschaft seiner Bewohner an Tejuco erinnert hatte, und stiegen den steilen östlichen Abhang des Gebirges hinab bis zu der Casa de Telha, einem großen Mauerhause, der in den benachbarten Catingawaldungen reiche Baumwollensplanzen besitzt. Große Strecken sind mit Gebüsch der Arici-Palme, bedeckt, deren unreife Früchte ausgepreßt werden, um mit dem schleimigen Saft leichte Augenentzündungen zu behandeln; und hie und da erhebt sich ein lichter Hain der Aricuri-Palme, aus deren Stamme die Einwohner bei eintretender Hungernoth ein trocknes, an Nahrungstoffen höchst armes Brod zu bereiten pflegen. Daß die Bevölkerung eines so üppigreichen Landes zu

solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen muß, um ihre Subsistenz zu sichern, würde uns unglaublich geschienen haben, hätten uns nicht von dem Elende überzeugt, in welchem die Sectanen dieser Gegenden gewöhnlich leben, und sich wohlbefinden. Schien uns aber, als ständen sie an Bildung und Lebensbedürfnissen selbst den einsamsten Certanejos von Minas nach. Eine kleine schmutzige Hütte, umgeben mit einer vernachlässigten Maniokpflanzung, eine Kossa, die mit Bohnen und Mandi bestellt wird, eine Heerde von Rindvieh und einigen magischen Pferden; welche selbst für ihren Unterhalt sorgen muß, das befriedigt die höchsten Wünsche dieser verwilderten Leute. Sie leben von Vegetabilien, getrocknetem Rindfleisch, Milch, einer Art süßer Käse, und während der Fruchtreise vorzüglich von den Früchten des Imbuzeiro-Baumes, aus deren süßsaurem Saft sie mit Milch die Imbusaba, ein erfrischend wohlschmeckendes Gericht bereiten. Selten sieht man unter ihnen einen Weissen von rein europäischer Abkunft; Viele Mulatten, Andere beurkunden durch ihre hellere Gesichtsfarbe und das schlichte Haar die vermischte Abstammung von Indianern und Weissen.

Von der Fazenda Secco aus mußten wir abermals hohes Gebirge, die Serra das Lages, hinansteigen. In der Thalschlucht zwischen diesem Gebirgszuge und dem von La fanden wir ein kleines, ärmliches Pfarrdorf, Sincorá.

Das Thal des Rio Sincorá, eines klaren Bergstroms, welches tausend bunte Schmetterlinge durchflatterten, bot eine der schönsten Ansichten in diesem Alpenlande. Wir würden gerne längere Zeit hier zugebracht haben, hätte uns nicht gänzlicher Mangel an Fourage unbedingt weiter getrieben. Der braune Geistliche des Dertchens vermochte uns keinen Muth zu verschaffen, und so blieb uns nichts übrig, als mit Anbruch des folgenden Tages die Serra de Sincorá zu übersteigen.

Mit großer Mühe erreichten wir den Paß des Gebirgsbenn um unsre Noth zu vermehren, hatten die meisten unsere Lastthiere während der Nacht ein giftiges Kraut gefressen; zitterten, schnaubten uns traurig an, und legten sich an steilsten Stellen des Weges nieder, so daß wir gezwungen waren, die Ladungen selbst bis auf den jetzt seitigen Abhang zu

gen, welchen sie mit geringerer Anstrengung hinabstiegen, weil diese Art von Vergiftung besonders das Aufwärtssteigen erschwert. Unter den bittersten Gefühlen, diese interessante Gegend nur im Fluge betrachten zu können, kletterten wir den östlichen terrassenförmig abgesetzten mit prächtigen Alpenblumen verzierten Bergabhang hinab, und ließen uns kaum Zeit, die Pflanzen zu sammeln, welche eine ganz eigenthümliche Flora auf diesen Gebirgszug ausmachen. Eine weite Aussicht auf ein hüglisches mit damals blattlosen Catingawäldern bedecktes Land eröffnete sich vor uns, bis wir in ein niedrigeres Plateau zu der Fazenda Carabatos hinabstiegen. Hier waren wir an der Schwelle derjenigen Catingawaldung angekommen, deren Durchbruch uns die Erzählungen der Sertanejos so gefährlich und furchtbar geschildert hatten. Denn bis Maracás, zwanzig Leguas von unserm Bivouacque, durften wir weder Wasser noch Fourage erwarten. In der That war unsere Lage verzweifelt, und nahe die Gefahr, mit dem Gepäcke in dieser traurigen Einöde liegen zu bleiben und zu verfaulen. Wie groß mußte daher unser Entsetzen seyn, als wir, nach einer bedrückten Nacht den Capataz, unsern Wegweiser, den wir in der Villa do Rio de Contas aufgenommen hatten, vermißten, und uns nach vergeblichem Suchen überzeugen mußten, daß er in der Furcht, uns nicht durch die Einöde führen zu können, entwischt sey. Durch sein Verschulden waren die meisten Thiere von den Tragsätteln gequetscht, und verweigerten den Dienst; zwei derselben hatten wir schon todt auf der Straße gelassen. Unser Maisvorrath ging fast zu Ende, ohne daß wir ihn bei den seltenen und armseligen Einwohnern ersetzen konnten; fließendes Wasser sollte auf zwanzig Leguas weit fehlen, und nur an drei oder vier Orten verhielt man uns eine stinkende Pfütze mit salzhaltigem Wasser. Die Gegend selbst, ein lebloser, dürre Wald, umstarrte uns als ein furchtbares Bild allmäliger Vernichtung. In dieser äußersten Bedrängniß faßten wir den Entschluß, die Sammlungen aufs Spiel zu setzen, um nur das Leben zu retten. Wir trugen die Kisten in eine dicht verwachsene Schlucht des Waldes an einen wohlbezeichneten Ort, überließen die erkrankten und ermatteten Lastthiere ihrem Schicksale, und trieben den Rest so schnell als möglich vorwärts. Doch siehe da, in dieser höchsten Gefahr war auch die Hilfe am nächsten. Plötzlich ertönte das Klingeln eines Leitthieres, und wir erblickten einen wohlorganisirten Trupp von einigen und vierzig kräftigen Maulthieren,

welche unter der Anführung rüstiger Treiber dieselbe Straße zogen. Der Besitzer dieser Karavane, Senhor Augustinho Gomes, ein wackerer Pflanzler aus der Gegend von Sapeté, fühlte tiefes Mitleiden mit unserer hilflosen Lage. Großmüthig bot er mehrere seiner Thiere zum Transport unserer ohnehin leichten Last dar, theilte uns von seinem Maisvorrathe mit, und übernahm mit einem Worte die Sorge für unsere fernere Reise bis an die Küste des Meeres, wo er uns endlich wohlbehalten absetzte. Wir haben später nie von diesem braven Manne gehört. Möge der Himmel ihm die preiswürdige, mit Aufopferung verbundene Wohlthat reichlich vergolten haben!

Es war natürlich, daß wir in so bedrängten Umständen die ganze Aufmerksamkeit auf unsere leet gewordenen Schiffe der Wüste, und auf die Erhaltung ihrer Lasten verwendeten; an eine erfolgreiche Untersuchung der tödlich erstarrten Waldungen, durch welche wir zogen, war ohnehin nicht zu denken. Ein großer Theil der gesammelten Mineralien mußte Preis gegeben werden, und auch die vollständigen Gerippe eines Tapirs und einiger Krokodile blieben zurück.

Bei Ilho d'Ugoa, dem nächsten Nachtlager, wo große Blöcke eines glänzendweißen Quarzes zu Tage ausgehen, fanden wir so wenig Wasser, daß es den Lastthieren in einer Schüssel portionweise ausgetheilt werden mußte, und deshalb wurde der folgende Tagmarsch auf eine ungewohnte Länge von sieben Leagoas, bis Jacaré, ausgedehnt. Wir mußten zwei ziemlich hohe Granitberge übersteigen, für unsere ermatteten Lastthiere eine fast zu schwere Aufgabe. Der Bach Jacaré aber, auf welchen wir hier angekommen, rechneten, war gänzlich ausgetrocknet, und wir sahen uns genöthigt, mit dem eckelhaften Inhalte einer grünen Lache vorlieb zu nehmen. In den Regenmonaten, wenn er ziemlich reich an Wasser ist, soll dieser Bach Fieber erregen, was er mit vielen kleinen Gewässern dieser Gegend, besonders aber mit denen in der Nähe des Rio Peruaguacú gemein hat. Durch das Gebiet des letzteren, und also nördlich von unserer Straße, zogen sich die ersten Wege, welche in den Sertão von Bahia eröffnet wurden; sie empfehlen sich durch hinreichende Bepflanzung und eine frischere Vegetation, werden aber wegen gefährlicher Wechselfieber gegenwärtig nur sehr selten besucht. Daß übrigens auch die Straße, auf welcher wir zogen, ihre Opfer

fordere, davon überzeugte uns manches hölzerne Kreuz am Wege, traurige Memento's mori für uns ermattete Wanderer. Allerdings empfanden auch wir täglich mehr und mehr den schädlichen Einfluß mannichfacher Strapazen, Gemüthsbewegungen, und besonders des starken Temperaturunterschiedes bei Tag und bei Nacht, wo wir, meistens ohne Obdach, dem Thau ausgesetzt waren. Dr. Spir litt an heftigem Kopfweh, und ich an einer bedeutenden Entzündung im rechten Ohre, die heftige Schmerzen und Fieber verursachte. Unter solchen körperlichen Leiden setzten wir die Reise von Jacaré aus fünf Tage lang fort, ohne unter einem wirthlichen Dache Ruhe und Arznei, an einer lebendigen Quelle die Gewährleistung gegen die Gefahr, noch mit unserm gesammten Truppe zu verdursten, oder in einem Wechsel von Erscheinungen um uns her Erleichterung gegen die traurigen Erfahrungen in dieser ausgedörrten Wildniß zu finden. Unser ganzes Leben drehte sich fortwährend um die Frage: werden wir heute Wasser finden? — und immer weiter getrieben von banger Sorge, durch Schmerzen und Krankheit gegen Alles abgestumpft, was sich nicht unmittelbar auf unsere Erhaltung bezog, rechneten wir mit Ungeduld die überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten von denen ab, die uns noch übrig blieben. Obgleich wir am Ende des ersten Tagmarsches von Jacaré aus nach dem kleinen Arroyal de Maracás gelangten, so mußten wir dennoch der Tröstung entbehren, Etwas zur Erfrischung zu finden. Der ohnehin elende und sehr arme Ort war von seinen meisten Bewohnern verlassen worden, welche sich auf ihre Kossas zurückgezogen hatten. Das Wasser, dessen Verteilung an die Lastthiere alle Abende unser wichtigstes Geschäft war, fand sich, bisweilen äußerst sparsam, in grünen oder schwarzen Lachen; es enthielt so viel Humus aufgelöst, daß wir seine Bitterkeit durch Zusatz von Zuckerbroden mildern mußten. Für uns selbst ließen wir das Wasser zusammengießen, welches sich in den hohlen Blättern der Ananasstauden angesammelt hatte. Es war ziemlich frisch, aber bald durch Vögel verunreinigt, bald der Aufenthalt von Fröschen. Wir pflegten es daher zu reinigen, indem wir es einige Male durch ein seidenes Tuch laufen ließen.

Das Terrain, welches schon beielho b'Ugoa hügelig und bergig zu werden anfängt, dauert in ähnlicher Ungleichheit, mit Catingaswaldung bedeckt fort, bis sich endlich in der Nähe der

Fazenda Rio Secco, welche wir am fünften Tage erreichten, der Weg zwischen einigen hohen kahlen Granitbergen allmählig absenkte, wo der Reisende in eine Ebene gelangt, die bloß mit dünnem Gesträuche, von einigen Fuß Höhe, bekleidet, eine freiere Aussicht gestattet. Als wir nördlich von Rio Secco noch eine Tagereise zurückgelegt, und einen abgerundeten, mit dichtem Grün bedeckten Granitberg überstiegen hatten, veränderte sich zu unserer großen Freude allmählig die Scene. Es hatte hier geregnet, und die vermöge der Nähe des Meeres ohnehin frischere Vegetation erschien um uns her in ihrer wahren Frühlingspracht. Durch diese langentbehrte Ansicht fühlten wir uns so sehr erfrischt, daß wir beschloßen, die Indianer in der Villa da Pedra Branca, anderthalb Leguas S. S.-westlich von Tapera, wo wir Nachtlager gehalten, zu besuchen. Der Eigner dieser Fazenda begleitete uns dahin auf einem engen Wege zwischen dichtbewachsenen Hügeln. Wir trafen einige Reihen niedriger Lehmhütten und in deren Mitte eine Kirche von gleicher Bauart, und nur durch den ärmlichen Schmuck eines Altars ausgezeichnet. Vor diesem Tempel fanden wir einen großen Theil der Indianer und die wenigen Ansiedler von anderen Ragen vereinigt, um eben Messe zu hören. Die brasilianischen Ureinwohner, welche hier seit etwa dreißig Jahren, unter einem brasilianischen Gemeindevorstand (Juiz) und Schreiber (Escrivão) vereinigt leben, gehören den Stämmen der Cariris und Sabujás an. Die ersten wohnen in der Villa da Pedra Branca selbst, letztere eine Viertelstunde südlich in einem kleinen Orte, den sie Caraquejo nennen. Vor ihrer Fixirung unter brasilianischer Vormässigkeit wohnten sie zerstreut in den benachbarten waldbigen Gebirgen. Gegenwärtig bilden sie eine Gemeinde von etwa sechshundert Seelen. Beide Stämme stehen in freundschaftlichem Vernehmen mit einander, und unterscheiden sich weder durch Körperbildung, noch durch Sitten und Gewohnheiten, sondern lediglich durch Verschiedenheit in ihren Sprachen. Sie sind von mittlerner, ziemlich schlanker Statur, keineswegs von starker Leibesbeschaffenheit, von hellbrauner Farbe, tragen das Haar schlicht und unbeschnitten, entstellen sich weder durch Tätuirung, noch durch eine Holzscheibe in den Lippen, Nasenflügeln oder Ohren, und haben in ihren Gesichtszügen gar Nichts, was sie von den übrigen brasilianischen Wilden auszeichnete. Wie bei den Corodós hat auch hier der Umgang mit den Weissen in einem sehr untergeordneten Verhältnisse weder günstig auf ihre geistige Ent-

wickelung, noch vererbelt auf den Ausdruck ihrer Physiognomie gewirkt. Sie sind indolent, faul und trügerisch, stumpf für den Antrieb anderer als der niedrigsten Leidenschaften, und stellen auch in ihren kleinlichen Gesichtszügen diesen Zustand von moralischer Verkümmern dar. Mehr geneigt, die Fehler, als die Tugenden ihrer europäischen Nachbarn anzunehmen, beschäftigen sie sich am liebsten damit, Tage lang den Felsenrassen und andern Wilde mit ihren langen Rohrpfeilen nachzujagen, oder sinnen darauf, wie sie ungestraft den Fazendairos Vieh tödten oder stehlen können. Unter sich sind sie gegen die Europäer auf das innigste verbunden. Nur ungerne gehorchen sie dem Auftrage des Ortsvorstandes, Mais und Bananen anzubauen, und verlassen sich für die Zeit eines allgemeinen Mangels auf die Fürsorge der Regierung, als deren Gläubiger sie sich immer noch betrachten. Sie üben die gewöhnlichen Fertigkeiten der Indianer, indem sie Netze und Hangmatten aus Palmenzwirn stricken, und aus freier Hand Thongeschirre bereiten. Aus der Mandioccawurzel verfehlen sie ein angenehmes Getränk, das Saungy, durch saure Gährung zu bereiten.

Von der Villa da Pedra Branca kehrten wir auf die Hauptstraße nach Tapera zurück, von wo aus man in zwei Tagemärschen den Hafen am Peruaguagu nach Bahia, Porto de S. Feliz, leicht erreichen kann. Wir athmeten gleichsam freier in einer offenen, freundlichen Gegend, deren Vegetation uns schon im Kleide des Frühlings begrüßte, und deren Anbau und immer zunehmende Bevölkerung die Annäherung an eine große Stadt verkündigten. Curalinho, Genipapo, Salgado, Catingas, Torto und andere kleine Ortschaften, mit Kapellen, stattliche Meierhöfe mit großen Nebengebäuden und wohlbestellte Kaufhuden oder ausgedehnte Pflanzungen von Kaffee, Taback, Mais und Mandiocca waren für uns erschöpfte Wanderer die erfreulichsten Erscheinungen. Es war am 4. November, wo wir das Ende dieser so mühsamen und gefährlichen Reise erreicht hatten; voll von Gefühlen der Freude und des Dankes gegen die leitende Vorsehung stiegen wir auf einem steilen Wege mehrere hundert Fuß von dem hohen Tafellande des Continentes nach dem Porto de S. Feliz hinab, und befanden uns hier an dem schiffbaren, von Handel belebten Rio Peruaguagu an der Schwelle des Oceans, und nur eine halbe Tagreise zu Wasser von dem Ziele unserer Wünsche, der Stadt Bahia, entfernt.

Der Porto de S. Feliz am südlichen Ufer des Peruaguacü macht gewissermassen einen Theil der, auf dem gegenseitlichen Ufer gelegenen großen Villa de Cachoeira aus, und ist für diesen Platz, so wie für Bahia selbst, als Speditionsort von großer Wichtigkeit. Zahlreiche Maulthiertrupps empfangen hier die, zu Wasser herbeikommenden europäischen Handelsartikel, um sie nach dem Innern des Reiches abzuführen, und es herrscht die volle Geschäftigkeit eines Landhafens, während in der Villa de Cachoeira Alles an die Nähe des Meeres und an den Seehandel erinnert. Die Aussicht auf diesen schöngebauten, von europäischer Regsamkeit belebten Ort war ein wahrer Genuß für uns, nach so langem Aufenthalte im Sertão. Dieser Flecken breitet sich am Fuße grüner, mit Zuckerrohr und Taback bepflanztter Hügel aus, und ist wohl ohne Zweifel, so wie die reichste und volkreichste, auch eine der angenehmsten Villas in ganz Brasilien. Zahlreiche Buden und Waarenhäuser, mit den verschiedenartigsten europäischen Artikeln angefüllt, geben einen hohen Begriff von der Lebendigkeit seines Handels. Die Villa zählt gegen tausend Feuerstellen und über zehntausend Einwohner, unter welchen verhältnißmäßig sehr viele Portugiesen sind. Am meisten hat sie sich durch den Anbau des Tabacks bereichert, welcher in ihrem Bezirke und in einem Umkreise von zehn Leguas vorzüglich gut gedeiht, und nach Europa, namentlich nach Gibraltar, Lissabon, Oporto, Marseille, Hamburg und Liverpool, in großen Packen von dreißig bis hundert Pfunden Gewicht, nach der Negerküste aber in kleinen, von zehn bis zu zwölf Pfunden ausgeführt wird. Dieser Artikel war früherhin der hauptsächlichste, gegen welchen die brasilianischen Guineafahrer Sklaven eintauschten, seitdem aber der Negerhandel nördlich vom Nequator vertragsmäßig aufgehört hat, oder doch wenigstens, Dank der Wachsamkeit der englischen Seestationen, sehr beschränkt ist, hat die Nachfrage nachgelassen, und man bemerkt eine beträchtliche Verminderung des Tabackshandels überhaupt.

Wir besuchten diesen lebhaften Ort von unserem Standquartiere in Porto de S. Feliz öfter mit stets zunehmendem Interesse, und wurden, als wir bei dem Juiz de Fora unsere Empfehlungsbriefe abgaben, auf das angenehmste durch einen Brief unseres trefflichen Freundes Senhor da Camara von Tejuco überrascht, welcher uns einlud, einige Zeit in seiner, unterhalb Cachoeira am Peruaguacü gelegenen großen Zuckersabrik,

Engenho da Ponte, zuzubringen. Schon am Tage nach unserer Ankunft fand sich der Faktor der Fabrik mit seinem Boote ein, um uns dahin abzuholen, und wir nahmen die Einladung um so lieber an, als wir zugleich einen Ort auswählen mußten, um unsern zahlreichen Maulthiertrupp, während des Aufenthaltes in Bahia, mit Weide zu versorgen.

Da der Rio Peruaguagu, hier mit dem benachbarten Meere, dem er zufließt, Ebbe und Fluth theilet, so unternimmt man die Schifffahrt stromabwärts, und besonders nach Bahia, mit der Ebbe, meistens nach neun Uhr Abends. Die Fluth, welche hier während des Neuz- und Vollmondes bedeutend sichtbar ist, steigt am höchsten in den Monaten März und August, und pflegt vom Januar an zu wachsen. Im Allgemeinen bemerkt man bei Mondsfinsternissen keine besonderen Veränderungen. In den Jahren 1754 oder 1755 (vielleicht zur Zeit des Lissaboner Erdbebens) soll die Fluth zwölf Fuß höher als gewöhnlich gestiegen seyn. Eine ähnliche Erschütterung der Natur glaubten wir befürchten zu müssen, als wir am 7 November gegen Abend eben unsere Sammlungen in das Boot gebracht hatten, welches uns nach dem Engenho da Ponte abholen sollte, und dem Augenblicke der Abfahrt entgegenfahen. Plötzlich war nämlich das Firmament von drohend schwarzen Gewitterwolken umzogen worden, die unmittelbar auf dem Ströme zu lagern schienen, und sich nun, nicht etwa so wie wir es sonst schon gesehen hatten, in kurzer Zeit entluden, sondern sechs Stunden lang Fluthen von Regen und Ströme von Feuer herabgoßen. Da das offene Boot in kurzer Zeit zur Hälfte mit Wasser angefüllt war, so mußten wir mit tiefer Bekümmerniß sehen, wie selbst noch im Hafen die Früchte unserer Bemühungen dem Untergange nahe waren. Als wir erst einige Tage später in Bahia Gelegenheit fanden, die Kisten zu eröffnen, so erfuhren wir allerdings, daß diese wenige verhängnißvolle Stunden einen Theil unserer Sammlungen, und namentlich der Herbarien, verüchtet hatten.

Da uns dieser fürchterliche Sturm verhinderte, vor Tagesanbruch von Porto de S. Felix abzufahren, so wurden wir bei der Reise während der Morgenstunden durch den Anblick der reizenden Ufer des Peruaguagu entschädigt, die im hellsten Sonnenscheine vor uns lagen. Nichts konnte den an die Einsamkeit des Sertão gewöhnten Reisenden lieblicher erscheinen, als

diese grünenben, größtentheils sorgfältig angebauten Hügel, auf und an welchen in bunter Reihe Kapellen, ausgedehnte Höfe, reinliche Landhäuser, Werk- und Wachtthütten der Neger und Fischer, dunkle Wäldchen und Gruppen von lustigen Cocospalmen abwechseln. Der Strom breitet sich bei dem Engenho da Ponte, zwei Leguas unterhalb Cachoeira, in eine seeartige Fläche aus, auf der zahlreiche Fischer- und Lastboote in allen Richtungen sich hin und herbewegend, den regen Handel dieser anmuthigen Gegend bekrunden. Die Villa unseres Freundes da Camara ist durch die Ergiebigkeit seiner Zuckerpflanzungen eben so begünstigt, wie durch die unmittelbare Lage am Wasser. Sie sendet jährlich zehntausend Arroben Zucker nach der Stadt. Zwei Mühlen, die eine von Ochsen, die andere von Wasser getrieben, mahlen nicht bloß das in der Fazenda selbst gebaute Rohr, sondern auch vieles benachbarter Pflanzler, welche keine eigenthümliche Mühle besitzen.

Nach einem Ruhetage in diesem schönen Orte setzten wir die Reise in dem offenen Boote des Engenho gegen Bahia fort, und bald sahen wir uns aus dem schwärzlichen Gewässer des Stromes in die grünen Fluthen der großen Bai, Bahia hinausgeführt. Die niedrigen Ufer dieses ausgedehnten Wasserbeckens und seiner zahlreichen Inseln sind gegen das Meer hin größtentheils mit dem dichten Gebüsch der Mangueebäume bedeckt; welcher aufwärts ergößen sie das Auge durch einen lachenden Wechsel von Ansichten, gleich jenen am Peruaguacú. Diesen angenehmen Eindrücken konnten wir uns jedoch nicht lange hingeben, denn da der Wind plötzlich nach Nord umsezte, und die See hoch zu gehen anfing, so übte die schaukelnde Bewegung alsbald auf unser geschwächtes Nervensystem den übelsten Einfluß aus, und wir schätzten uns glücklich, nach Mittag in der Rhede der Insel Itaparica, bei dem Arraval do Santissimo Sacramento einlaufen zu können. Der Ort macht, vermöge seiner Bauart und der Beschäftigung seiner Einwohner, auf den Reisenden einen ähnlichen Eindruck, wie die kleinen Flecken an den illyrischen und italienischen Küsten. Es fehlt ihm nicht an Kaufläden und Vendas, in denen wir mit Vergnügen englisches Porterbier, Chester-Käse und jene vortrefflichen Würste und Schinken aus Alemejo bemerkten, welche gegenwärtig einen nicht unbedeutlichen portugiesischen Einfuhrartikel ausmachen. An der Rhede stehen mehrere Zhransiedereien, und zahlreiche Schädel

und Rippen von Wallfischen, welche die Luft mit einem unerträglichen Gestanke verpesten, beweisen, daß auch jetzt noch die Bemühungen der brasilianischen Wallfischfänger an diesen Küsten nicht vergeblich sind. Von dem Cabo de S. Roque bis an den Rio de la Plata erscheinen Wallfische in bedeutender Menge, und die brasilianischen Wallfischfänger bringen sie in den Monaten Juni bis August auf, und versieden den Thran in den Thranfiedereien und Niederlagen. Diese Fischer befahren jedoch die nördlichen Theile von Brasiliens Küsten keineswegs mit großen Schiffen, gleich denen der nordischen Wallfischfänger oder einzelner nordamerikanischer Unternehmer, welche bisweilen hierher kommen, sondern sie gehen nur in Böten auf geringe Entfernung, und oft nur dann ins Meer, wenn sie vom Lande aus den Wallfisch gesehen haben. Obgleich diese Art den Wallfischfang zu betreiben, geringere Auslagen erfordert, indem der Thran auf der hohen See weder ausgehauen noch verpackt, sondern die getödteten Thiere am Schlepptau an die Küste gezogen, und daselbst der frische Thran ausgesotten wird, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Erwerbszweig bei größerer Ausdehnung zweckmäßiger Anstalten bei weitem reichlichere Früchte tragen könnte. Die Böte, in welchen man hier die Wallfische verfolgt, sind klein, gewöhnlich nur mit einem Harpunirer und den nöthigsten Matrosen ausgerüstet, und verunglücken nicht selten, wenn sie von dem verwundeten Thiere an die Küsten geschleudert oder umgeworfen werden, ehe die Mannschaft das Harpuntau kappte. Man erzählte uns von mehreren solchen Unglücksfällen. Auch sind die Thranfiedereien, welche wir in Itapatica besuchten, von sehr geringem Umfange und ohne zweckmäßige Einrichtung. Die Pfannen haben nur wenige Fuß Durchmesser, und werden mittelst Defen gleich gewöhnlichen Backöfen geheizt; für das Abschäumen und Reinigen des Thranes ist keine geeignete Vorrichtung getroffen, die Behälter, welche den ausgelassenen Thran bis zu der Ueberfüllung in Fässer enthalten, sind weder vor Staub noch vor anderen Unreinigkeiten gesichert, und das ganze Geschäft scheint einigen unwissenden Negern und Mulatten überlassen. Bei diesen Mängeln ist es kein Wunder, wenn der brasilianische Fischthran sowohl durch eine dunklere braune Farbe, als durch Gehalt von unaufgelösten Speckklumpen und durch einen unangenehmeren Geruch hinter dem in dem europäischen Norden ausgesotteten Thrane zurücksteht.

Die Insel Itaparica, welche wir nicht bloß bei dieser Gelegenheit, sondern auch später einigemal von Bahia aus besuchen, ist die größte von allen, die in der Bucht von Bahia zerstreut liegen; sie hat eine Länge von sechs und einer halben Leagoa bei verhältnißmäßiger Breite, und viertausend fünfshundert Einwohner, von deren Fleiß die ausgedehnten Zucker- und Tabackpflanzungen Zeugniß geben. Die Cocospalme gedeiht hier ganz vortreflich, und liefert nicht bloß zahlreiche, sondern auch große und durch die Weichheit ihres Kernes ausgezeichnete Früchte, die zum Theile sogar nach Rio de Janeiro ausgeführt werden, wo die Cocospalme bei weitem minder gut fortkömmt. Neben dieser, der edelsten aller Palmenarten, finden sich, wenn auch nicht so zahlreich, auf der Insel Itaparica noch die beiden andern Palmen, die den Bewohnern Brasiliens vom vielartigsten Nutzen sind: die Denté- und die Piaçaba-Palme. Die erstere, ohne Zweifel africanischer Abstammung, und von den Negern in Brasilien eingeführt, ist vorzüglich wegen des aus ihren Früchten bereiteten Palmöls, die letztere, wegen der zähen Fasern ihrer Blattscheiden merkwürdig, aus welchen in eigenthümlichen Fabriken Taae, Stricke, Strigeln, Bürsten und grobe Matten verfertigt werden.

Die Schifffahrt von Itaparica nach Bahia dauert, wenn anders das Meer nicht unruhig ist, nur wenige Stunden, und wir hatten sie am 10. November so glücklich, daß wir daselbst schon frühzeitig genug ankamen, um unser Gepäck noch vor der Schwüle des Mittags an das Land bringen zu lassen. Wir bezogen sogleich ein Haus in der oberen Stadt, vertauschten es aber am dritten Tage mit einer Wohnung, welche uns Senhor Felisberto Caldeira Brant Pontes, Marschall der Milizen von Bahia, in seinem eigenen schönen Hotel in der Vorstadt Barril genannt, anbot.

Aufenthalt in der Stadt S. Salvador oder Bahia.

Als wir uns von Itaparica aus der gegenüberliegenden Landspitze der großen Bai näherten, woran die ehemalige Hauptstadt Brasiliens erbaut ist, hatten wir bereits Gelegenheit, in einem Blicke ihre Ausdehnung und die Größe ihres Handels zu überschauen. Obgleich weder an den Schönheiten einer erhabenen Natur noch an Werken menschlicher Thätigkeit dem königlichen Rio de Janeiro vergleichbar, wird dennoch Bahia bei dem ersten Anblicke in dem Reisenden die angenehmsten Gefühle hervorrufen.

Die Landzunge des Continentes, durch welche die Ostküste der Bai gebildet wird, ist auf der westlichen Seite zwischen ihrer Süd- und Nordspitze, dem Cabo de S. Antonio und der Punta de Monserrate, in zwei Buchten vertieft, an deren nördlichen und größeren die Stadt S. Salvador, gewöhnlich nur Bahia genannt, in der Ausdehnung von beinahe einer Legoa erbauet ist. Das Terrain ist so ungleich, und besonders auf der Westseite so steil abhängig, daß längs dem Strande nur eine einzige Hauptstraße, in der Mitte von einigen Nebengassen durchkreuzt, Raum hat; ein anderer Theil der Stadt erhebt sich in Terrassen, und der größte nimmt den hügeligen Rücken der Landspitze, in einer Höhe von ein- bis zweihundert Fuß und mehr über dem Ufer ein. Ausgedehnte Facaden von Pack- und Waarenhäusern an der Küste, weiter oben von hohen Wohnhäusern, an deren Seeseite lange hölzerne Erker hinaulaufen, lassen vielmehr eine handelsthätige und volkreiche, als eine schöngebaute Stadt erwarten. Manche der steilsten Abhänge sind nicht mit Gebäuden, sondern theils mit wildem Gebüsch, theils mit Bananen- oder Drangegärten, dem europäischen Ankömmlinge erfreuliche Verkünder eines tropischen Landes, besetzt. In dem untern Theile der Stadt begegnet man dem Geräusche des Handels. Zahlreiche Schiffe von allen Nationen, die unter dem Schutze der Batterien des Forte do Mar und des in N. gegen-

überliegenden de S. Felipe ganz nahe an der Stadt vor Anker liegen, entleeren sich in die geräumigen Hallen des Zollhauses, und nehmen daraus reiche Ladungen der Landesproducte ein. Dieses Geschäft und der Transport vom Zollhause in die benachbarten Waarenhäuser der Kaufleute, beschäftigt auch hier, wie in Rio de Janeiro, Haufen von fast nackten Negern, die unter stoßweisem Geschreie mit ihrer Bürde einherziehen. Die geöffneten Läden lassen eine unglaubliche Fülle aller europäischen Waaren erblicken; sie sind vorzüglich reich an englischen Schnittwaaren, Hüten, Metallarbeiten, an französischen Luxusartikeln, an deutschen Linnen, Eisenwaaren und Nürnberger Artikeln, und an groben portugiesischen Baumwollenzeugen, vorzüglich buntgefärbten kleinen Tüchern. Selbst europäische Victualien und Stockfische, ein Haupteinfuhrartikel der Nordamerikaner, werden in Menge ausgedoten. Die wenigen Apotheken erscheinen wie in Portugal eingerichtet, und in Ueberflusse versehen mit englischen Specificis und Wundermitteln. Ein paar kleine Buchläden, in denen man selbst die Erzeugnisse der brasilianischen Literatur vergeblich sucht, erregen keine hohe Meinung von den wissenschaftlichen Bedürfnissen dieser bewegten Handelsstadt. Um so ausgehnter sind die Buden, worin Steinhändler und Juweliere die bunten Steine von Minas Novas zu Schnallen, Nadeln, Ohrringen, Kämmen u. s. w. verarbeitet, und goldne und silberne Ketten von der verschiedensten Größe feil bieten. Diese Arbeiten sind zwar ziemlich roh und ohne Geschmack, vorzüglich werden die Steine selten scharf und gleichförmig geschnitten, doch werden sie, gemäß dem Temperamente der Einwohner, häufig getragen. Einen Theil nehmen die Sertanejos von ihren Besuchen der Hauptstadt zurück, ein anderer ist für die Negerrinnen bestimmt, welche, besonders wenn sie den reichen Zuckerfabrikanten angehören, ihren Sonntagspuß von weißen Mouffelinleibern und reichen Spitzen durch den Glanz solcher Ketten erhöhen. Einige Schritte weiter stoßen wir auf den Fischmarkt. Er ist nicht so reichlich wie der von Rio de Janeiro versehen, und geeignet durch den Anblick seiner Unreinlichkeit den reizbaren Europäer sogleich weiter zu treiben. Wohin immer aber sich dieser wenden möge, überall wird er in dem Gedränge der Praya seinen Geruchssinn und sein feineres Gefühl für das Schickliche beleidigt finden. In dem Gemisché der verschiedenen Menschenrassen muß der Europäer gewisse Ansprüche aufgeben.

Scheu und ermüdet drängen wir uns durch die Reihen von Mulatten, welche hier, auf niedrigen Tabouretten mit Schneiderhandwerk beschäftigt, die Straße versperren, und gelangen in die Börse, wo uns europäische Keintlichkeit in dem geschmackvoll decorirten und mit köstlichen Holzarten getäfelten Saale begegnet. Doch müssen wir uns wundern, selbst zur Börsezeit nur eine geringe Gesellschaft zu finden; die brasilianischen Kaufleute sind noch nicht gewohnt, ihre Geschäfte gemeinschaftlich in der Halle abzumachen. Wenn wir dieses Gebäude verlassen, ladet uns ein brauner Sacristan, in ein rothes Mäntelchen gekleidet, mit der den Mulatten eigenen Zudringlichkeit ein, das Fest in der benachbarten Kirche de Nossa Senhora da Conceição zu besuchen. Wir folgen ihm durch dichte Haufen von Neugierigen, und steigen die Stufen zu dem Thore dieses Tempels hinan, welcher unmittelbar am Ufer erbaut ist, und zwar keinen großartigen reinen Styl an der, von europäischen Quadern aufgeführten Fagade beurkundet, jedoch unter den Kirchen Bahia's mit Auszeichnung genannt zu werden verdient. In dem Vestibul der Kirche erwartet uns ein ganz ungewohntes Schauspiel: die Wände desselben sind mit bunten Reihen englischer und französischer Kupferstiche behangen, durch welche man, wenn auch nicht die Andacht, doch den Zufluß von Neugierigen zur Kirche zu vermehren berechnete. Seltsam genug erscheinen hier Leda mit dem Schwane neben Marschall Blücher, der Einzug der Verbündeten in Paris neben der Resurrection des Herrn, und die Porträts eines hohen Monarchen und seines Premierministers neben Amour und Folie und einer niederländischen Schenkstube nach Ostade. Das Publikum schien an der Unschicklichkeit dieser Ausstellungen kein Arges zu finden, und wallte nach Beschauung derselben in dichten Zügen in die Kirche und an die Opferstöcke.

Auch das Arsenal und die königliche Schiffswerfte befinden sich in diesem Theile der Stadt. Das erstere ist reichlich mit allen Bedürfnissen ausgestattet, und kann mehrere Kriegsfahrzeuge in kurzer Zeit ausrüsten und bewaffnen. Das Schießpulver für die brasilianische Flotte, welches man zum Theil in der Gegend von Bahia selbst, östlich von der Stadt fabricirt, wird in den Casamatten des Seeforts aufbewahrt. Die königlichen Werften sind nicht groß, und deshalb findet man selten mehrere Fahrzeuge gleichzeitig in Arbeit, aber sowohl rücksichtlich der

Construktion als des Holzmaterials zeichnen sich die hier erbauten Schiffe vor allen übrigen in Brasilien aus. Kauffahrteischiffe werden vorzüglich in den Werften von Tapagipe, eine und eine halbe Legoa nordöstlich von der Stadt, erbaut. Die Vertikalität gestattet hier, auch die größten Schiffe vom Stapel zu lassen.

Nach der Besichtigung dieser Gebäude wendet sich der Fremde mit Vergnügen der obern Stadt zu, um sich aus der Unreinlichkeit und dem Gedränge des schwülen Strandes zu retten. An den steilen, zum Theil mit Backsteinen gepflasterten Abhängen, welche den Gebrauch der Pferde fast unmöglich machen, findet er miethbare Palankins und zwei rüstige Negerclaven bringen ihn mit Schnelligkeit auf die Höhe, wo ihn eine ungewohnte Stille empfängt, und erfrischende Seewinde ihn abkühlen. Die Häuser in diesem Theile der Stadt sind meistens von Steinen erbaut, drei bis fünf Stockwerke hoch, und zum Theile von geschmackvollem Ansehen. Eine breite Straße stattlicher Häuser führt aufwärts nach dem Theater, von dessen Balkone man einer schönen Aussicht auf die ganze Bai und den Hafen genießt. Der mittlere Theil der Stadt, auf einem hügeligen, aber etwas niedrigeren Terrain erbaut, enthält zwischen regelmäßigen Straßen mehrere ansehnliche Plätze, unter welchen sich der des Gouvernementspallastes auszeichnet. Die Architektur dieses und der benachbarten Gebäude, des Stadthauses, der Münze und des obersten Gerichtshofes, ist einfach aber unbedeutend, und die Ansicht der Gefängnisse unter einem Theile des Pallastes, aus deren Tiefe man das Rasseln der Ketten und die Stimmen der Gefangenen vernimmt, giebt dieser Gegend der Stadt einen traurigen Charakter. Viele der Unglücklichen und darunter auch Weiße, welche diese Kerker bewohnen, sieht man bei Tage, mit Ketten belastet, in den Straßen öffentliche Arbeiten verrichten. Das merkwürdigste Gebäude im obern Stadttheile ist unstreitig das ehemalige Jesuitencollegium, mit seiner daranstossenden Kirche. Letztere, welche statt eines ältern und zerfallenden Gebäudes als Cathedralkirche (Sé) gebraucht wird, ist gegenwärtig, nach ihren architectonischen Verhältnissen, wohl der würdigste und großartigste Tempel in ganz Brasilien, und ein Denkmal von der Macht und dem Reichthume seiner Erbauer. Einige Gemälde von spanischen Meistern, die bronzenen Verzierungen des Chores, kostbare Vergoldungen der Altäre und eine treffliche Orgel wurden aus Europa, das reiche Getäfel der Sacristei von Schildpatt

aus Ostindien hergebracht. In dem Locale der Bibliothek des Jesuitenordens sind die Reste derselben aufgestellt worden. Der größte Theil des Jesuitencollegiums wird jetzt von dem Militärspitale eingenommen. Die übrigen Kirchen, deren man in Bahia über dreißig zählt, sind fast alle von unbedeutender Architektur, und nur das neue Gebäude der italienischen Kapuziner, eine freundliche Kuppelkirche, verdient rücksichtlich der architektonischen Verhältnisse Erwähnung; Schade, daß die buntfarbigen Platten auf der Fassade den Eindruck stören. Unter den Aebtern der übrigen geistlichen Orden, welche hier in großer Anzahl vorhanden sind, zeichnet sich keines durch Schönheit des Baustyls aus, mehrere aber durch sonderbare Verzierungen, oder durch ihre Ausdehnung. Das Bürgerspital, die chirurgische Schule, welche ähnlich wie die in Rio de Janeiro eingerichtet ist, das, erst vor kurzem errichtete Waisenhaus für Weiße, und der erzbischöfliche Pallast sind einfache, aber zum Theil große Gebäude. Die anmuthigste Zierde dieser ausgedehnten Häusermasse sind viele Gärten, die in ihr zerstreut liegend, obgleich nur selten gepflegt, dennoch während des ganzen Jahres das saftige Grün ihrer Drangendäume und Bananen erhalten.

Wie reichlich die Schönheit der tropischen Vegetation eine sorgsame Hand des Gärtners belohne, dies sagt dem Wanderer der öffentliche Spaziergang (Passeio publico), welcher auf einem der höchsten Punkte im südöstlichen Ende der Stadt, nahe am Forte de S. Pedro errichtet worden ist. Die Alleen von Drangenen-, Zitronen-, Jambos-, Manga- und Brodfruchtbäumen, die dichten Schnitthecken der Pitanga, und in bunter Reihe zahlreiche Zierpflanzen aus dem südlichen Europa, Ostindien und Brasilien, machen diesen Ort, am Abende, wenn sich die Luft abkühlt, zu einem lieblichen Aufenthalte. Von dem geschmackvollen Pavillon aus schweift das Auge hier über die grünen Inselgruppen des reichen Gelfes hin, oder ruht dort mit sehnsüchtigen Blicken auf der unendlichen Azurfläche des Weltmeeres, welche die untergehende Sonne mit zitterndem Farbenspiele überzieht.

In der Nähe des Passeio publico findet der Spaziergänger die ausgedehnteste Befestigung der Stadt, das Forte de S. Pedro, welches diese von der Landseite vertheidigt. Es wurde von den Holländern, nachdem sie (am 9. Mai 1624) Herren der

Stadt geworden waren, bedeutend vergrößert. In dem Graben haufen viele kleine Raimans, mit langer Schnauze, die einen sehr starken Moschusgeruch verbreiten, und dadurch den Wanderer von ihrer gefährlichen Nähe unterrichten. Auf der Landseite ist auſſer dieser Befestigung auch noch das Forte Barbalho, welches die Hauptstraße nördlich von der Stadt nach dem Continente beherrscht. Die Seeseite wird durch mehrere, mit Sorgfalt erhaltene und reichlich mit Geschütze versehene Forts und Batterien vertheidigt. An der äussersten Südspitze der Landzunge steht das Forte und der Leuchthurm de S. Antonio, dann folgen die Seebatterien von S. Maria und S. Diego, und dem südlichen Ende der Stadt gegenüber, auf einer kleinen Felseninsel im Meere, das Forte de S. Marcello, gewöhnlich Fortim do Mar genannt.

In jeder Jahreszeit liegen in dem herrlichen Hafen hunderte von Kauffahrteischiffen vor Anker. Man sieht hier die Flaggen aller Nationen, und darunter sehr oft die der Hansestädte, welche in dem letzten Decennium besonders den Zuckerhandel mit Bahia energisch betrieben haben. Portugiesische Schiffe sind die häufigsten, nächst ihnen englische, nordamerikanische, deutsche und französische. In neuerer Zeit legen auch viele Ostindienfahrer hier an, um frische Lebensmittel und Wasser einzunehmen. Die Zahl der Schiffe, welche jährlich den Hafen von Bahia besucht, und aus demselben segelt, darf gegenwärtig, die kleineren Küstenfahrzeuge abgerechnet, auf mehr als zweitausend angenommen werden, hat sich also seit dem Jahre 1806 fast verdreifacht. Da der Platz vorzüglich vom Meere her mit Lebensmitteln versorgt wird, so sieht man täglich eine große Anzahl von Böten ankommen, welche theils neben den Erzeugnissen der benachbarten Zuckerfabriken und den Artikeln, welche aus dem Innern des Landes herbeigeführt werden, theils ausschließlich, Mais, Reis, Mandioccamehl, Gemüse, Federvieh, Fische u. d. gl. an Bord haben. Nichts gleicht der Lebendigkeit des Hafens von Bahia, vorzüglich an Tagen, welche den Festtagen vorausgehen, und der Betrachter wird dann geneigt, einen trügerischen Schluß von der Bevölkerung dieser Provinz zu machen, wenn er nicht weiß, daß viele dieser Rähne von zwanzig bis dreißig Leguas entfernten Orten herbeikommen.

Die Bevölkerung dieses großen Kessels darf gegenwärtig

ohne Uebertreibung auf zweimalhundert tausend Seelen angenommen werden, wovon vielleicht einhundert und fünfzehntausend in der Stadt und ihren beiden Vorstädten da Victoria und do Bom Jim wohnen. Die besondere Lage der Stadt und ihrer Umgebung weist der Bevölkerung, welche in gleichem Umfange selbst die von Rio de Janeiro übertrifft, eine dreifache Thätigkeit an. Das Geschäft des Ackerbaues ist gewissermassen den Sklaven zugetheilt, deren man zwischen achtzig und neunzigtausend zählt, die Handwerke, und namentlich die gemeineren, welche in der Stadt schon vollkommen ausgebildet sind, beschäftigen vorzüglich die farbigen Leute; und der Handel, die höheren Gewerbe, die Verwaltung der verschiedenen Staatsämter und der großen Höfe und Engenhos im Reconcavo sind in den Händen der Weißen oder derjenigen, welche sich so nennen lassen. Obgleich übrigens die weiße Farbe in Brasilien gleichsam adelt, und Ansprüche auf eine gewisse Stufe in der Gesellschaft zu geben pflegt, so würde man sich doch sehr irren, wollte man bei dem weißen Theile der Bevölkerung, und zwar selbst in den höhern Ständen, Gleichheit der Bildung und der Ansichten erwarten.

Die französische Sprache findet man hier, wie in Rio de Janeiro, bei weitem mehr verbreitet, als die englische, obgleich die Handelsverbindungen mit England viel wichtiger sind. Im Theater versammelt sich selten eine der Größe der hiesigen Volksmenge angemessene Gesellschaft; nur bei festlichen Gelegenheiten füllen sich die drei Reihen von Logen des geräumigen Gebäudes mit kostbar geschmückten Damen und Herren, und das Parterre mit einem bunten Gewühle von Männern aller Stände und Farben. Für tragische Affecte ist das hiesige Klima zu heiß, und selbst Nordländer ergözen sich lieber an leicht vorüberflatternden Bildern der Laune und des Frohsinns, als an den großartigen Schöpfungen eines Calderón, Shakespeare, Racine oder Schiller. Das Orchester in dem Theater ist gut eingeübt, und spielt die Ouvertüren von Meye, Siroweg, Boyeldieu und Rossini mit Fertigkeit; denn die Brasilianer sind alle geborne Musiker. Ausser dem Theater werden in der neueren Zeit noch einige Belustigungsorte besucht, wo sich die Gesellschaft mit Karten-, Pfänder- und Lottospielen unterhält. Der starken Neigung zum Karten- und Würfelspielen giebt man sich aber vorzüglich in den Kaffeehäusern hin, und in gewissen Apotheken versammeln sich geschlossene Gesellschaften zu ähnlichen Unterhaltungen. In den

reichsten Häusern werden von Zeit zu Zeit große Gastereien gehalten, bei welchen der Wirth die solide, oft altmodische Pracht seines Haus- und Tischgeräthes zur Schau legt, und die Gäste, nach altportugiesischer Sitte einen kleinen vergoldeten Degen an der Seite, unter dem Zwange einer gewissen Eiketete die Fremden einer herrlichen Tafel genießen. In andern Zirkeln bewegt man sich freier; ehe man sich zu Tische setzt, werden in einem benachbarten Zimmer weiße Tüchchen vom feinsten Zeuge angezogen, damit man um so kühler speise, weshalb gewöhnlich auch die Fensterläden angelehnt werden. Hier erscheint gegen Ende der Tafel eine Bande Spielleute, durch deren, oft sehr unmusikalische Accorde man endlich zu dem Landum fortgerissen wird, welchen die Damen mit großer Anmuth zu tanzen pflegen. Gesang und der Geist des beliebten Champagnerweins beseelen diese heiteren Gesellschaften, aus denen man sich oft erst mit Sonnenaufgang entfernt. Für die niedrigeren Stände sind Spaziergänge während der Feiertage die gewöhnlichsten Belustigungen, und jene nehmen dazu vorzüglich Gelegenheit von den Jahrestagen der verschiedenen Kirchenpatrone im Reconcavo, zu deren Verherrlichung Märkte, unter dem Zusammenflusse einer großen Volksmenge, gehalten werden. Die Feierlichkeiten am Feste de Nosso Senhor do Bom Jim in der Vorstadt dieses Namens, welche jährlich zweimal gehalten werden, versammeln dort eine unzählige Volksmenge, und dauern, bei Illumination der Kirche und der benachbarten Gebäude, einige Tage und Nächte hindurch. Der Lärm und die ausgelassene Lustigkeit der zahlreich versammelten Neger giebt diesem Volksfeste einen sonderbaren, bizarren Charakter, von welchem sich nur diejenigen eine Vorstellung machen können, die die verschiedenen Menschenrassen in ihrer Vermischung zu beobachten Gelegenheit hatten. Eben so anziehend für den Betrachter entfalten die verschiedenen Stände und Rassen ihre Eigenthümlichkeiten, wenn sie sich, bei Anlaß einer religiösen Prozession, auf die Straßen Bahia's ergießen. Der prunkende Aufzug zahlreicher Bruderschaften von allen Farben, welche einander in der Kostbarkeit ihrer Gewänder, Fahnen und Insignien zu übertreffen suchen, wechselnde Reihen von Benediktinern, Franziskanern, Augustinern, beschuhten und unbeschuheten Carmeliten, Almosenierern von Jerusalem, Kapuzinern, Nonnen, — daneben die portugiesischen Linientruppen von kräftig martialischer Haltung und die untrügerischen Miltzen der Hauptstadt, — die Gravität und Salbung europäischer Priester und

aller Glanz der altrömischen Kirche mitten in dem wilden Lärmen extatischer, zum Theile, möchte ich fast sagen, halbheidnischer Neger, und umgeben von dem Getümmel beweglicher Mullahen gestalten sich zu einem der großartigsten Lebensbilder, welches der Reisende irgendwo finden kann. Wie in einem Zauber Spiegel sieht da der staunende Beobachter Repräsentanten aller Zeiten, aller Welttheile, aller Gemüthsstimmungen an sich vorüberziehen.

Die Schulen von Bahia, vor der Vertreibung der Jesuiten ganz in den Händen dieser Gesellschaft, werden auch gegenwärtig durch einige Mönche, hauptsächlich aber durch Weltgeistliche versehen. Solche lehren in dem Gymnasium, wo Griechisch, Lateinisch, Mathematik, Logik und Metaphysik vorgetragen werden; aber auch die Bürgerschulen, an denen Laien angestellt sind, stehen unter der Aufsicht der Pfarrer. Das Studium der Jurisprudenz verfolgen die hier gebildeten Jünglinge ausschließlich in Coimbra, das der Medicin einzelne auch in Edinburg oder Paris. Die reichen Besitzer der Zuckerfabriken und andere große Gutsbesitzer lassen ihre Kinder gemeinlich durch Weltgeistliche unterrichten, denen zugleich die priesterlichen Geschäfte in den, oft sehr volkreichen Höfen übertragen sind.

Die Behörde verpachtet die Versorgung der Stadt mit frischem Fleische, Fischen und andern Lebensmitteln an den Meistbietenden, und weil dadurch alle Concurrenz aufgehoben wird, so leidet Bahia bisweilen an gutem frischem Fleische Mangel. Bei andauerndem Regenmangel haben die Besitzer der Heerden (Bojadas) nicht selten die Hälfte verloren, und die Stadt empfindet den Mangel um so mehr, als der Fischfang in der Bai und an den benachbarten Küsten des Oceans, ebenfalls verpachtet, und von Negern betrieben, dem Bedürfnisse der großen Bevölkerung kaum abhilft. Statt des Mehls von Mais, der gewöhnlichsten Nahrung in S. Paulo und einem Theile von Minas Geraes, nimmt hier der Gebrauch des Mandiocamehls mehr und mehr zu; außerdem besteht die Nahrung des gemeinen Volkes aus Bohnen, Bananen, Speck und gefaltem Fleische, welches auch die hauptsächlichste Kost der Sclaven ist. Kalbfleisch und Gemüse sind selten und theuer, aber an Früchten aller Art ist kein Mangel, und namentlich sind die Orangen von Bahia, ferner auch die Brodfrüchte, die Mangas und Uttas vortrefflich.

Die Drangen werden sogar in großer Menge für den Hof nach Rio de Janeiro gesendet. Das Wasser wird, wie in Rio de Janeiro, von Negerclaven in kleinen hölzernen Fässern herumgeführt und feilgeboten; es ist oft sehr warm und unrein. Die beste Quelle der Stadt, am Campo de S. Pedro, ist zu entlegen, um häufig benützt werden zu können. Die Schiffe versorgen sich am Strande zwischen dem Leuchthause von S. Antonio und dem Forte de S. Pedro.

An den Wasserplätzen der Stadt sind oft zahlreiche Haufen von Claven versammelt, und nicht ohne Interesse beobachtet der Menschenfreund diese unglücklichen Kinder eines entfernten Welttheiles, welche bestimmt scheinen, mit ihrem Schweiß die Erde des neuen Continentes zu befruchten. Die größte Zahl der Negerclaven, welche sonst hierher gebracht wurden, gehörten dem Stamme der Auzas und Scheschés an. Sie sind von dunkelschwarzer Hautfarbe, groß, musculös, kräftig, sehr unternehmend, und haben früher einige Male gefährliche Meutereien angezettelt, ihre Herren getödtet, die Engenbos in Asche gelegt, und energische Maaßregeln von Seite der Regierung nothwendig gemacht. Durch Vermischung mehrerer Stämme, die ihre Sprachen gegenseitig nicht verstehen, kommt man den Gefahren einer Empörung dieser so zahlreichen Neger allerdings einigermaßen zuvor, jedoch verstehen sich viele, sehr entfernt von einander wohnende Stämme wenigstens in einzelnen Ausdrücken, denn, merkwürdig genug, haben sehr viele afrikanische Sprachen eine große Aehnlichkeit mit einander, und stehen dadurch in einem auffallenden Gegensatz mit den oft auf wenige Familien beschränkten Sprachen der amerikanischen Ureinwohner. Uebrigens erkennen sich die verschiedenen Negerstämme, sowohl durch ihre Sprache, Hautfarbe, Größe und Gesichtsbildung, als vorzugsweise durch eigenthümliche Verstümmelungen, welche, gemäß der Sitte ihrer Stämme, mit ihnen vorgenommen worden waren. Sehr häufig bemerkt man Neger, deren Eckzähne zugespitzt, oder deren Schneidezähne in tiefe Kerben ausgefeilt sind; Andere haben mehrere, oft ziemlich tiefe Narben von Schnitt-, Brand- oder Negrwunden in der Schläfegegend, auf der Stirne oder den Wangen. Der Zustand dieser Claven ist bei weitem nicht so traurig, als man gewöhnlich in Europa annimmt; sie leiden nicht Mangel an Nahrung, sind, so weit es das Klima verlangt, bekleidet, und durch Arbeiten selten übermäßig angestrengt. Außer

den Sonn- und den üblichen fünfunddreißig Festtagen (Dias fantos) sind von der jetzigen Regierung noch achtzehn Tage im Jahre als Feiertage erklärt worden (feriados), an welchen keine öffentlichen Geschäfte vorgenommen werden; an den beiden ersteren, nicht aber an den letzteren, ist der Slave von Arbeit für den Herrn befreiet, und kann sich für eigene Rechnung beschäftigen. Die Arbeiten in den Zuckerfabriken und in den Plantagen sind am anstrengendsten, dauern aber kürzere Zeit, und überdies genießt der Slave auf dem Lande einer gewissen Freiheit, und lebt in harmloser Ruhe mit seiner Familie, welche gewöhnlich eine eigene Hütte bewohnt. In der Stadt sind diejenigen in der traurigsten Lage, welche ihren Herren täglich eine gewisse Summe (etwa 240 Reis) baar nach Hause bringen müssen; sie werden als arbeitende Capitalien betrachtet, und, da ihre Eigner sich binnen einer gewissen Zeit für Auslage und Zinsen bezahlt machen wollen, am wenigsten geschont. Schmerzlich fällt es mir zu sagen, daß Solche bisweilen im Alter, wenn sie zur Arbeit unfähig geworden sind, der Freiheit, und damit der Hülflosigkeit anheim gegeben werden. Diesen, jedoch zur Ehre der Brasilianer, sehr seltenen Fall abgerechnet, genießt der Negerslave sorglos, zwischen Arbeit und Muße, ein Loos, das in vieler Rücksicht dem Zustande gefesselter Angst und Dürftigkeit in seinem, durch die bösen Künste der Europäer entmenschten Vaterlande vorzuziehen ist. Hier freuet er sich seines Lebens, und im Allgemeinen ist es nicht die Slavery, sondern nur die Trennung von den Verwandten und die unmenschliche Behandlung während des Transportes, vor denen seine Seele zurückschaudert; Schrecknisse, denen leider eine große Menge dieser traurigen Opfer unterliegt. Viele Slaven erkennen den Werth moralischer Verbesserung, welche ihnen durch das Licht des Christenthums möglich geworden ist, sie geben unzweideutige, oft rührende Beweise davon, indem sie mit kindlichfrommer Scheu an den Gözendienst ihres Vaterlandes zurückdenken, und würdigen ihren sicheren, sorgenfreien Zustand, unter dem Schutze gewisser, wenn auch noch so beschränkender Gesetze.

Der Weinstock trägt jährlich zweimal, im Junius und im December, aber viele kleine Papageienarten stellen den Trauben so begierig nach, daß man sie in Beutel von Baumwollenzug einschließen muß. Die europäischen Gemüsearten können hier größtentheils gebauet werden, sind aber dem Fraße der Ameisen,

Schnecken und Vögel mehr unterworfen, als inländische Pflanzen. Vorzüglich sind es die ersteren Thiere, welche die schönsten Pflanzungen oft in wenigen Stunden verheeren. Um Bäume gegen sie zu sichern, pflegen sorgsame Gärtner sogleich bei der Pflanzung derselben einen hohlen Teller von gebranntem Thone um den Grund des Stammes mit einzugraben, welcher beständig mit Wasser angefüllt erhalten werden muß. Andere vertilgen diese unheilbringenden Gäste durch Feuer, welches sie über ihren, oft sehr ausgebrehten Wohnungen anzünden.

Reise nach der Comarca dos Ilheos, und zurück nach Bahia.

Die Umgegend von Bahia ist reich an freundlichen Landschaften; jedoch findet man hier weder den romantischen Wechsel der Ansichten, noch die Fülle und Kraft dichtbelaubter Urwälder, noch jene großartigen Formen der Gebirge, welche vereint Rio de Janeiro zu einem der schönsten Orte der Erde machen. Vorzüglich sind in dem Reconcavo alte Hochwälder bereits eine Seltenheit geworden. Es mußte uns daher von Wichtigkeit seyn, den Charakter der unentweiheten Wälder in andern Gegenden der Provinz kennen zu lernen, und wir nahmen deshalb gerne die Einladung des Marschalls Felisberts Caldeira an, in seinem Schoner die Villa de S. Jorge dos Ilheos zu besuchen, in deren Nähe er eine große Zuckerfabrik besitzt. Wir verließen am Abend des 11. December Bahia, und steuerten mit einem frischen Landwinde bei Mondenschein aus dem Hafen. Die erleuchtete Stadt, die zerstreut schimmernden Lichter auf Itaparica und die schwankenden Umrisse der vielgestaltigen Ufer vereinigten sich zu einem schönen Nachtgemälde, das durch das Tönen ferner Fischergesänge nicht nur Leben, sondern auch die magische Kraft erhielt, an ähnliche Erfahrungen in Europa zu erinnern. An dem Eingange der Bai begegneten wir einem Convoi portugiesischer Schiffe, welche, wegen der zahlreichen Seeräuber von Bue-

nos Ayres, unter dem Geleite eines Kriegsschiffes, ankamen. Als wir mit Anbruch des Tages auf das Verdeck stiegen, sahen wir in Westen den Morro de S. Paulo, einen kegelförmigen Granitberg, mit Vegetation bedeckt, der obgleich nur einige hundert Fuß hoch, an dieser niedrigen Küste ein wichtiger Erkennungsort für diejenigen Schiffe ist, welche den Eingang in die Bai von Bahia verfehlt haben. Er liegt auf einer kleinen Insel, und hat eine unbedeutende Befestigung. Das Land, längs dem wir nun, in einer Entfernung von einigen Seemeilen, hinsteuerten, ist niedrig, und die Küste des Continentes mit zahlreichen Inseln besetzt. Die immergrüne Vegetation, unmittelbar in der Nähe des Meeres, gewährt von Ferne einen erfreulichen Anblick; wenn man sich ihr aber ganz nähert, wird man von dichten Schwärmen von Moskiten überfallen, welche ihre Eier in den Schlamm des Ufers zu legen scheinen, und sich hier in unglaublicher Menge vermehren. Gegen Mittag gelangten wir in die Breite von Camamu. Wir hofften bis Sonnenuntergang in der Bai von Ilheos ankern zu können; allein, als wir eben die vier kleinen Inseln vor derselben erblickt hatten, erhob sich ein heftiger Südwestwind, welcher den Schoner zwang, die Nacht hindurch vor der Bai zu laviren. Die beiden größeren von jenen Inseln erscheinen von Ferne gesehen, wie flache Hüte; die größere in N. ist mit Waldung, die kleinere, so wie die übrigen, mit Graswuchs und Gesträuch bedeckt und felsig. Zwischen den beiden größern läuft unter Wasser ein Felsenriff hin, an dem die See mit Heftigkeit brandet. Der Eingang in den Hafen ist zwischen der nördlichen Insel (Ilha verde) und dem festen Lande. Der Rio dos Ilheos fällt in die Bucht unter großer Krümmung nach Süden, und bildet auf der Nordseite des Hafens eine schmale Landzunge, worauf die Villa de S. Jorge dos Ilheos steht. Hier warfen wir am 13. December, mit dämmerndem Morgen, in zwei und einem halben Faden Grund, Anker.

Die Lage der Villa de S. Jorge dos Ilheos ist überaus anmuthig. Die sandige Landzunge, an deren westlichem Ufer der Flecken erbauet ist, wird von einem reichen Haine wallender Cocospalmen geschmückt, dieses schönen Baumes, der, wo er erscheint, der Landschaft einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Gegen Nord erhebt sich die Landspitze zu einem dichtbewaldeten Hügel, den die Kirche de N. S. da Victoria beherrscht; gegen Westen verweilt das Auge mit Wohlgefallen auf dem feertig

ausgebreiteten Wasserspiegel des Rio dos Ilheos, den freundliches Gebüsch umgrünt. Ostwärts rollet der Ocean in majestätischer Bewegung seine Wogen längs einer flachen Küste hin, die bald gerade fortlaufend, bald in seichte Buchten ausgeschnitten, hier mit niedrigen Felsen, dort mit glänzendem Buschwerk bekleidet ist, und theils Flächen eines weißen, reinlichen Sandes, theils saftig grünende Wiesen aufweist. Wer mit entzücktem Blicke diese liebliche Landschaft überschauet, muß verwundert fragen, warum er nicht eine volkreiche wohlhabende Stadt, sondern einige, mit Gras bewachsene Straßen niedriger Hütten findet. Der ganze Flecken zeigt gegenwärtig kein einziges solides Haus mehr auf, da das i. J. 1723 aus Sand- und Backsteinen erbaute Jesuitencollegium, unbewohnt und vernachlässigt, bereits wieder in Trümmer zu zerfallen beginnt. Die Villa und ihr ganzes Kirchspiel zählt gegenwärtig, obgleich Hauptort der Gemarkung von Ilheos und Residenz des Duvidors, doch nur zweitausend vierhundert Seelen. An Bildung, Fleiß und Thätigkeit stehen die Bewohner dieser schönen Gegend weit hinter den Mineiros. Indolenz und Armuth gehen aber auch hier gleichen Schritt, und zufrieden mit dem Zustande eines andauernden Müßigganges, ohne höhere Bedürfnisse, vernachlässigen die Ilheanos den Ackerbau so sehr, daß sie selbst, und noch mehr der Fremde bei ihnen, nicht selten sich dem Hunger ausgefetzt sehen. Die Indios manzós sind ein harmloses, aber wenig zur Arbeit geneigtes Volk, welches sich, ohne Bedürfnisse, vom Fischfang, der Jagd und dem sparsamen Anbaue des Mais und der Mandioca nährt. In der Villa Olivença, zwei Leagoas südlich von der Villa de S. Jorge wohnen ihrer achthundert. In diesem Orte ist die größte Zahl derselben mit der Verrichtung von Rosenkränzen aus der Nuß der Piagabapalme beschäftigt. Sie sollen deren in manchem Jahre um den Betrag von tausend Cruzados nach Bahia senden, obgleich ein einzelner an Ort und Stelle nur zehn Reís kostet. Andere beschäftigen sich damit, aus den Fasern der Piagaba Laue, Bürsten und Matten, und aus dem Stroh von der Cocospalme Hüte zu flechten, welche letztere sowohl, als Baumwollenzeuge sie mit Brasilien- oder Gelbholz zu färben verstehen. Die Leibesbeschaffenheit dieser Küstenindianer ist kräftig, und ihre Gesichtsbildung bei weitem angenehmer, als die der Sabujás und Cariris; sie sind gute Ruderer und Schwimmer, und wenn sie sich entschie-

fen, bei den Jagden des um Taglohn zu arbeiten, fördern sie das Holzfällen mit großer Gewandtheit und Ausdauer.

Der Rio dos Ilheos ist eigentlich die gemeinschaftliche Mündung dreier Flüsse, des Rio da Cachoeira, des mittleren und größten, des Rio do Engenho in Süden, und des, nur wenige Meilen langen, Rio Fundão in Norden. Sie sind von dichter Urwaldung umgeben, welche nur hie und da einer Pflanzung oder einem, im Vergleiche mit denen des Reconcavo, kleinen Engenho Platz gemacht hat. Das einzige Zuckerwerk von Bedeutung, welches zweihundert und sechzig Sklaven mit der Produktion von neun- bis zehntausend Arrobas Zucker, von einer verhältnismäßigen Quantität von Nahrungsmitteln und von etwas Baumwolle beschäftigt, ist das Engenho de S. Maria, am Rio do Engenho, dem es den Namen gab. Es gehört unserm Gastfreunde in Bahia, Senhor Felisberto Caldeira, und sollte, nach dessen Einladung, das Standquartier während unsers Aufenthaltes in Ilheos seyn. Wir zogen jedoch vor, die Küste sobald als möglich zu verlassen, und uns in die majestätischen Wälder zu vertiefen, von denen wir hier umgeben waren; und zu dieser Reise ermunterte uns vorzüglich die Aussicht, in Almada, sieben Leguas von der Villa, einige Landkleute zu finden, welche sich daselbst angesiedelt hatten. Man pflegt nach jener Gegend gemeiniglich nicht zu Lande, sondern auf dem Rio Itahype (Taípe) zu reisen, welcher von dort her dem Meere zufließt, und eine Stunde oberhalb der Barra de Ilheos in den Ocean fällt; da er aber eine sehr breite Mündung voll Untiefen hat, vermeidet man, von der See aus in ihn zu fahren, und schiffet vielmehr den Rio Fundão bis zu einer Stelle hinauf, wo er sich dem Itahype so weit nähert, daß man die Ladung ohne große Mühe quer über eine schmale Landstrecke tragen, und auf dem letzteren Flusse von neuem einschiffen kann. Das freundliche Ufer des Rio Fundão, bedeckt bald mit üppigem Grastypich, bald mit reinlichen Sandflächen, über welche sich die Ranken einer röthlichen Trichterwinde und eines seltsamen Grases ausbreiten, oder mit glänzendem Gebüsch, deren zahlreiche Cocospalmen und zerstreute Hütten der Gegend den Charakter einer harmlos ländlichen Cultur verleihen, steht im sonderbarsten Contraste mit den dicht- und finsterewaldigten Ufern des Itahype, auf dem sich das Boot hier zwischen umgestürzten Baumstämmen, dort zwischen dicht verwachsenem Schilfe mit Mühe

einen Weg bahnt. Mancherlei groteske Gestalten traten und hier zum ersten Male entgegen, und ließen eine beträchtliche Verschiedenheit von der Vegetation der Urwälder bei Rio de Janeiro bemerken. Längs dem Ufer steht eine Kronstaude; ihre, nach oben konisch verdünnten Stämme, von vier bis fünf Zoll Durchmesser, von grauer Farbe, und bisweilen wie Eisenkeln glänzend, mit großen Pfeilblättern und tutenförmigen Scheiden gekrönt, bilden bisweilen eine Reihe undurchdringlicher Pallisaden; schlanke Heliconienstämme prangen mit purpurrothen oder feuerfarbhen Scheiden, und das Pfeilrohr nicht mit seiner einseitigen Rippe zwischen dichten Nestern fiederblättriger Mimosen hervor; hier haben sich die Lianen zwischen weißstämmigen Umbauvabäumen zu dichten Tapeten verschlungen, dort hängen sie in langen Gürtlanden herab, und bilden in den Buchten des Flusses schwankende Brücken. Die wechselnde Pracht dieser Blattformen wird erhöht durch den Farbenschmuck unzähliger Blumen. Zahlreiche Wasserhühner, Reiher, Taucher u. d. gl. beleben das Gebüsch; das stille Leben und Treiben dieser Vögelgeschlechter harmonirt mit dem wilden Charakter dieser Einsamkeit, und der Reisende überläßt sich, langsam aufwärts rudernd, einem Wechsel von Staunen und von Schwermuth, bis ihn hier die Erscheinung eines lauenden Kaimans aufschreckt, oder dort ein pfeilschnell vorüberjagender Zug schnarrender Fischotter stört. Obgleich die Ebbe und Fluth in dem Tjahype weit aufwärts, bis zur Vereinigung desselben mit der Lagoa de Almada; und in dieser sichtbar seyn sollen, bemerkten wir doch nur eine sehr schwache Ebbe oberhalb unseres Eintrittes in den Fluß; sie entblößte die Wurzeln der Manguebäume, auf welchen wir, neben der eßbaren Landkrabbe auch eine Art von Seekrebsen bemerkten, welche von den Einwohnern häufig genossen werden, und vorzüglich mit Essig und Del zubereitet sehr schmackhaft sind. Diese Thiere, kleine Muscheln und Seefische gehören, nebst Baranen und Mandiocamehl, zu der gewöhnlichen Nahrung der Küstenbewohner. Dieser landeinwärts wird der Fluß seicht und felsig; wir mußten einigemal das Boot über spitzige Granitfelsen wegschieben. Nachdem wir einen Weg von etwa fünf Leguas auf dem Flusse zurückgelegt hatten, verließen wir ihn bei Larici, einer verwilderten Pflanzung, und brangen, auf einem hüggeligen Terrain, quer durch den Wald. Bald nahe, bald ferne brausete zu unseren Füßen in einem tiefen Thale der Tjahype über sein Granitbette hin, und ein mannichfaltiger Wechsel von Ausichten in wilde

verwäthene Schluchten, in finstere Waldgehänge und auf kleine Wasserfälle entschädigte uns für die Mühen einer Wanderung auf ungebahnten steilen Wegen. Vergessen waren sie aber in dem Augenblicke, als wir die Fazenda Amada betraten, wo deutsche Sprache und deutscher Händedruck uns willkommen hießen. Herr P. Weyll hatte den Muth gehabt, sich in dieser Wildniß niederzulassen; große Strecken des Waldes waren umgehauen, abgebrannt, und mit Mais, Reis, Zuckerrohr und Kaffeebäumchen bepflanzt; im Thale am Itahype, der eben da, zwischen malerischen Felsgruppen, einen kleinen Fall bildet, war der Grund zu einer Zuckermühle gelegt, und für die Zimmerung derselben ein englischer Werkmeister angenommen. Auf der Höhe des Berges, welche den ganzen Landtheil unseres Wirthes, von einer Quadratleega Umfang, beherrscht, sollte ein Wohnhaus gebaut werden. Diese Vorarbeiten, welche mit zehn bis zwölf Negerclaven, und den, um Taglohn arbeitenden Indianern geschehen waren, hatten gewissermassen den mutthigen Ansiedler erst mit der Größe und Schwierigkeit seines Unternehmens bekannt gemacht. Jetzt erst war er dahin gekommen, die ungeheuere Waldung zu überschauen, welche er sein nannte, von der er aber erst nach fortgesetzten Opfern mehrerer Jahre, voll Beschwermlichkeiten und Sorgen, den Lohn seiner Thätigkeit erwarten durfte. Die Vegetation streitet hier mit aller Stärke des jugendlichen und unbefiegten Bodens gegen die Thätigkeit des Menschen; und Vermessenheit würden viele unserer harmlosen Landbauer das Unternehmen nennen, hier die friedliche Kunst des Ackerbaues, mit Feuer und Art bewaffnet, der ungerregten Schöpferkraft der Erde entgegenzustellen. Groß und mannichfaltig sind die Plagen, denen sich der Kühne Pflanzler in diesen einsamen Wildnissen, abgeschnitten von der übrigen gebildeten Menschenwelt, aussetzen muß; denn, abgesehen von der Mühfeligkeit der Ausrodung dichtverwachsener Wälder, wo mancher Baum, von zehn bis zwölf Fuß Durchmesser, zwei Uerte mehrere Tage lang beschäftigt, wo das Abbrennen bisweilen nur unvollkommen gelingt, Würmer, Schnecken, Ameisen und Vögel den Pflanzen um so mehr nachstellen, als diese wie zarte Fremdlinge in den Wäldern erscheinen, — so ist der Ankömmling und seine Dienerschaft manchen Krankheiten, vorzüglich kalten Fiebern und Hautauschüden, ausgesetzt; er leidet von den Mosquitos, welche ihn zwingen, seine Hütten während des Tages sorgfältig zu verschließen, weil sie den Schatten aufsuchen; er hat nicht selten Mangel an ge-

wöhnter gesunder Kost, da er sich alle Provisionen von Fleisch, Butter u. s. f. aus der Ferne kommen lassen muß, und endlich sind ihm seine Sklaven eine beständige Quelle von Sorgen, da sie, bei irgend einer Unzufriedenheit, gar leicht Gelegenheit zur Flucht in die benachbarten unermesslichen Wälder oder zum Aufenthalte bei entfernten Fazendeiros finden. Die Gesetze bestimmen zwar scharfe Strafen den Brasilianern, welche Sklaven Anderer zurückhalten, jedoch geschieht dieses nicht selten, und der angehende Pflanzler, dessen Capital dann theilweise unbenützt ruht, empfindet den Mangel arbeitender Hände gerade im Besinne seiner Bemühungen um so übler. Auf alle diese, in Europa nicht hinreichend gewürdigte Schwierigkeiten wurden wir von unserem gastfreundlichen Wirthe aufmerksam gemacht; sie ließen uns erkennen, welche Kraft des Charakters, ja sogar welcher Antheil von Glück und Zufall nothwendig sey, um die Unternehmung deutscher Colonisten in jenen Gegenden so erfolgreich zu machen, als man sich bei uns nicht selten vorpiegelt. Auch die beiden Nachbarn des Herrn Weyll, Herr Fr. Schmid aus Stuttgart, in der Pflanzung Luissia, und Herr Borell aus Neufchatel, in Castel-Novo, mußten uns, obgleich guter Hoffnungen voll, eine ähnliche Schilderung von den Schwierigkeiten einer Ansiedlung in diesen Wäldern machen. Der Erstere beabsichtigte, die Asche der verbrannten Stämme in seinen Pflanzungen für Pottasche zu verwenden; der Letztere baut vorzüglich Kaffee. Alle hatten viel von kalten Fiebern zu leiden gehabt, und glaubten mit Recht, nur dann ihre neuen Wohnplätze frei von den Einflüssen der schädlichen Ausdünstungen der Wälder, wenn diese durch häufige Niederlassung in der Nähe gelichtet worden wären. Doch wurde, so viel wir hören, bis jetzt dieser Wunsch nicht erreicht, und nachdem eine Gesellschaft von Deutschen, besonders Frankfurter Colonisten, sich unter Anführung des, leider zu früh verstorbenen, Herrn Freyreich, am Rio Mucuri in der Provinz Porto Seguro niedergelassen hat, wurde Herr Weyll veranlaßt, sich dahin überzusiedeln; Herr Schmid hatte aber seine Unternehmung schon früher aufgegeben, und war nach Europa zurückgekehrt.

Die Indianer von Almada versicherten uns, des zwölf Leagoas langen Weges von unserem dormaligen Aufenthalte nach Ferradas oder der daselbst neuerlich errichteten Villa de S. Pedro de Alcantara vollkommen kundig zu seyn, und wir beschloßen

daher, uns der Leitung derselben zu überlassen, um jene Gegend zu besuchen. Wir beluden daher die Indianer, unseren Custodio und einen europäischen Diener mit einigen Lebensmitteln, versehen uns mit den nöthigsten Waffen und Waldmessern, und vertieften uns, die Schritte des Führers sorgfältig verfolgend, in das nächtliche Dunkel der Waldung. Das Terrain ist äusserst ungleich, und in den tieferen, zum Theile sumpfigen Gegenden stellt die Vegetation, vorzüglich von Heliconien, Kapateen, Bromelien und scharfblättrigen, zum Theile baumartigen Gräsern, dem Vorwärtsschreiten fast unbesiegbare Hindernisse entgegen. Ueberdies sind hier kleine giftige Schlangen nicht selten, welche wir bisweilen in den Höhlen der Ananasstauden liegen fanden. Unser Führer vermied daher die niedrigsten Gründe, und je höher wir an den Hügel hinanstiegen, desto reiner und lichter von Unterholze ward der Wald. Gras und Kräuter sind auf diesem Boden selten, aber um so majestätischer erheben sich die Stämme namenloser Baumgeschlechter, die sich in einer Höhe von hundert und fünfzig Schuhen zu einem dichten Laubgewölbe ausbreiten. Unzählbar sind übrigens die Formen von gerade ausgespannten oder schlangengartig gewundenen Schlingpflanzen, von Ananas- und Aronstauden, von Farnkräutern und prachtvollen Orchideen, die an feuchten Orten die Hochstämme überziehen. Solche phantastische, oft kühnere Gestalten spannen die Einbildungskraft des Wanderers, und erregen nicht selten die Umwandlungen einer bangen Furcht, zu der ohnehin die schauervolle Stille dieser Wälder vorbereitet. Welche Wirkung aber der andauernde Einfluss dieser grausvollen Einsamkeit auf das menschliche Gemüth äussere, beurkundeten unsere indianischen Führer. Trippelnden, jedoch schnellen Schrittes gingen sie vor uns her, und schienen mit allen Sinnen in das Stillleben der Umgebung versunken. Jeder Windstoß, der die ruhigen Wipfel bewegt, jeder Laut eines Thieres wird von dem Indianer vernommen, — nach allen Seiten wendet er die kleinen dunklen Augen, die weitabstehenden Ohren; — er erfasst gleichsam auf einmal alle Handlungen, die in diesem großen Naturschauspiele, durch welches er hinwandelt, vorgehen, er setzt alle in Beziehung zu seinen Bedürfnissen; — hier lockt er mit tuschendem Rufe den Papagei aus den Zweigen herab, hier hat er im Nu das, durch die Zweige fliehende Eichhörnchen ausgekundschaftet, dort erhascht er eine Paca oder ein Coati, die eben in ihre Höhlen schlüpfen wollten; mit Schnelligkeit sammelt er während des

Gehens die Larven großer Käfer, einen Leckerbissen, aus faulem Holze auf, oder bricht die jungen Stengel von *Coffus* ab, um durch den auszusaugenden Saft dem Durste vorzubeugen. So macht er sich die ganze Umgebung für seine Zwecke dienstbar, und verfolgt mit sicherer Eile seinen Weg. Obgleich wir, um den sumpfigen Niederungen auszuweichen, meistens an den runden Hügeln herumgingen, so blieben doch unsere braunen Führer der eingeschlagenen Richtung nach S. S. W. immer treu, und steuerten zuversichtlich durch die ungeheure Waldung. Nur nachdem wir Mittags an dem granitischen Ufer eines klaren Waldbaches geruhet hatten, und die Branntweinflasche öfter von ihnen in Anspruch genommen worden war, erhoben sie unter einander mancherlei Zweifel über die kürzeste Richtung, und so bald eine Art von Urtheit, statt des bis jetzt waltenden Instinktes, sie leiten sollte, verloren sie ihre Unbefangtheit und Sicherheit. Nachdem sie uns eine gute Weile fortgeführt, und, um den Rückweg nicht zu verfehlen, die Spitzen der Zweige, an welchen wir vorübergingen, abgebrochen hatten, blieben sie stehen, und versieten in träumerisches Hinbrüten, aus dem wir sie nur durch die Versicherung erwecken konnten, daß ihre Leitung ganz mit der Aussage unseres Compasses übereinstimme. Inzwischen war der Abend hereingebrochen, es fing an langsam und immer stärker zu regnen, und auf einmal umgab uns die Nacht mit undurchdringlichem Schleier. In der Nähe eines kleinen Baches ward nun Halt gemacht, und in wenigen Minuten war ein schrägaufsteigendes Lattenwerk errichtet, das wir mit den Wedeln einiger gefüllten Palmen deckten, und durch eine dichte Lage von Farnkräutern zu unserer Schlafstätte einrichteten. Die Indianer bauten sich, Jeder einzeln, einen ähnlichen Zufluchtsort, oder suchten sich große Stücke von Baumrinden abzu ziehen, womit sie sich bedeckten. Wir waren zwar hinreichend mit Mundvorrath, und auch mit Kaffee versehen, aber ein Kochgeschirre war vergessen worden. Die Erfindungskraft unserer Führer wußte auch dafür Rath; ein junges, noch ungetheiltes Blatt der Patipalme von etwa vier Fuß Länge, ward kahnförmig unter einem Stocke festgebunden, und, mit Wasser gefüllt, dem Feuer ausgesetzt. Zu unserer Verwunderung erreichte das Wasser den Siedepunkt, ohne Verkung dieses vegetabilischen Topfes, und wir entbehrten bei unserem idyllischen Abendmahle selbst den erregenden Trank Arabiens nicht. Die Wachtfeuer, welche wir vorzüglich zum Schutze gegen wilde Thiere anzündeten

ten, drohten, bei der Masse des Brennmaterials, alle Augenblicke zu erlöschen, und da unser Blätterdach dem Regen nicht mehr widerstand, brachten wir den größten Theil der Nacht wachend zu. Die Eindrücke einer solchen Einsamkeit bereichern das Gemüth des europäischen Wanderers mit früher unbekanntem Gefühlen. In besonderer Schönheit und Glanz erschienen die Leuchtkäfer, welche von Zeit zu Zeit, besonders wenn es aufgehört hatte zu regnen, in großer Menge um uns schwärmten. Diese Thiere können das phosphorichte Licht, welches von beiden gelblichten Punkten ihres Thorax ausstrahlet, erhöhen und schwächen; bald ist es flammend und röthlich, bald bleich wie Mondschein. Sie behalten es an die Nadel gespißt noch fünf bis acht Tage bis zu ihrem Tode. Bei der Eröffnung der gelben Punkte überzeugte sich Dr. Spir, daß die Phosphorescenz von einem kleinen Säckchen, in dem Thorax, ausgehe, welches mit einer, dem zerstoßenen Phosphor ähnlichen, talgartigen Masse angefüllt sey. Eine andere Erscheinung in den Wäldern, die hier von Neuem unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, war das durchdringende Schnarren einer großen Cicade, welches sich dem Tone einer Nürnberger Knydetrompete vergleichen läßt. Es entsteht nicht durch das Reiben der Flügel, sondern durch die, von starken Muskelbündeln vermittelte Zusammenziehung und Erweiterung des eigenthümlichen Trommelapparats dieser Thiere am Unterleibe. Mit Aufgang der Sonne bemerkten wir, daß sich ein dichter Nebel in der Waldung gelagert hatte, und jetzt empfanden wir auch am lebhaftesten die Einwirkung der, aus den faulenden Pflanzenstoffen entwickelten, Dünste auf unsere Geruchsnerven. Naß und ermüdet setzten wir die Reise, durch einen eben so dichten und unwirthlichen Wald, über Berge, Bäche und umgestürzte vermoderte Bäume, bis gegen Mittag fort, wo endlich die Indianer einige Waldwege erkannten, welche jedoch uns selbst unkenntlich geblieben wären, da sie sich vielmehr durch Verstückelung der benachbarten Bäume und Gesträuche, als durch Entblößung des Bodens von niedrigen Pflanzen auszeichneten. Jetzt gelangten wir endlich auf eine breitausgehauene, zum Theile ziemlich reine Straße.

Das Dertchen, welches den Namen Villa de S. Pedro de Alcantara, zu Ehren des jetzigen Beherrschers von Brasilien, trägt, besteht aus sechs bis acht elenden Lehmhütten, einer kleinen Kirche von ähnlicher Bauart, und einigen offenen Schop-

pen, in denen wir, bei unserer Ankunft, drei Familien der Guereus, welche von Almada hierher waren übersiedelt worden, und einige Individuen, besonders Weiber und Kinder, vom Stamme der Camacans vorfanden." Die letzteren bilden gegenwärtig den Hauptstock der Bevölkerung, und zählen etwa sechzig bis siebenzig Köpfe; eine eben so große Anzahl war an einem bössartigen Fieber gestorben, oder hatte sich bald nach der Anlegung der Ortschaft wieder zerstreut. Wir trafen gegenwärtig auch jenen Nest nicht vollständig, da die meisten Männer bereits seit acht Tagen auf einem Streifzuge gegen die Grenze von Minas abwesend waren, woher sie Rohre zu Pfeilen, und eine Pflanze, um die Spitzen derselben zu vergiften, abholen wollten. Alle diese Indianer waren hier durch die Bemühungen eines ehrwürdigen Geistlichen von dem Kapuzinerkloster zu Bahia, Frey Ludoviko Liorne versammelt, und, so wie in den ersten Lehren der Kirche, im Ackerbaue unterrichtet worden. Wenn irgend Jemand es vermag, diese unständigen und rohen Söhne des Waldes zu sanfteren Gefühlen umzubilden, und für die Stimme der Religion empfänglich zu machen, so mußte es dieser würdige Greis seyn. Ruhe und Heiterkeit sprechen aus den edlen Gesichtszügen des Mannes, dessen Haar und Bart unter dem verdienstlichen Amte eines Seelenhirten erblichen ist, und seine würdevolle Haltung erhebt ihn, als ein Wesen höherer Art, über die scheuen Wilden, welche durch das Vertrauen zu ihm für die ersten Funken religiöser Gefühle empfänglich werden. Wenn solche Mittel zur Humanisirung ihre Zwecke nicht erreichen, dann darf man wohl überhaupt an der Möglichkeit verzweifeln, diese gefallenen Kinder Amerika's zur wahren Menschheit zu erheben. Und dennoch, wie geringfügig mußten uns die Fortschritte der Camacans in der Cultur erscheinen, wenn uns der würdige Missionär ein Bild von ihrem Leben und Thun vor Augen stellte! Noch vor wenigen Wochen hatte ein Weib, im Zorne, ihr eigenes Kind umgebracht, eine Andere hatte die Ueberreste ihres vor wenigen Monaten verstorbenen, sehr geliebten Kindes wieder ausgegraben, die Gebeine abgeschabt, dann mit den fleischigen Theilen gekocht, die Brühe getrunken, und jene darauf, reinlich in Palmenblättern eingewickelt, von neuem begraben. Welche graufigen Excesse der Gefühle, die fast über die Grenze der Menschheit hinausfallen!

Die Nation der Camacans wohnet zwischen dem Rio de

Contas und dem Rio Parbo. Ihre Gesamtzahl wird auf zweitausend Köpfe geschätzt, läßt sich aber nicht mit Bestimmtheit angeben, da sie in einzelnen Hütten oder kleinen Dörfern (Rancharias) durch die Wälder zerstreut wohnen, und zum Theil ihre Wohnsitze verändern. Die von uns daselbst gesehenen Camacans erschienen uns als ein berber und gesunder Menschenschlag, breitbrüstig, fleischig, von dunkler bräunlichrother oder Kupferfarbe. Das größte Individuum unter ihnen maß fünf Fuß sechs Zoll parisi. Maas. Ihre Gesichtszüge hatten nichts vor denen der übrigen Indianer Ausgezeichnetes, wenn nicht vielleicht die Stirne minder reclinet und höher war, als bei den, unstreitig mehr verkrüppelten, Cariris und Sabujás. Das Haupthaar trugen sie unbeschnitten und von außerordentlicher Länge wild herabhängend. Barthaare waren nur an einigen Männern sichtbar. In ihren Bewegungen hatten sie alle jene eigenthümliche Gewandtheit und Rundung, die den amerikanischen Urbewohnern eigenthümlich ist. Die Männer gingen ganz nackt, oder hatten kurze Hosen von Baumwollenzug angethan, womit sie der Missionär versah. Die Weiber waren in Röcke von bunten Baumwollenzügen gekleidet, und übernahmen willig allerlei Arbeiten und Dienstleistungen in dem Haushalte ihres christlichen Lehrers, dem sie mit großer Ehrfurcht zugethan schienen. Sie verstehen aus Baumwollen- und Palmenschnüren saubere Beutel, Jagdtaschen und kurze viereckichte Schürzen, welche sie lieber als die europäische Kleidung um die Lenden tragen, zu verfertigen, und färben das Material mit den Saamen des Urucú roth, mit den Früchten des Genipapo schwarz, und mit dem Gelbholze gelb. Auch Töpferwaaren verstehen sie zu verfertigen. Die Waffen der Camacans sind Bogen und Pfeile; letztere sollen sie nur im Krieg mit dem Extrakte eines Schlingstrauches vergiften. Die Bogen sind von dem braunen Holze eines großen Hülsenbaumes gemacht, sieben bis acht Fuß lang, und auf der vordern Seite mit einer Längsrinne versehen; die Pfeile von vier Fuß Länge, sind, wie dies bei den meisten Indianerstämmen der Fall ist, nach ihrer Bestimmung für große und kleine Jagd, oder für den Krieg, mit einfachen Spitzen oder mit vielartig gebildeten Wiederhacken versehen. Für die Jagd der kleinsten Vögel bedienen sie sich wohl auch eines Pfeiles mit fünf oder sechs quirlförmig auseinander tretenden Spitzen. Eine fein polirte zugespitzte Stange von tödlichem Holze wird bisweilen dem Anführer im Kriege, gleichsam als Com-

mandostab, verließen. Wir fanden bei diesem Stamme keine Gewohnheit, wodurch sie sich auffallend von ihren Nachbarn unterscheiden, mit Ausnahme ihrer Weise zu schlafen. Sie gebrauchen nämlich keine Hängmatten, sondern ein Gerüste von Latten, welches sie mit getrockneten Blättern und Thierfellen bedecken. Dieser Gebrauch scheint mir anzudeuten, daß die Camacans ursprünglich nicht in Waldungen, sondern in Fluren gelebt haben. Die Camacans pflegen erst spät ein Weib zu nehmen. Mehrere Bewerber um eine Braut entscheiden bisweilen ihren Streit durch die Probe, wer einen Holzblock von acht bis neun Arrobas Gewicht im Laufe am weitesten tragen kann; eine Sitte, welche sie mit den Cajapós gemein haben, die überhaupt manches Uebereinstimmende zu besitzen scheinen. Die Leichen von Kindern begraben diese Indianer an jeden Ort ohne Unterschied, die der Erwachsenen aber im Walde, wie man uns erzählte, bisweilen in sitzender Stellung. Das Grab wird hoch mit Palmblättern bedeckt, und darauf von Zeit zu Zeit frisches Fleisch gelegt. Sobald dieses von irgend einem Thiere gestressen wird, oder durch einen andern Zufall verschwindet, so glauben sie, es sey dem Verstorbenen willkommen gewesen, und hüten sich lange Zeit, von demjenigen Thiere zu essen, welches es lieferte. Diese, in einer großen Ausdehnung bei den meisten Indianerstämmen vorfindliche, Sitte mag bekrunden, daß sie eine, wenn auch noch so undeutliche, Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele besitzen. Vielleicht hängt sie auch mit einer wenig ausgebildeten Idee von der Seelenwanderung zusammen. Uebrigens erreichen die Camacans ein hohes Alter, und ich sah einen Mann von hundert Jahren, dessen dichtes Haupthaar zwar ergrauet, aber nicht weiß war. In der Nähe der Weissen nimmt die Sterblichkeit unter ihnen zu, und sie unterliegen vorzüglich den Blattern und andern hitzigen Fiebern. Die Colonie hatte erst vor Kurzem durch diese Krankheiten einen Theil ihrer Glieder verloren, wodurch sich die Gelegenheit ergab, das Skelet von einem Manne dieses Stammes zu erhalten. Wir fürchteten anfänglich, die Meinungen und Gefühle der Indianer durch Nachsichungen solcher Art zu beleibigen, zu unserer Verwunderung aber brachten sie uns selbst das Gewünschte. Der Schädel dieses Mannes zeichnet sich durch die äußerste Festigkeit und Schwere seiner Knochensubstanz, durch die kräftige Ausbildung des Unterkiefers und die starke Hervorragung der Stirnbeulen aus. Nasen- und Gaumentlaute sind in der Camacans-Sprache sehr häufig. Uebri-

gens soll die Sprache zwar arm und ungelent, aber doch sehr energisch seyn. Selbst mit den wenigen Worten, welche die Camacans besitzen, kargten sie, als wir, in ihre Hütten eingingen, Auskunft über das verschiedene Geräthe ihres ärmlichen Haushaltes wünschten. Ein junger Bursche war beschäftigt, einigen Kindern die Augenbraunen auszureißen; eine allgemein übliche Verunstaltung, gegen die sich der Missionär bisher vergeblich bemüht hatte. Eine Mutter hatte ihre Kleinen auf der Stirne und den Wangen mit Kreisbögen und auf der Brust mit einem großen Kreuze von rother Farbe bemalt, war aber durch den Dolmetscher nicht zu bewegen, uns Etwas über den Grund der Wahl der letzten Verzierung zu sagen. Die Camacans, und zwar vorzüglich die Weiber, bereiten diese rothe Farbe aus den Saamen des Urucústrauches, indem sie dieselben mit kaltem Wasser abreiben, bis der farbehaltige Ueberzug niedergefallen ist. Diesen Stoff formen sie sodann in viereckichte Stücke, welche sie an der Sonne austrocknen lassen; um die Farbe zur Schminke zu benutzen, mischen sie sie durch Reiben mit Ricinusöl oder mit einem Thierfette. Auch die Geschäfte des Landbauers, zu denen sie ihr christlicher Seelenhirte anleitet, werden vorzüglich von den Weibern betrieben, und mehrere Kossas sind mit Mandioca und Mais bepflanzt worden; doch reicht dies nicht für ihren Bedarf hin, und die Regierung hatte zur Zeit unserer Anwesenheit veranstaltet, daß jedem Familienvater zehn Arrobas Mandiocamehl auf ihre Kosten in dem Engenho de S. Maria abgereicht wurden. Der ehrwürdige Frey Ludoviko hatte sich vorgenommen, selbst noch in die westlichen Wälder einzudringen, um die zerstreuten Camacans-Indianer an seinem Altare zu vereinigern; doch war dies vielleicht eine zu schwere Aufgabe für den rüstigen Greis. Wir nahmen von dem trefflichen Manne Abschied; fuhren auf dem, gerade jetzt sehr wasserarmen Rio da Cachoeira bis zu seiner kleinen Strömung zwischen Granitklippen hinab, und drangen von da aus wieder in den Urwald. In ihm brachten wir unter einem elenden Schoppen eine regnerische Nacht zu, und erreichten endlich die gastfreundlichen Hütten von Almada wieder. Hier hätte uns nicht bios die biedere Herzlichkeit der Bewohner, sondern auch der Reichthum des Waldes an merkwürdigen Pflanzen lange Zeit zurückhalten können; wir wünschten aber auf dem Schoner, welcher uns nach Sibooß gebracht hatte, nach Bahia zurückzureisen, und würden deshalb von unseren Landsleuten sogleich Abschied genommen haben, wenn

nicht ein undorgeesehenes Hinderniß eingetreten wäre. Der Coroado-Indianer Custodio, welchen wir bereits acht Monate, von dem Prezbio de S. João Baptista in Minas aus, mit uns führten, war, als wir aufbrechen wollten, verschwunden, und, wie uns die zweideutigen Reden der Indianer von Almada belehrten, nach den Wäldern seines Stammes zurückgekehrt. Wahrscheinlich hatte die Ansicht des Naturzustandes der Camacans in ihm Gefühle von Heimweh erregt, deren wir ihn um so wenig ger fähig hielten, als er uns viele unzweideutige Spuren von Unhänglichkeit gegeben, und eine große Neugierde gezeigt hatte, jenes Land zu sehen, wo es, wie er sich auszudrücken pflegte, lauter blasse Männer mit Hosen gäbe. An diesem seinen Entschluß, uns nach Europa zu begleiten, hatte die Eitelkeit großen Antheil, denn er that sich auf das Erstaunen, was er dort erregen würde, viel zu Gute; doch vermochten, wie es sich nun hier zeigte, solche Rücksichten nichts über die Macht alter Gewohnheit und angestammter Sinnesart. Wir versuchten einige Tage lang, ihn durch die ausgesendeten Indianer wieder auffinden zu lassen, da diese ihn aber nicht zurückbrachten, so mußten wir ihm Glück zur Reise auf der einsamen Straße nach dem Rio Pardo wünschen. Wir verließen unsern liebenswürdigen Wirth, schifften den Itahype hinab, und gelangten nach einer, wegen der gegenwärtigen Seichtheit des Flusses und der drückenden Sonnenhitze, sehr beschwerlichen Tagreise, in die Villa de S. Jorge, wo wir zu unserem Verbrusse den Schoners nicht mehr vorfanden, weil wir uns, gegen die Abrede, verspätet hatten. Im Hafen lag ein ganz kleines Boot, dessen Benützung zur Fahrt nach Bahia uns angeboten wurde; es war dasselbe Fahrzeug, welches vor Kurzem eine Colonie von schweizerischen und holländischen Familien, unter des Herrn Freireiß Leitung, nach Mucuri bringen sollte, aber in der Nähe von Porto Seguro auf einem Felsen auffaß, leck wurde, und die Personen nur mit Verlust der Ladung an den Ort ihrer Bestimmung brachte. Die Erzählung dieses Unfalls, welche uns als neuer Beleg von dem vielfachen Mißgeschick deutscher Ansiedler in Brasilien diente, war nicht geeignet, die Seereise, und zwar gerade in einem Augenblicke zu empfehlen, wo der N. O. Wind an dieser Küste herrscht. Nachdem wir daher mehrere Tage auf die Erscheinung eines andern Schoners vergeblich gewartet hatten, beschlossen wir endlich, zu Fuß, längs der Küste nach Bahia zurückzukehren. Bevor diese Reise angetreten wurde, hatten wir

Gelegenheit, den größten Theil der Bevölkerung auf Veranlassung eines nationalen Festes versammelt zu sehen, welches die Feiertage in der ersten Woche des Jahres ausfüllt. Junge Leute zogen als Mauren und christliche Ritter verkleidet mit lärmender Musik durch die Straßen, nach einem freien Plage, wo sich ein Baum, mit portugiesischem Wappen geschmückt, gleich einem deutschen Maienbaum, erhob. Ein hitziger Kampf zwischen beiden Partheien gab vorzüglich der Figur, welche den heiligen Georg vorstellte, Gelegenheit, die ritterlichen Tugenden des Schutzpatrons von Itheos glänzen zu lassen. Beide Heere vergaßen aber, nach ächtromantischer Sitte, ihre Fehde bald bei einem lauten Bankette, das sogar durch den Tanz Landum gefeiert wurde.

Wir verließen am 6. Januar 1810 das armselige, aber schön gelegene Dertchen, und verfolgten in der Richtung nach Norden zu Fuß das Ufer des Meeres. Wir setzten in einem Rahne über die Mündung des Rio Itahype, und wanderten im Sande längs einer unabhsehbaren Küste hin. Der Ocean wälzt hier, unter Gebrause und Donner, ungeheure Wogen auf die Dünen an, und nekte von Zeit zu Zeit unsere Schritte. Wir durchwadeden mehrere tiefe, zwischen dem Sande sich dem Ocean zuschlängelnde Bäche, und fanden an dem einen derselben eine große Meerschildekröte, wahrscheinlich beschäftigt, sich einen Platz zu wählen, wohin sie ihre Eier legen könnte; denn sie entwichte unseren Verfolgungen, indem sie eiligst dem Wasser zukroch und untertauchte, was sie wahrscheinlich, im Begriffe, ihre Eier zu legen, nicht gethan haben würde, da es bekannt ist, daß sich diese Thiere im Geschäft des Eierlegens nicht mehr stören lassen. Ihre Eier sollen übrigens nicht so wohlschmeckend seyn, als die der großen Flußschildkröte, welche uns während der Reise auf dem Amazonenstrom so nützlich ward. Allmählig war es Nacht geworden, ein frisches, regames Lüftchen kreihte kühlend um die erhitzten Wanderer; der Mond trat helleuchtend an dem klaren Firmamente hervor, und die Lohen entfernter Pflanzungen, in denen die Wälder niedergebrannt wurden, rötheten den westlichen Himmel. So wanderten wir in der labenden Kühle der Nacht fort, das Gemüth getheilt zwischen den unennbaren Genüssen einer Tropennacht und seltsamen Rück Erinnerungen an das Vaterland, dessen Rechte an uns hier gleichsam der Ocean mit perlodischer Donnerstimme wiederholte. Um zwei Uhr nach Mitter-

nacht erreichten wir die kleine Fazenda Memoam, und baten nicht vergeblich um Herberge. Zwischen Gebüsch der Strandpalme, an einen dichtbelaubten Hügel gelehnt, liegen die niedrigen Hütten, deren harmlose Bewohner, Abkömmlinge von Indianern und Weissen, vom Fischfange leben. Als wir in der Morgenkühle noch anderthalb Leguas weiter wanderten, fanden wir an der Ponta do Ramos eine ähnliche Niederlassung von zahmen Indianern. Diese Leute verstehen aus den Fasern der Tucumpalme und einer Ananassstaude vortreffliche Netze für ihr Fischergewerbe zu verfertigen, welche im ganzen Lande hochgeschätzt werden. Eine Indianerin bezeugte Mitleiden mit dem Gesundheitszustande unseres Freundes, Herrn Schlüter, und bereitete einen Trank aus dem Saft der kleinen grünen Limonie, Salz und Wasser. Die Wirkung dieses Mittels war in so fern sehr glücklich, als es den Fieberanfall, der eben eintreten sollte, unterdrückte. Eine halbe Legoa nördlich von der Ponta do Ramos erstreckt sich ein, etwa sechshundert Fuß hohes Gebirge, die Serra Grande der Einwohner, in das Meer, welches an ihm mit Gewalt brandet. Nicht ohne Mühe überstiegen wir den steilen Granitberg, beschattet von seiner dichten, mit Blumen und Wohlgerüchen erfüllten Waldung. Auf der nördlichen Ebene angelangt, setzten wir den Weg in der Richtung nach Nord, bald auf Dünen, bald zwischen dichten Strandpalmen, deren eben reife Früchte Araras und andere Vögel herbeilockten, fort. An dem Ufer des Meeres fanden wir zahlreiche Muscheln und Quarzgeschlebe von so ausgezeichnete Klarheit, daß wir bei dem ersten Anblicke versucht waren, sie für Topase zu halten. Obgleich wir bei, bis spät nach Sonnenuntergang fortgesetzter Reise uns wiederum von aller Herrlichkeit einer tropischen Mondnacht umgeben sahen, so fühlten wir uns doch von der Wanderung im tiefen Sande so ermüdet, daß wir endlich gleichgültig gegen alle Reize die Fazenda Tejuipe erreichten, wo wir, von zahlreichen Mosquitos grausam verfolgt, den Rest der Nacht hinbrachten.

Die dritte Tagreise, welche unter ganz ähnlichen Umständen, wie die vorigen, zurückgelegt wurde, brachte uns nach der Villa da Barra do Rio de Contas. Dieser Ort ist einer von den neueren an der Küste. Ungeachtet der guten Lage an einer großen Rhede, welche Grund für Schoner, Schmachs und andere kleine Schiffe hat, und des fruchtbaren Bodens der Umgehend nimmt doch die Villa verhältnißmäßig nur langsam an

Bevölkerung und Reichthum zu. Der Rio de Contas hat hier eine bedeutende Breite, wir brauchten in einem kleinen Rachen eine halbe Viertelstunde, um das gegenseitige, nördliche Ufer zu erreichen. Mehrere kleine Böte und ein nach Bahia bestimmter Schoner lagen in der Mündung vor Anker. Diese Schiffe bringen etwas Taback, Speck, Leder und Häute aus den Gegenden am oberen Theile des Rio de Contas nach der Hauptstadt, und nehmen dagegen die Bedürfnisse der Provinz zurück. Sie können jedoch nur einige Leguas aufwärts schiffen, weil der Strom weiter gegen Westen Untiefen und Felsenriffe mit kleinen Strömungen enthält. Nördlich von der Barra do Rio de Contas dehnt sich bis nach der Villa de Maranhú eine ebene Sandküste aus. Mit Tagesanbruch waren wir hier; im Anblicke eines herrlichen Sonnenaufganges wanderten wir der Küste entlang, und vergnügten uns, den Pulsschlag des Meeres zu beobachten, dessen siebente und eilfte Welle uns höher anzuwogen schienen. Maranhú liegt an dem südlichen Ufer eines, etwa eine halbe Legoa breiten Meerarmes. Die Villa, welche wir nach einigen Stunden Wegs erreichten, ist unbedeutend, und hat, obgleich mit einer sehr fruchtbaren Umgebung gesegnet, dennoch in den letzten Decennien nur wenig an Bevölkerung zugenommen. Man zählt in ihrem Kirchspiele etwa sechzehnhundert Menschen, darunter ziemlich viele von indianischer Abkunft. Die hier gebauten Wassermelonen sind wegen ihrer Süßigkeit berühmt, und werden bis nach Bahia ausgeführt; ausserdem bringt die Gegend Mandiocamehl, Reis, Bohnen, Mais hervor, und sie ist wegen der großen Feuchtheit des hiesigen Klima, wo vierzehn Tage ohne Regen eine große Seltenheit sind, sehr geeignet für die Cultur des Cacaobaumes. Wir fanden hier nur einige Stämme, deren gesundes Aussehen allerdings die Zweckmäßigkeit des Cacaobaues in diesen Gegenden bewährte. Auch einige, in jener Periode hier angepflanzte Zimmtbäume schienen gut zu gedeihen. Auf dem andern Ufer des weit landeinwärts gedehnten Meerarmes liegt die kleine Villa de Barcellos, welche wir noch an demselben Tage in der Hoffnung besuchten, uns dort nach Bahia einschiffen zu können. Wir wollten in Barcellos eben vom Ufer stossen, als unsere Indianer, welche bereits die Ruder ergriffen hatten, plötzlich mit großem Geschreie das Boot verließen, und einem Thiere nachliefen, das sich zwischen dem Manglagebüsche gezeigt hatte. Es war ein Guaxinim, welches gegen Abend die Küsten zu beschleichen, und die bei der Ebbe

an den Wurzeln der Uferbäume zurückbleibenden Krabben und Krebse zu fangen pflegt. Nur mit Mühe versammelten wir die Ruderer wieder im Boote, und fuhren längs dem Ufer in der Richtung nach N. hin, bis wir, vom herabströmenden Regen, wie von dem ins Boot eindringenden Wasser durchnäßt, um Mitternacht die Villa de Camamú erreichten. Dieser Ort ist ohne Zweifel der bedeutendste und volkreichste an der ganzen Küste von Bahia, südlich von der Hauptstadt. Man zählt in der Villa selbst mehr als sechstausend Menschen, worunter verhältnißmäßig viele Weiße und nur wenige Indianer sind. Das kleine Boot, worin wir die Seereise von Camamú nach Bahia unternahmen, war mit abgeschälter Manglerinde angefüllt, die, zum Theile bereits seit längerer Zeit in dem Schiffsraume der Fäulniß ausgesetzt, einen pestilenzialischen Geruch verbreitete. Als wir uns, bei eintretendem Regenwetter unter das Deck flüchteten, wurde, zu nicht geringem Erstaunen, unsere Silbermünze in der Tasche schwarz; und wir glaubten deshalb in der Rinde auf einen Schwefelgehalt schließen zu dürfen, welcher sich durch die Fäulniß als Schwefelwasserstoffgas entbunden hätte. Unter den Uebeln, die wir auf der Fahrt nach Bahia auszustehen hatten, war jedoch dieser üble Geruch nicht das größte. Noch unangenehmer empfanden wir die Saumseligkeit unseres Bootsmannes, der, obgleich er versprochen hatte, in der gewöhnlichen Zeit, von vier und zwanzig Stunden, uns nach Bahia zu bringen, dazu drei volle Tage verwendete, indem er an einigen Orten in Geschäften verweilte. Der europäische Reisende hat an dieser Küste von den Söhnen Neptuns, in deren Willkühr ihn der Zufall versetzt, keine Aufmerksamkeit, sondern nur Geringschätzung zu erwarten. Er muß gemeiniglich, als vermeintlicher Engländer, alle Launen eines Nationalhasses ertragen, den diese Seeleute weder verhehlen können, noch verstecken wollen. Die erste Station, welche wir dem Schiffmeister zu Gefallen halten mußten, war auf der kleinen Insel das Flores, oder do Chiqueiro an dem Ausgange der Bai von Camamú. Das Eiland ist mit fruchtbaren Pflanzungen bedeckt, und bot uns eine reichliche Lese köstlicher Gujavenbeeren, aus denen die Bewohner, von indianischer Abkunft, sehr wohlschmeckende Zuckerconserven bereiten. Die Früchte der Quitébäume werden von ihnen, der Länge nach getheilt, sorgfältig gereinigt und getrocknet, zu sehr zierlichen Trinkschalen verarbeitet. In der dunkelgeschwärzten Oberfläche der Schalen wissen sie mit einem Griffel oder Messer zahlreiche Si-

guren von Blumen, Thieren und Menschen einzugraben, welche daher in weißer Farbe hervortreten. Diese Figuren sind von allen, die wir in Brasilien von den Ureinwohnern verfertigt sahen, die besten in der Zeichnung, und nähern sich, dem Charakter nach, einigermaßen dem chinesischen Geschmacke. Zum Schwarzfärben der Tuias sollen sich diese Indianer einer Abkochung von der Rinde mehrerer Myrten und eines sehr feinen, schwarzen Thones bedienen. Nachdem wir gezwungen worden waren, auf der Ilha das Flores eine regnerische Nacht unter dem Schutze einer feuchten Hütte hinzubringen, landeten wir am nächsten Tage schon wieder an der Mündung des Lagoaripe. Viele Barken mit Lebensmitteln und mit Zuckerkisten beleben die Wasserstraße; und wir setzten von nun an die Reise fast immer in Begleitung größerer oder kleinerer Fahrzeuge fort. In der Nähe des Meeres sind die Küsten des Festlandes und der zahlreichen Inseln großentheils mit Manglebäumen besetzt, landeinwärts aber erblickt man ausgedehnte Pflanzungen und reinliche Gebäude an den sanft ansteigenden, mit Buschwerk und einzelnen Palmen gezierten Hügeln. Als wir die Insel Itaparica erreicht hatten, ließen wir uns auf der Mitte der Westseite an das Land setzen, und wanderten zu Fuß, durch freundliche, zum Theil wohlbebaute Gründe nach der Villa, wo wir bequeme Herberge fanden, und uns an der idyllischen Ruhe dieser schönen Insel ergötzen konnten, welche allerdings sehr angenehm mit dem Lärm der benachbarten Hauptstadt contrastirt.

Reise durch den Sertão von Bahia nach Soazeiro, am Rio de S. Francisco.

Die Dampfböte, welche gegenwärtig Bahia mit den Hauptorten an der Küste des Reconcavo in Verbindung setzen, waren zwar zur Zeit unserer Abreise von dieser Stadt bereits im Baue begriffen, jedoch noch nicht vollendet, und wir schifften uns daher am 18. Februar 1819, in einer der gewöhnlichen Zuckerbarzen nach der Villa de Cachoeira ein, wo wir gegen Mitternacht ankamen. Die neue Anordnung unserer Karavane war hier mit Schwierigkeiten verbunden, weil der Binnenhandel durch Maulthiere fast ausschließlich von den Sertanejos betrieben wird, und diese gegenwärtig, wegen andauernder Dürre, nicht eingetroffen waren. Es kostete uns viele Mühe, die nothwendige Zahl von Maulthieren zusammenzubringen. Diese Thiere, welche aus den Provinzen Rio Grande do Sul und S. Paulo in großen Haufen, und zwar gewöhnlich längs dem Rio de S. Francisco, in die Provinz von Bahia getrieben werden, sind, theils wegen der Anstrengung einer so langen Reise, theils wegen der Einflüsse eines ganz verschiedenartigen Klima, hier viel schwächer, als in südlicheren Gegenden. Eine gewöhnliche Ladung wiegt deshalb nicht sieben Arrobas wie in S. Paulo, sondern nur vier. Die Leitung der von Neuem organisirten Karavane übergaben wir einem Mulatten aus S. Paulo, der als Arriero im Gefolge des Herrn Conde de Palma gedient hatte, und von diesem zu unserm Dienste abgeordnet worden war. Er gehörte unter die collossalsten und stärksten Männer, die wir in Brasilien sahen, und Niemand durfte vermüthen, daß er das erste Todtenopfer sey, welches von unserer Reiseunternehmung würde gefordert werden. Während solcher Vorbereitungen hatten wir Gelegenheit, unseren Aufenthaltort etwas genauer kennen zu lernen. Die Villa de Cachoeira genießt eines beständigeren und gesünderen Klima's, als die benachbarte Hauptstadt. Obgleich auch hier die Seewinde fühlbar sind, so leidet man doch nicht von dem dort so nachtheiligen Wechsel der Temperatur. Die gesellschaftlichen Verhält-

nisse und die Civilisation in dieser reichen Villa gleichen denen von Bahia, da sich unter den Einwohnern viele Portugiesen befinden. Die lateinische Schule bildet gute Zöglinge. Zur Gründung eines Waisenhauses war von den mildthätigen Einwohnern der bedeutende Fond von 22,378,000 Reis subscribirt worden. In die Zeit unserer Anwesenheit fiel das Carneval, welches, nach portugiesischer Sitte, die gesammte Bevölkerung in Bewegung setzte. Man sah zwar hier keine jener grotesken Maskeraden des römischen oder venetianischen Carnevals, aber das schöne Geschlecht wetteiferte, die Vorübergehenden durch einen scherzhaften Krieg in Verlegenheit zu bringen. Alle Fenster waren von Damen besetzt, welche mit Wasser gefüllte Wachsugeln umherwarfen, und sehr erfreuet schienen, die streng bewachte Etikette auf einige Tage vergessen zu dürfen.

In der Gegend der Villa de Cachoeira findet man Landschaften, die durch das üppige Grün der Hügel, durch den Wechsel des Gebüsches und durch mannichfaltige Aussichten auf den majestätischen Fluß von eigenthümlichem Reize sind. Zwei kleine Bäche, Pitanga und Caquende, welche schnellen Laufes von den Hügeln herabkommen, bieten ein erquickendes Bad im dunklen Schatten aromatischer Lorbeerbäume, oder idyllische Ruheplätze neben schäumenden Cascaden. Mit Freude bemerkt der Europäer, wie hier die Cultur des Bodens bereits den Charakter der Landschaft veredelt hat. Etwa eine kleine Stunde östlich von der Villa war der große, 2666 Pfund schwere Block gebiegenen Kupfers entdeckt worden, welcher seit dem Jahre 1782 in dem K. Naturalienkabinete zu Lissabon aufbewahrt wird.

Von der Villa de Cachoeira laufen drei Hauptstraßen aus: die Estrada de Muritiba, die Estrada de Belem und die Estrada de Capoeiraçú. Wir schlugen den letzteren Weg ein, als wir am 27. Februar die Villa de Cachoeira verließen, und stiegen den steilen Morro de Capoeiraçú hinan, auf dessen Höhe, etwa siebenhundert Fuß über dem Meere, wir das dürre hügelichte Plateau erreicht hatten, durch welches uns nun mehrere beschwerliche Tagemärsche bevorstanden. Bis auf eine Legoa Entfernung von Cachoeira liegen auf beiden Seiten der Landstraße viele Landhäuser, Wendas und Arbeitshütten der Neger; man sieht ausgebrehte Pflanzungen von Kaffee, Mandioca, Gras und etwas Gemüse; dann aber nimmt der Anbau mehr und

mehr ab, und in der Nähe von Feira da Conceição, zwei Leagoas von der Villa, sind alle Spuren einer industriösen Bevölkerung wieder verschwunden, und der Reisende sieht sich von Neuem in den Sertão versetzt. Wir übernachteten in dieser kleinen, aus niedrigen Lehmhütten bestehenden Ortschaft, und brachten daselbst den nächsten Tag mit Einrichtung unseres Gepäcks und Anordnung der Karavane zu. Unser Zug war ein Gegenstand lebhafter Neugierde bei den braunen und schwarzen Bewohnern des Dertzens. Sie hielten die Reise durch den Sertão in dieser Jahreszeit für sehr gefährlich, und rathen uns, davon abzusehen, weil die gewöhnlichen Regenmonate, September bis Februar, ohne Regen vorübergegangen seyen, und deshalb ein allgemeiner Wassermangel die Straße fast entvölkert habe. Gewohnt jedoch, solchen, meistens übertriebenen, Aus sagen nicht unbedingt zu vertrauen, ließen wir uns von dem Vorhaben nicht abbringen, und holten genaue Erkundigungen über die Nachtlager ein, wo wir auf Wasser rechnen durften. Alle Nachrichten stimmten darin überein, daß wir sieben Tagmärsche durch ein von Wasser fast ganz entblößtes Land, bis zu der Fazenda do Rio do Peixe, machen müßten, wo die Quellen und Bäche wieder Wasser zu halten anfangen; daß nur an den zu Nachtlagern empfohlenen Orten Wasser zu finden sey; daß es nicht rathlich sey von der Straße abzulenken, um welches zu suchen; daß auch keine Weide für die Lastthiere in den verbrannten Catingas angetroffen werde, und daß ein langsamer Marsch durch diese trockne Wüste den ganzen Trupp in Gefahr bringen könne. Unter solchen Umständen blieb uns nichts übrig, als uns mit Mais und mit einer großen Quantität brauner Zuckerbrode zu versehen, durch die man in ähnlichen Fällen dem Durste der Lastthiere abzuhelpfen pflegt, für uns selbst aber einen Schlauch voll Wasser mitzuführen. Die Ebene, im Allgemeinen sechs bis siebenhundert Fuß über das Meer erhoben, ist hie und da zu feuchten Niederungen vertieft, in denen sich während der Regenzeit ein salziges, oft selbst dem Viehe ungenießbares, Wasser ansammelt. An andern Orten erblickt man in mehreren Richtungen Reihen von Hügeln, deren Seiten flach ansteigen. Die einzige Gebirgsart, welche wir fanden, ist Gneiß, oder körniger Granit. Eigentliche Dammerde findet sich nur in einzelnen Niederungen, und bisweilen kommt sie dann mit dem feinen fetten Thone, meistens von schwarzer Farbe, überein, den man Massapê

nennt. Die zerstreut liegenden Massapé-Gründe abgerechnet, ist die Gegend wenig für den Ackerbau geeignet. In den tiefer liegenden und feuchteren Stellen findet man kleine Wäldchen; die höheren Ebenen und die Hügel sind bald von aller Vegetation entblößt, bald mit einzelnen Cactusstämmen und Kräutern, bald mit dichtem Gestrüppe und mit niedrigen Bäumen bedeckt. Alle diese Pflanzen lassen während der Dürre die Blätter fallen, und belauben sich größtentheils erst nach dem Eintritte der Regenmonate. Nur in den feuchten Niederungen erhalten sich die Blätter das ganze Jahr hindurch; in dem übrigen Gebiete hängt das Leben der Blätter so sehr von der Feuchtigkeit ab, daß bisweilen zwei und drei Jahre hingehen sollen, bevor die scheinbar abgestorbenen Bäume wieder ausschlagen. Das Ausschlagen der Blätter aber ist besonders darum so merkwürdig, weil es nach Regen in der kürzesten Zeit, und gleichsam wie durch Zauberei eintritt. Von dieser Eigenthümlichkeit der Catingavegetation konnten wir uns öfter überzeugen, indem wir mitten in dem ausgebrannten Sertão, wo alle Pflanzen blattlos standen, Streifen von Wald und Flur trafen, die im schönsten Grün des Frühlings prangten. Solche Striche hatten, wie man uns berichtete, einen theilweisen Regen erfahren, und waren somit in der Entfaltung der Knospen den benachbarten Gegenden plötzlich vorangeeilt. Der Prozeß der Knospenentwicklung, welcher in unserem Klima mehrere Wochen hindurch andauert, wird in einem oder in zwei Tagen vollendet. Der Bau der Wurzeln und Stämme ist für die Eigenthümlichkeiten dieses Bodens berechnet. Als Beispiel davon ist der Imbu-Baum zu bemerken, dessen horizontalverbreitete Wurzeln nahe an der Erdoberfläche in knottige Wülste von der Größe einer Faust bis zu der eines Kinderkopfes aufgetrieben, inwendig hohl und mit Wasser gefüllt sind. Wir öffneten einigemal diese sonderbaren Behälter, um den durstigen Lastthieren Wasser zu verschaffen, und fanden bisweilen mehr als eine halbe Maas Flüssigkeit in einer einzigen Wurzel. Das Wasser war bald ganz klar, bald etwas opalisirend, und, obgleich lau und gewöhnlich von einem nicht angenehmen harzigbalsamischen oder etwas herben Beigeschmacke, dennoch trinkbar. Die Thierwelt schien diese ausgebrannte Dede gänzlich verlassen zu haben. Nur in den kegelförmigen, oft fünf Fuß hohen Ameisenhaufen bemerkten wir Leben und Geschäftigkeit; Vögel oder Säugthiere waren, wie es schien, wasserreicheren Gegenden zugezogen.

In solchen monotonen Umgebungen setzten wir am 1. März die Reise fünf und eine halbe Legoa, bis zu dem Arrayal da Feira de S. Anna, fort. Die Einwohner dieser ärmlichen Dorschaft boten uns schon das vollkommene Bild der Sertanejes dar. Der Zweck unsrer Reise, den wir angaben, schien ihnen unglaublich. Der Stimmführer bewies ihnen mit triftigen Worten, daß irgend eine geheime Absicht dieser Expedition zum Grunde liegen müsse. „Wie könnt Ihr glauben, sprach er, daß man sich um Käser und Kräuter willen der Gefahr zu verdursten aussetzen werde? — Die Herren suchen die Silberblöcke von Monte Santo auf, und werden gewiß die Mühseligkeiten einer solchen Reise nicht umsonst auf sich nehmen.“ Diese und ähnliche Bemerkungen überzeugten uns, daß die Sage von dem mineralischen Reichthume jener Gegend sehr weit verbreitet sey, und wir fanden allerdings ein besonderes Interesse dabei, weil wir beschlossen hatten, das Meteorereisen von Bemdegô aufzusuchen, welches, wie wir später erfuhren, Veranlassung zu jenen Gerüchten gegeben hatte. Das Trinkwasser wird hier in Cisternen aufbewahrt, hat gewöhnlich einen salzichten Geschmack, und bringt, ohne verbessernden Beisatz getrunken, kalte Fieber hervor. Dennoch mußten wir unsern Schlauch damit anfüllen; überdies theilten wir, dem Rathe der Einwohner gemäß, den Trupp in zwei Abtheilungen, damit die später ankommenden Lastthiere neu angesammeltes Wasser in den fast versiegten Quellen finden möchten. Dr. Spix ging mit dem größeren Theile des Trupps voraus; ich folgte erst nach Sonnenuntergang, indem ich bei Sternlicht die Reise fünf und eine halbe Legoa fortsetzte. Zwei Legoas nordwestlich von der Feira de S. Anna fanden wir das kleine Arrayal de S. Joze wegen Wassermangels fast von allen Bewohnern verlassen, und eben so die folgenden Fazendas: Formigas, S. Barbara und Gravata, wo sich beide Trupps wieder vereinigten. Nicht ohne Bangigkeit überließen wir uns hier einiger Ruhe, denn es war zu fürchten, daß wir bei Fortdauer ähnlicher Dürre nur mit der Hälfte der Lastthiere das Ende dieser furchtbaren Einöde erreichen würden. Das salzige Wasser, welches wir in den Cisternen fanden, ward, mit Zuckerbroden versüßt, den Maulthierern in einer Kürbisschaale ausgetheilt; die armen Thiere schienen aber unbefriedigt, und blieben, mit gesenktem Kopfe unerschönernd, den Rest der Nacht über bei unsern Wachtfauern stehen. Am folgenden Tage wurde der Marsch sechs Legoas weit fortgesetzt. Die Waldung, zwar groß

Bentheits blattlos, aber höher und dichter als bisher, milderte durch den Schatten, welchen sie gewährte, einigermaßen die Qual der Hitze; Wasser jedoch war nirgends zu finden. Mehrere Bewohner begegneten uns, ängstlich beschäftigt, das Wasser aus der Höhlung zwischen den Blättern der wilden Ananasstauden zusammen zu gießen. Dies Wasser war, obgleich von Insekten und von Frochlaiich verunreinigt, dennoch ein Labfal für diese armseligen Sertanejos. In der Fazenda Umbáuva kauften wir einen Krug Wassers um einen Gulden, allein, unter die Equispage vertheilt, schien diese kleine Quantität den Durst nicht zu löschen, sondern nur unerträglich zu machen. Unsere Leute geriethen in Erbitterung gegen die Einwohner, von denen sie behaupteten, daß sie weder ihren Vorrath mittheilen, noch die Quellen und Cisternen angeben wollten. In Genipapo, einem andern kleinen Meierhose, drangen sie, unseer Vorstellungen ungeachtet, in das Haus eines alten Mannes, und bemächtigten sich eines Topfes mit Wasser, den er unter dem Bette versteckt hatte. Vergeblich war seine Versicherung, daß er fast blind sey, daß sein einziger Sohn das Wasser täglich drei Stunden weit herbeihole, — unser Arriero und seine Gehülfen leerten das Gefäß, ohne zu achten, daß es von Würmern wimmelte. Doch schon am Abende stellten sich die Folgen ihrer sträflichen Gewaltthat ein, indem sie insgesammt von einem heftigen Fieberanfalle ergriffen wurden. In der Fazenda Patoş, wo wir die Nacht zubrachten, fanden die Thiere eine kleine Pfütze grünen Wassers, über welche sie mit Gier herfielen. Man vertröstete uns, daß jetzt die größte Noth überstanden sey, da in der kleinen Ortschaft Coité, sechs Leguas von Patoş, eine reichliche Quelle aus dem Felsen springe. Am Abende des 4. Mai erreichten wir diesen Ort der Verheißung, aber wie groß war unser Schrecken, als wir ihn besichtigt hatten! Eine Kluft in dem Granitfelsen war durch eine zwölf Fuß tiefe Grube zugänglich gemacht worden, und darin stand eine Person, um das tropfenweise fallende Wasser in eine Cuja aufzufangen. Mehr als dreißig Menschen waren um diesen Born der Wüste versammelt, Weiber und Mädchen, um, wie es der anwesende Ortsrichter befehlt, der Ordnung nach zur Quelle hinabzusteigen, und die Männer mit Flinten in den Händen, um die Ansprüche der Ihrigen nöthigen Falls mit gewaffneter Hand geltend zu machen. Auf hinreichende Getränke für die ermatteten Thiere war hier nicht zu rechnen, ja, als ich für die Menschen um einen Labetrunk bat, war die tro-

gige Antwort: „hier giebt es nur Wasser für uns, aber nicht für hergelaufene Engländer!“ Ein abgedankter Soldat verschaffte uns um Geld einige Pinten Wassers, und rieth, noch in dieser Nacht weiter zu reisen, theils weil er uns hier keine Sicherheit geben könne, theils weil nordwestlich von Coité, und vielleicht nahe an der Straße, vor Kurzem ein Gewitter niedergegangen sey. Wir beschloffen diesen Rath zu befolgen, denn obgleich mehrere Lastthiere bereits den Dienst verweigerten, und überdies zwei unserer Leute von dem heftigsten Fieber ergriffen waren, so schien uns doch, bei längerem Verweilen, ein allgemeineres Unglück zu bedrohen. In der Ungeduld der Verzweiflung trieben wir den Trupp vorwärts, und machten endlich bei Cisterna, vier Leguas von Coité, um ein Uhr nach Mitternacht, Halt. Menschen und Thiere waren von der ungeheuren Anstrengung eines so anhaltenden Marsches erschöpft, aber die Sorge für den folgenden Tag ließ uns nicht schlafen; überdies war der Arriero, von tödtlicher Mattigkeit niedergeworfen, ein Gegenstand des bangen Mitleidens. Als die Sonne aufging, fanden wir die Mannschaft in dumpfes Hinbrüten versunken, die meisten Lastthiere traurig um uns herstehend, andere weit zerstreut im Dickicht, wo sie, von Durst gequält, umherliefen. In den Cisternen fand sich aber kein Tropfen Wassers. Wir selbst leckten den Thau von den kahlen Granitplatten auf, und stärkten die Thiere durch Zuckerbrode. Zwei derselben waren unvermögend, uns weiter zu folgen, die übrigen trieben wir zu fernerer Anstrengung vorwärts. Endlich, als unsere Noth den höchsten Gipfel erreicht zu haben schien, waren wir so glücklich, uns erlöset zu sehen. In Imbuzeiro, einige Leguas von Cisterna, hatte es stark geregnet, und der Bewohner hatte das wohlthätige Element in eiligst gemachten Gruben aufgesammelt. Hier stärkten wir uns so, daß wir am 6. Mai glücklich die Fazenda do Rio do Peixe, und daselbst die Grenze dieses furchtbaren Distriktes erreichen konnten.

Der Bach Rio do Peixe war zwar ohne Wasser, und bot nur eine Reihe unzusammenhängender Pfützen dar, deren Wasser salzig und höchst widerlich schmeckte. Doch war es auffallend, daß wir von nun an die Vegetation minder vertrocknet, die Luft feuchter, und Wasser sowohl in Cisternen, als in Felsenquellen häufiger fanden. Auf der ferneren Reise wurden wir öfter von Regen überfallen, der jedoch niemals lange anhält. Diese Ver-

Änderungen in dem Klima schienen uns vorzüglich mit der gebirgigen Oberfläche des Landes in Verbindung zu stehen.

Die bisherigen Mühen und Gefahren hatten unsere Gesundheit bedeutend angegriffen; wir selbst litten an anhaltender Diarrhöe, die wir dem salzigen Wasser zuschreiben zu müssen glaubten; der Uriero und einer seiner Gehülfen wurden täglich von heftigen Fieberanfällen heimgesucht, die übrige Mannschaft klagte über Kopfweh und Schwindel. Nur ein Diener, ein geborner Franzose, den wir zu Bahia in Sold genommen hatten, blieb verschont; beinahe aber wäre er an diesem Tage auf andere Weise verunglückt. Als er in der Nähe der Fazenda die Thiere zusammentrieb, fiel ein Schuß aus dem Gebüsch, glücklicher Weise neben ihn; jedoch, wie wir zu argwohnen Ursache hatten, nicht ohne böse Absicht. Die Bewohner schienen nämlich ungerne zu sehen, daß wir hier einige Tage verweilen wollten, und hatten bereits früher, wegen geringfügiger Ursache, mit jenem Diener Streik begonnen. Vertraut mit dem heftigen und rachsüchtigen Temperamente der Sertanejos, die nur gar zu oft ihre Mißhelligkeiten mit einem Flintenschusse zu Ende zu führen gewohnt sind, zogen wir am nächsten Tage weiter. Wo sich die einförmige blattlose Waldung öffnete, erblickten wir vor uns einen langen, größtentheils mit Wald bedeckten Gebirgszug, einen Theil der sogenannten Serra de Tiuba. Bei dem Arayal de S. Antonio das Queimadas, drei Leguas von Rio do Peixe, fanden wir den Rio Stapicuru, aber, wegen der anhaltenden Dürre, so ausgetrocknet, daß er nur eine Kette von Behältern stehenden Wassers darstellte. Alle Flüsse dieses Landstriches sind wasserarm, und verstiegen bei anhaltendem Regenmangel, wo dann nur ein weites, unregelmäßiges Felsenbette Anzeige von ihrer Gegenwart und Richtung giebt. Ihre Quellen kommen zwischen den Klüften des Gesteins hervor, und bilden gewöhnlich klare, nur seichte Brunnen. Während der feuchten Monate aber werden die Minnsale mit Regenwasser gefüllt, und dieses geschieht mit solcher Schnelligkeit, daß man binnen acht Tagen ein trocknes Felsenbett mit einem reißenden Strome erfüllt sieht.

S. Antonio das Queimadas, ein kleines Arayal, das in seinem Kirchsprengel etwa sechshundert Menschen zählt, schien neuerlich ganz vorzugsweise durch die Trockenheit des Klima gelitten zu haben. Man versicherte uns, daß es in den Pflanz-

zungen mehrerer Einwohner drei Jahre lang nicht geregnet habe, und diese gezwungen worden seyen, auszuwandern. Der Mais, welchen wir bisher in den Fazendas vorgefunden hatten, war hier selbst um enorme Preise nicht zu erhalten, so daß wir, glücklich der Dürre entronnen, jetzt dem Hunger entgegen zu gehen fürchten mußten. Das Dertchen liegt in einem feichten Thale zwischen den Vorbergen der Serra de Tiuba. Seine Einwohner, unter denen sich verhältnißmäßig viele Portugiesen besinden, haben, neben Viehzucht, auch den Anbau von Baumwolle versucht. Wir verließen das Arraval am 8. März, und näherten uns, allmählig ansteigend, der Serra de Tiuba. Auf dem Marsche durch die leichtanstiegenden Vorberge wurden wir von einigen Regenschauern erquickt; gegen Abend aber, als wir bei der Fazenda Dho d'Ugoa Halt gemacht hatten, war die Schwüle von Neuem sehr drückend, und ein gewitterhaftes Viollett überzog den westlichen Himmel. Um sieben Uhr, als es bereits dunkel geworden war, erhob sich ein Wind, der uns den Eintritt des Gewitters zu verkündigen schien, so daß wir, um das Gepäck vor Regen zu sichern, es eiligst unter dem Gebürsche zu verbergen befahlen.

Von der Fazenda Dho d'Ugoa aus bestiegen wir die Serra de Tiuba, deren Rücken wir in einer Höhe von etwa zwölfhundert Schuhen über dem Fuß des Gebirgs passirten. Von der Höhe der Serra de Tiuba eröffnete sich uns eine sehr ausgedehnte Fernsicht nach Osten. Als wir auf die Westseite des Berges herabstiegen, begegnete uns eine Heerde von dreihundert Ochsen, die, von Piauhy kommend, bereits einen Weg von hundert Leguas zurückgelegt hatte, und nach Bahia bestimmt war. Die Führer klagten, seit dem Uebergange über den Rio de S. Francisco kein reines Wasser getroffen zu haben, und unsere Nachrichten von dem Zustande des Landes setzten sie in Verzweiflung. Sie beschloffen, von dem Wege, welchen wir genommen hatten, abzuweichen. Obgleich die Kinder dieser Heerde schon großen Wassermangel erduldet hatten, war doch die Mehrzahl kräftig und gesund, weil sie immer noch Früchte vom Joá- und Imbubaume, und an vielen Stellen Salzlecken gefunden hatten. Ueberdieses kommt den wandernden Heerden noch insbesondere der Reichthum dieser Gegenden an Cactusbäumen zu Statten. Diese seltsamen, blattlosen Gewächse, mit einem besondern Vermögen ausgestattet, die atmosphärische Feuchtigkeit

anzuziehen und zu binden, dienen den durstigen Thieren zum Labfal. Das Rindvieh entblößt mit den Hörnern oder mit den Zähnen einen Theil der Oberfläche, und saugt den schleimigen und etwas bitterlichen Saft aus, der selbst während der trockensten Jahreszeit in diesen sonderbaren vegetabilischen Quellen enthalten ist. Bei diesem Geschäfte verwunden sich die Thiere nicht selten an den langen Stacheln oder an den reizenden Haaren, womit die Cactus bewaffnet sind, und man bemerkt bisweilen Individuen, deren Schnauze entzündet oder sogar brandig geworden. Deshalb ist es den Sertanejos eine Angelegenheit des Mitleids mit den durstenden Heerden, diesen den Zugang zu dem Cactussaft zu erleichtern, und sie pflegen im Vorüberreiten die Stämme mit ihrem Waldmesser durchzuhauen, oder seitlich zu verwunden. Die Früchte der Cactus werden zum Theile ebenfalls gegessen, jedoch nicht so häufig, als dieß selbst im südlichen Europa der Fall ist. Wir stiegen von der Höhe des Gebirges bis zu der Fazenda Tapera herab, welche in einem kesselförmigen Thale an massige Granitberge angelehnt ist, und in ihrem geräumigen Wohnhause eine bequemere Herberge bot, als man hier zu erwarten berechtigt ist. Die ruhige Zurückgezogenheit der Familie während der trocknen Jahreszeit erinnerte an das Stillleben unserer Landleute im Winter. Am 10. März erreichten wir die Ebene westlich von der Serra de Tiuba, und in ihr, bei der Fazenda Boa Vista, auf einem isolirten Hügel. Eine starke Tagereise brachte uns von hier aus, durch ein ausgebranntes Terrain, nach unserem ersten Ziele auf dieser mühevollen und gefährlichen Wesse, der Villa Nova da Rainha. Zwar versagten die Thiere, eines nach dem andern, den Dienst an diesem letzteren Tage, so daß wir stets zu thun hatten, die niederliegenden aufzubringen, die verwundeten zu erleichtern, und die hungerigen, welche im Dickicht dem grünen Laube nachsetzten, wieder auf die Straße zurückzuführen; doch durften wir uns glücklich schätzen, bis hierher durchgedrungen zu seyn, wo wir hoffen mußten, uns und die Karavane zu erfrischen, nähren und stärken zu können.

Diese Hoffnungen gingen nun freilich hier nicht in Erfüllung, denn die Villa Nova da Rainha, ohnehin ein ärmlicher Flecken, dessen Wohlhabenheit größtentheils von dem Verkehre zwischen Bahia und der Provinz Piauhy abhängt, war durch das gänzliche Ausbleiben des Regens in eine Verwüstung und

Drangsal verfeßt, von der wir keine Ahnung haben konnten. Wir sahen große Pflanzungen von Bohnen, Mais und Mandioca, in denen alle Pflanzen, wie bei uns von unzeitiger Kälte, so hier von heftiger Sonnenhitze, verbrannt waren; andere Felder, von unmäßiger Dürre ausgetrocknet, waren seit mehreren Jahren unbestellt geblieben, und wiesen Reihen von blattlosen Strümpfen auf, aus denen bereits alles Leben entwichen war. Nichts möchte geeigneter seyn, um die übertriebenen Erwartungen manches leichtsinnigen europäischen Auswanderers herabzustimmen, als die Ansicht eines solchen Mißwachsens. Diese Calamität hatte die Gegend um Villa Nova in einem weiten Umkreise getroffen, große Viehheerden waren überdies vor Hunger und Durst umgekommen, und ein Theil der wohlhabenden Einwohner hatte sich nach dem Rio de S. Francisco begeben, von woher gegenwärtig alle Lebensmittel zu enormen Preisen gebracht wurden. Um unseren Bedarf für den Trupp zu sichern, der in den benachbarten Bergen fast gar keine Weide fand, ersuchten wir den, einige Stunden von der Villa wohnenden, Capitão Mór um Fürsorge. Er verschaffte mit vieler Mühe zwei Meßer türkisches Korn, für die wir 20,400 Reis, und einen Meßer Mandiocamehl, für den wir 7,200 Reis (im Ganzen 76½ Gulden) bezahlten. Ein solcher Grad von Mißwachs, wie wir ihn hier bemerkten, erschien uns um so unerwarteter, als die Umgegend der Villa jede Cultur begünstigt.

Wenn wir den längst gehegten Plan ausführen, und das Meteoreisen von Bemdegó bei Monte Santo auffuchen wollten, so mußte dies von hier aus geschehen. Unsere Lastthiere und das ganze Gepäck ließen wir in der Villa unter Aufsicht des Ortsrichters zurück, und unternahmen diesen Ausflug von einigen und zwanzig Legoas so flüchtig als möglich, auf gemietheten Pferden, und in Begleitung eines einzigen, der Wege kundigen Sertanejo. Wir verließen die Villa am 16. Mai Abends 9 Uhr, und ritten bei Sternenlicht noch zwei Stunden lang bis zu der ärmlichen Fazenda Joá. Mit dem frühesten Morgen saßen wir wieder zu Pferde, um zeitig genug in Pouzo, einem andern drei Legoas entfernten kleinen Meierhofs, Wasser geben zu können. Hier erblickten wir die Armuth und das Elend der Sertanejos in seiner ganzen Größe. Die Bewohner waren durch gänzlichen Mangel an Nahrungsmitteln, eine Folge des Mißwachsens aus Trockenheit, genöthigt worden, aus den marktigen

Stämmen der *Alcuri*-Palme, eine Art von Kuchen zu bereiten, die nicht reicher an Nahrungsstoff sind, als das Brod der *Nor*-*männer* von *Fichteneinde*. Die alten Stämme werden zu diesem Ende der Länge nach gespalten, und das im Innern zwischen den Holzfasern liegende *Sagmehl* wird durch Schlagen und Klopfen gewonnen. Dieses Mehl, natürlich mit vielen Fasertheilchen vermengt, wird sodann, zu Klumpen geballt, in Wasser gekocht, und sogleich, oder an der Sonne getrocknet, genossen. Man kann leicht beurtheilen, wie unverdaulich und arm an Nahrungsstoff diese etenden, bitterlich schmeckenden Kuchen seyn müssen. Einer Gährung sind sie, wegen des gänzlichen Mangels an Kleber neben dem *Sagmehle*, gar nicht fähig, und nur wenige Tage alt sind sie nicht viel besser, als *Säge-späne*. Der Weg erhebt sich allmählig bis zu der *Fazenda Coche d'Ugoa*, welche am westlichen Abhange der *Serra de Tiuba* liegt. Wir fanden bis dahin manche Striche der *Catingaswaldung*, in denen der *Jmbú*-Baum sehr häufig und voll von seinen, den *Reine-Claude*-Pflaumen nicht unähnlichen, Früchten war. Die Bewohner labten uns mit der *Jmbuzada*, einer süßlichsauren Suppe, die aus dem ausgepressten Saft dieser Früchte mit warmer Milch und braunem Zucker bereitet wird. Von *Coche d'Ugoa* erstiegen wir die *Serra de Tiuba* auf einem äußerst steilen, engen, und bisweilen so dichtverwachsenen Felsenpfade, daß wir den Pferdey mit dem Hirschfänger Bahn machen mußten. Wir erreichten die *Fazenda Morros* nicht, welche auf der entgegengesetzten Seite im Eingange der *Serra de Tiuba* liegt, und bequemten uns gerne, in freiem Felde zu übernachten. Das hohe, dürre Gras, mit einer Rinds-haut bedeckt, bot ein gutes Nachtlager; der Himmel wölbte sich warm und freundlich über uns, im Schmucke der südlichen Sternbilder glänzend, und ein Heer von Cicaden, jenen harmlosen Thieren, die das Alterthum geheiligt hatte, sang uns mit monotonem Gezirpe in den Schlaf. Am 18. März ging die Reise über ärmliche *Fazendas* weiter. Wir durchzogen mit großer Eile diese Gegend, welche flach ausgebreitet, und mit einem fast undurchdringlichen Walde von *Catingas* bedeckt ist. Bisweilen bringen Gruppen felsig abgerundeter und auf einander gethürmter Felsen etnige Abwechslung in das Gemälde; bisweilen schrecken unabsehbare *Pallisaden* von stämmigen, mit weißen Borsten übersädeten *Cactus*, zwischen denen sich enge Wege hindurchkrümmen. *Pedra Vermelha* liegt nahe an einem Vorberge der *Serra de Tiuba*, der *Serra de Cassucá*, welche wir

umgingen, um endlich den ersehnten Monte Santo ins Auge zu bekommen. Gegen Mittag erreichten wir das Arrayal do Monte Santo, ein Quadrat niedriger Lehmbühten, an der Ostseite des Berges, den wir noch nach Mittag bestiegen.

Der Monte Santo erhebt sich isolirt und nicht verästelt aus den hügeligen Ebenen, und erstreckt sich etwa eine Legoa lang von S. nach N. fort. Auf dem Gipfel des Berges angelangt, sahen wir um uns die Landschaft bis in weite Entfernung gleich einem Teppiche ausgebreitet, jedoch hat sie keineswegs die Reize der Abwechslung, welche man von Höhen zu gewahren gewohnt ist, sondern bietet dem Auge nichts, als eine ausgedehnte Ebene, mit dünnen, monotonen Catingawaldungen bedeckt, hie und da von Ravinen odet von unregelmässigen, jezt wasserleeren Flußbetten durchzogen, und gegen N., O. und W. hin von langgestreckten mehrfachen Gebirgszügen eingeschlossen. Die gleichförmigen runden Umriffe der Berge, die regelmässige Abwechslung von Hügeln, Bergen und Thälern in den gewöhnlichen Verhältnissen, der Mangel von Spuren erloschener Vulcanane, die ungehörte Lagerung der Gebirgsschichten, Alles dieses wies, bevor wir noch den Gegenstand unserer Forschung selbst gesehen hatten, jede Hypothese ab, daß jene Metallmasse durch tellurische Veränderungen hier zum Vorschein gekommen sey. Nach diesem Anblicke gewöhnten wir uns sogleich daran, das Eisen von Bemdegó für einen Fremdling zu halten, den feindlich bewegte Kräfte herabgeworfen hätten, wir stiegen, gegen Abend, auf der breiten, gepflasterten, und mit vielen Stationen aus der Leidensgeschichte Jesu gezierten Straße, vergnügt nach dem Arrayal herab. Diese Ortschaft verdankt ihre Vergrößerung ganz vorzüglich dem frommen Eifer des Frey Apollonio, eines italienischen Kapuziners von dem Kloster in Bahia, welcher die erwähnten Stationen am Berge, und auf dessen Rücken eine Capella da S. Cruz errichtet, und den Berg zu einem fleißig besuchten Wallfahrtsorte gemacht hat.

Nach der vorgängigen Uebersicht des Terrains machten wir uns am 20. März auf den Weg, um den Entdecker des Bloctes, Domingos da Mota Botelho, in seiner Fazenda Anastasio, sechs Legoas nördlich vom Monte Santo aufzusuchen. Dieser wackere Sertanejos war von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt worden, und hatte bereits Sorge getragen, einige Stellen des

Weges, welche fast gänzlich mit Gestrüppe überwachsen waren, ausbauen zu lassen. Der Weg bis Anastasio erhebt sich allmählig, und führt über Granit. Durch stets dichter werdendes Gestrüppe von Catingaspflanzen und an hohen Cactusbäumen vorüber, führte uns Domingos da Nota noch etwa zwei Leguas gegen N. über seine Fazenda hinaus, und als wir uns einer, von Gebüsch etwas freieren, Niederung zuwandten, sahen wir mit freudigem Erstaunen das Ziel unserer Wünsche in dem, gegenwärtig wasserleeren, Riacho de Bemdegó liegen. Die Masse ist nicht da, wo sie gegenwärtig liegt, sondern etwa einhundert und fünfzig Schritte gen W., einige Schritte höher, entdeckt worden. Dort fand sie unser Führer als Knabe im Jahre 1784, indem er eine von der Herde entlaufene Kuh aufsuchte, zwischen dem Gebüsch. Es wurde der Regierung alsbald Nachricht von diesem Metallblocke gegeben, den man zuerst für Silber hielt, und im Auftrage des Gouverneurs, D. Rodrigo José de Menezes, versuchte ihn der Capitán Mr. Bernardo de Carvalho hinwegzuschaffen. Man erbaute einen niedrigen Karren, dem man die Masse mit Mühe auf lud, und versuchte umsonst, sie mit zwölf Ochsen von der Stelle zu ziehen. Mit einem Gespanne von vierzig Ochsen brachte man ein Jahr später die Ladung bis in den Bach, von wo aus man sie aber nicht weiter bewegen konnte, indem der Karren in den lockeren Sand einsank, und von einem vorstehenden Felsen aufgehalten wurde. Hier fanden wir den Metallblock, noch ruhend auf dem Hauptbalken des Karrens, und zum Theile von Sand umschüttet, welchen wir wegräumen ließen, um die ganze Figur des merkwürdigen Körpers kennen zu lernen. Die Farbe der Masse ist dunkelbraun, und an den mit häufigerem Roste überzogenen Stellen ockergelb. Das specifische Gewicht dieses Eisens zu 7,731 angenommen, möchte der ganze Block, wenn dessen Volumen auf 31 bis 32 Cubikfuß geschätzt werden darf, etwa 17,300 par. Pfunde wiegen, und also von allen bekannten meteorischen Eisenmassen eine der größten seyn. Vor Allem war uns wichtig, Bruchstücke dieses colossalen Meteorereisens mit uns zu nehmen; allein hierbei traten uns unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Unsere Feilen und Sägen waren bald abgenützt, bevor sie nur einige Linien tief in die Masse eingebracht waren; mit Keilen war eben so wenig eine Trennung der durch Löcher oder Furchen isolirten Theile zu bewerkstelligen, so daß wir uns ganz auf die Wirkung wiederholter Hammerschläge angewiesen sahen. Zwar

erklang der Block verschieden an verschiedenen Stellen, und schien dadurch einen ungleichen Cohäsionsgrad, vielleicht sogar Sprünge im Innern anzuzeigen; allein nach einem tagelangen Hämmern hatten wir noch nicht ein Stück gewonnen, weil alle minder schwer zu trennenden Hervorragungen bereits durch einen Handwerker abgeschlagen worden waren, der das Eisen verschmiedet und für seine Zwecke sehr brauchbar gefunden hatte. Nichts konnte uns, nach so vielen Opfern, verbrießlicher seyn, als die Unzureichheit unserer Mittel, und diese Verlegenheit ward dadurch vergrößert, daß kein Tropfen Wasser auf zwei Stunden Wegs gefunden wurde, und wir deshalb unsere Pferde täglich nach der Fazenda Anastasio zur Tränke zurücksenden mußten. Am zweiten Tage thürmten wir einen hohen Holzstoß über die Metallmasse auf, und unterhielten vierundzwanzig Stunden lang ein starkes Feuer über ihr —; dies, nebst der Belohnung, welche wir dem glücklichsten Arbeiter verhiessen, verschaffte uns endlich, am dritten Tage, mehrere Bruchstücke von einigen Pfunden Gewicht, deren größtes in dem Museum zu München aufbewahrt ist.

Während die aus den benachbarten Fazendas aufgebotenen Sertanejos beschäftigt waren, Stück von dem Blocke abzuschlagen, eine Arbeit, wobei sie mit jedem Streiche die Hülfe eines Heilighen anriefen, machten wir einige Spazierritte in den nächsten Umgebungen. Zwischen den niedrigen blattlosen Gebüschern fielen uns die massigen Stämme der Barrigudas auf, welche, ebenfalls entblüthert, wie ungeheuerer Säulen hervorragten. Auf einem großen überhängenden Granitfels, nahe an dem Verlaufe der Serra do Anastasio, fand ich einige Reihen roher seltsamer Zeichnungen, welche ohne Zweifel von den ehemaligen indianischen Bewohnern dieser Gegend herrühren. Sie bestehen in geraden und krummen Linien, Kreisen, Punkten und Sternen, und scheinen, gemäß ihrer reihenweisen Anordnung, allerdings eine Bedeutung für die Indianer gehabt zu haben; sind aber jetzt schwer zu entziffern. Sie waren mit rother Farbe, wahrscheinlich von einem rothen Thone, der mit dem Urucú vermengt, und mit Del zusammengerieben worden war, gezeichnet, und schienen dem Ansehen nach schon vor geraumer Zeit gemacht worden zu seyn. Ganz in der Nähe dieses Felsens lagen große Haufen von Scherben röthlicher und ganz rohgearbeiteter Töpfersgeschirre umher, unverkennbare Spuren, daß hier ehemals eine Niederlassung von Indianern bestanden habe.

In der Fazenda Anastasio, die wir auf dem Rückwege von dem Felsen mit der Inschrift berührten, trafen wir spät, bei Sternenlicht, wieder in unserem Lager bei dem Metallblocke ein, und streckten uns, wie in den vorhergegangenen Nächten, in den Sand, wo wir, an jede Schlafstätte gewöhnt, und vergnügt über das glücklich bestandene Abenteuer, eine ruhfsame Nacht hinbrachten. Noch bei Mondeschein erhoben wir uns am Morgen des 23. März, nahmen, mit einem unbeschreiblichen Gefühle, Abschied von dem stummen Zeugen einer andern Welt, und schlugen den Weg nach den Fazendas Mocó und Pedra Branca ein, um die Eisenmine zu untersuchen, welche daselbst vorkommen sollte. Wir ritten unter sehr dichtem Catingasgebüsch hin, das uns oft kaum den Durchgang gestattete, und gelangten über Berg und Thal gegen Mittag in jene Fazenda. Auf dem Wege hierher blieb uns zur Linken die Serra da Tromba, ein bewaldeter, auf der Höhe mit isolirten Felsenwänden bedeckter Berg. Die Sertanejos erzählen sich viel von dem unterirdischen Gebrülle, welches sich nicht selten hier vernehmen lasse, und sogar mit Erdbeben begleitet seyn soll. Wenn die Erscheinung wahr ist, so dürfte sie, kaum bloß durch Windzug zu erklären seyn. Wir haben übrigens an vielen Orten Brasiliens von brüllenden Bergen reden gehört, und den Volksglauben sehr verbreitet gefunden, daß in ihnen große Schätze verborgen liegen.

Von hier nahmen wir den Rückweg, auf welchem wir hergekommen waren, und am 25. März langten wir, nach einer anstrengenden Reise, wieder in der Villa Nova da Rainha an. Die Freude über das Gelingen des Unternehmens ward uns jedoch hier sehr verbittert durch den Zustand, in welchem wir unsere Lastthiere antrafen. Nachdem sie mehrere Tage lang nur kümmerlich von dem Vorrathe an Mais hätten ernährt werden können, fanden sie Weide auf der Serra do Gado Bravo, wo es geregnet hatte; allein entweder das junge Gras selbst, oder giftige Kräuter, welche mit demselben aufgekeimt waren, hatten einen verderblichen Einfluß auf die, ohnehin von vielen Strapazen ermatteten Thiere gehabt, und wir fanden, als wir sie auf dem Gebirge auffuchten, einige schon todt, die übrigen alle aber so krank, daß wir uns entschließen mußten, sie hier, unter der Aufsicht des Arriero, bis zur Wiederherstellung zurückzulassen.

zung eine unglaubliche Armuth. Nur wenige große Gutbesitzer sind reich, und beherrschen den Gewerbsleiß des ganzen Distriktes. Die Leichtigkeit aber, womit diese sich durch die Erträgnisse ihrer Salzlagunen ihre Bedürfnisse verschaffen, verleitet sie zum Spiele, dem sie sehr ergeben sind. Ich sah einen Certaznejo an einem Abende eine Ladung von tausend Säcken Salz an einen durchreisenden Mineiro verspielen.

Die nächste Umgebung von Joazeiro ist eben und ohne Abwechslung, und man vermißt das frische fröhliche Pflanzenleben, welches die Gegend von Salgado so reizend macht. Granit ist die herrschende Formation im Umkreise von mehr als einer Legoa, und er zeigt in unmittelbarer Nähe keine Spur von der Salzbildung, welche den Reichthum dieses Landstriches ausmacht. Um diese zu beobachten, machten wir einen Ausflug von sechs Legoas nach dem Rio do Salitre, wo in mehreren Fazenda's, vier Legoas von jenem Strome, Kochsalz gewonnen wird. Der Weg führt bald näher bald ferner vom Rio de S. Francisco durch niedrige Waldung. In der, zum Theile künstlich vertieften, Niederung zwischen Hügeln und dem Rio do Salitre, auf einem Raume von ohngefähr sechzigtausend Quadratrußen, und längs dem Rio do Salitre an vielen ähnlichen Stellen, wird hier das Kochsalz aus der Erde gewonnen, die mehrere Zolle mächtig über dem Gesteine liegt. Diese Erde ist ockergelb, fein, bisweilen fast modenartig, anzufühlen. Sobald Regen oder Ueberschwemmungen die salinischen Theile aufgelöst haben, und die später eintretende Sonnenhitze diese Lauge verdunstet, erscheint, bald dichter, bald dünner, ein weißlicher, unter den Füßen knisternder Anflug, in dem man mit bloßem Auge die hohlen viereckichten Pyramiden und die Würfel des Salzes unterscheiden kann. Je dünner die Wasserschichte, je schneller daher die Verdunstung an einem Orte ist, um so eher kommt dieser Ueberzug zum Vorscheine, weshalb wir ihn gegenwärtig, wo die ergiebigen Stellen bereits bearbeitet worden waren, nur noch in den Fährten des Rindviehes bemerken konnten. Hier sieht man überall in den Niederungen, besonders nach Regen, weiße Salzkrusten auswittern, und die Orte, wo dies am häufigsten geschieht, sind die Salzminen der Einwohner, welche alljährlich von nah und ferne herbeikommen, um die Gabe der Natur zu benützen. Um das Kochsalz zu gewinnen ist die Operation sehr einfach. Die Erde und die auf ihr entstandenen Salzkrusten werden etwa

einen Zoll hoch abgetragt, — wozu man sich der Blattstiele der Carnäubapalme bedient, — und mit Regen- oder Flußwasser ausgelaugt; die Lauge wird sofort, unter Einwirkung der Sonne, zur Krystallisation gebracht. Dieß geschieht entweder in hölzernen Trögen, deren einer für die trübe Salzlösung, der andere für die abgeseigte und zu krystallisirende bestimmt ist, oder in einer Rindschaut, die an vier Pfählen ausgespannt, und in der vertieften Mitte mit einer Oeffnung versehen ist, durch welche die Lauge entweder in eine andere geschlossene Haut, oder in einen Trog träufelt. Um bei letzterer Operation die unauslösllichen Unreinigkeiten sogleich zurückzuhalten, wird die Oeffnung mit Palmenblättern, und darüber mit einer Lage reinen Sandes bedeckt. Das Gefäß, worin die Krystallisation geschieht, ist einen Fuß tief, und nimmt mehrere Salzkrusten auf, welche, so wie sie sich an der Oberfläche der Lauge bilden, auf den Boden gedrückt werden. In einem Banque werden sechzig bis hundert und zwanzig Pfunde Salz gewonnen, je nach dem Wetter, zwei bis drei Wochen Zeit erforderlich ist. Gewöhnlich gießt man so lange Lauge nach, bis das Krystallisirgefäß ganz mit Salz gefüllt ist; dann nimmt man letzteres heraus, verkleinert es, trocknet es vollends an der Sonne, und packt es in vier-eckichte Säcke von Rindschaut (Curroës, Boroacas), deren jeder zwischen dreißig und vierzig Pfunden Gewicht hat. Die ausgelaugte Erde pflegt man wieder auf die Salinen auszustreuen, wo sie nach und nach von Neuem Kochsalz in sich aufnimmt. In gewissen Gegenden hat man die Erde bis auf das liegende Gestein, zwei Fuß tief, abgescharrt, und immer liefert sie noch Kochsalz, wenn sie einige Zeit geruht hat. Die Fabrikation geschieht besonders in den trocknen Monaten, Junius, Julius, August und September, nachdem die vorhergegangenen Regen das Ausschweichen des Salzes vorbereitet haben. In manchen, besonders reichen Lagoas wird jedoch fast das ganze Jahr gearbeitet, und an ihnen haben sich die Sertanejos in, zum Theile ansehnlichen, Fazendas niedergelassen, wo sie zugleich Pferde- und Rindviehzucht treiben. An den übrigen Salinen sind Hütten erbaut, welche während der geeigneten Zeit von den Besitzern bezogen werden. Dann kommen hier neben den Salzarbeitern auch noch Handelsleute und Fischer zusammen, und ein vielfacher Handelsverkehr tritt ein, allgemein vermittelt durch das, als Münze geltende, Salz. Die Gerichtspersonen und Pfarrer, welche nur selten in den abgelegenen Etnöden erscheinen, finden

sich ebenfalls auf diesen Märkten ein, und empfangen ihre Sporeln und Fura Stold lediglich in Salz bezahlt. Ein Teller Salz gilt hier zwanzig bis vierzig Reis (einen oder zwei Groschen), ein Sack voll drei bis vierhundert Reis. Man benützt die Zeit der Salzbereitung zugleich zum Fischfange, der in den trocknen Monaten ohnehin ergiebiger ist. Die großen Fische werden ausgenommen, gesalzen und getrocknet; aus den kleineren wird Thran gebrannt. Die Ausbeute wird auf diesem Markte entweder an die gegenwärtigen Salzhändler aus Minas Geräth verkauft, oder in die Magazine am Rio de S. Francisco und von da weiter, nach allen Theilen des Innern von Brasilien, verführt.

In Fozzeiro hatten wir, während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes, viele Veranlassung, uns als Aerzte zu beschäftigen.

Die einsame Lage des volksarmen Dertchens war übrigens sehr geeignet, uns flüchtige Reisende mit dem wohlthätigsten Gefühle behaglicher Ruhe zu durchdringen, wie es uns nur selten zu Theil werden konnte. In solchem Gemüthszustande wandten wir, während der langen Nächte, unsere Augen gerne zu den südlichen Sternen, die hier, am wolkenleeren Himmel, mit ungewöhnlichem Glanze leuchteten. Während wir uns in einer jener stillen Nächte den erhabensten Eindrücken hingaben, ertönten plötzlich die Glocken herbeiziehender Maulthiere, und der Arriero Miguel erschien mit dem Reste des Trupps, welchen wir in Villa Nova zurückgelassen hatten. Da ward unser Dollond'sches Fernrohr eingepackt, und emsig an die Förderung der Reise gedacht. Wir setzten am 21. April in einer großen Fähr, welche an Seilen läuft, über den Strom, und betraten, bei dem Registo do Fozzeiro, die Provinz von Pernambuco. In diesem Landstrich herrscht dasselbe heiße, trockne Klima; und die wenigen Bäche, die ihn bewässern, wie auch der Rio Pontal, versiegen fast alljährlich, während jener furchtbaren Dürre. Die einzelnen Fazendeiros, welche sich hier niedergelassen haben, sorgen für ihr und der durchziehenden Karavanan Bedürfnis durch Eisternen; es ist aber demungeachtet nicht selten, daß die Hälfte der von Piauhy aus hier durchgetriebenen Ochsen und Pferde verdürstet oder verhungert, ehe sie den Rio de S. Francisco erreicht.

Nachdem wir das *Registo do Soazeiro* und seine gastfreien Bewohner verlassen hatten, richteten wir unsern Weg, außerhalb der Heerstraße, nach *Melanziã*, weil es hier bereits seit längerer Zeit geregnet hatte, und die ausgedehnten Wiesen mit zartem Grün bekleidet waren. Wir übernachteten im Freien; die *Catingas*waldung, worin wir unsere Hangmatten aufhängten, war in ihrem blumenreichen Gewande viel anmuthiger, als ich sie mir je gedacht hatte. Mannichfaltige Gebüsch athmeten einen unvergleichlichen Wohlgeruch aus, und der Hauch des Frühlings belebte uns mit den fröhlichsten Hoffnungen für das glückliche Gelingen der Reise durch *Piauhy* nach dem ersehnten *Maranhão*. Wer hätte sich träumen lassen, daß dieser Abschnitt der Reise so reich an Gefahren und traurigen Begebenheiten werden würde? Unsere Lastthiere zerstreuten sich während der Nacht weit umher, und am Morgen zeigte es sich, daß ihnen die ledernen Fußschlingen waren entwendet worden. Es war dieses der erste und letzte Fall eines solchen Diebstahls; denn obgleich die Brasilianer für diesen Frevel nicht, wie die Bucharen, mit dem Verluste der Ohren zu büßen haben, sind sie doch von einer gewissen Pietät gegen den Reisenden erfüllt, und setzen ihn nur höchst selten dem Verluste seiner Lastthiere aus. Je weiter wir uns am folgenden Tage von dem Strome entfernten, desto ungleicher ward das Terrain; lange Gräben durchziehen es in mancherlei Richtungen. Diese füllen sich, während des Hochwassers, von dem Strome aus, wie Abzugsgräben, und sind auch ganz mit der Ufervegetation des *Ulagadisso*, stachelichten Bäumen und dichtverwachsenen Schlingpflanzen, besetzt. Diese Gräben fanden wir hie und da bereits mit Regenwasser erfüllt, und öfter als einmal mußten wir mit Gefahr, das Gepäck zu durchnässen, übersehen. Wir betraten hier zum ersten Male jenen der Viehzucht geweihten Distrikt, der gewissermassen als die Schweiz von Brasilien zu betrachten ist. Ueberall, wo wir übernachteten, hot man uns von nun an Milch, welche fett und wohlschmeckend war. Die Milch hat hier während der nassen Zeit die guten Eigenschaften, welche man an ihr in den südlicheren Gegenden fast das ganze Jahr hindurch findet; sie erscheint nur bei sehr großer Dürre klebrig, dünne und blau. Eine Kuh liefert drei bis vier Maaß Milch, und wird täglich nur einmal, am Morgen, gemolken. Butter, welche sehr schmachhaft ist, wird nur während der ersten Regenmonate, der sogenannten grünen Zeit, bereitet. Die animalische Kost und die Beschäftigungen der Ser-

tanejos in dieser und in den nördlicheren Gegenden äußern einen auffallenden Einfluß auf Gemüthsart und Leibesbeschaffenheit. Ein fröhlicher, treuherziger, gutmüthiger Charakter spricht aus den runden Gesichtszügen dieser wohlgenährten, kräftigen und arbeitsamen Menschen. Das Geschäfte, die zahlreichen Heerden zusammenzuhalten, gegen wilde Thiere zu beschützen, oder einzufangen, übt die Ausdauer und Körperkraft, so daß man hier mitten in einem heißen Tropenlande nordische Festigkeit und Thatkraft bewundern muß. Nachdem wir in Terra Nova, einem Meierhofs des Commandanten von Joazeiro, welcher uns hier mit vieler Aufmerksamkeit empfangen ließ, ein, für die Abgelenheit des Landes köstliches, Mahl eingenommen hatten, reisten wir über grüne Wiesen noch einige Leguas weit bis zu der Fazenda do Bom Jardim, wo wir in der Nähe eines großen Teiches übernachteten. Eine Menge von Ochsenfröschen erfüllte die Luft mit ihren sonderbaren paukenähnlichen Tönen. Diese Thiere schienen das Licht nicht zu fürchten, denn sie kamen während der Nacht in Büxen zu unsern Feuern heran, so daß wir, bemüht die eckelhaften Gäfte von uns abzutreiben, und überdem von Milliarden giftiger Mosquiten gequält, die ganze Nacht nicht schlafen konnten. Die drei folgenden Tagmärsche boten Merkwürdiges dar. Am ersten Tage trafen wir noch mehrere kleine Bäche, welche in den Rio Pontal fallen sollen, während der Dürre aber, wie dieses Flüsschen selbst, versiegen. Späterhin ward das Terrain trockner, abwechselnd bedeckt mit Wiesen oder mit hoher Catingawaldung, die so eben ihre Blätter zu entfalten begann. Der Weg erhebt sich ganz unmerklich. Als wir jedoch zwischen den Fazendas Anjico und Capoculo aus der Catingawaldung in lichterem, dem Taboleiro von Minas ähnliches, Gebüsch herausstraten, erblickten wir ein niedriges Gebirge vor uns, welches von den Einwohnern die Serra dos Bois Fernãos genannt wird. In dem Teiche bei der letztgenannten Fazenda sollen große Knochen urweltlicher Thiere gefunden worden seyn, und der Eigenthümer versicherte, daß ein Kopf mit zwei großen Hauern halb aus der Erde hervorstehe; wegen des hohen Wasserstandes aber war es uns nicht möglich, Nachforschungen anzustellen. Fast unmerklich erhebt sich nun der Weg, und als wir die kleine Fazenda das Barreiras hinter uns hatten, gelangten wir an ein niedriges Joch; jenseits desselben befanden wir uns in der Provinz Piauhy.

Diese Serra dos dois Irmaos, welche wir hier überstiegen, ist übrigens ein Theil des weitverbreiteten Gebirgszugs, der, in einer Ausdehnung von wenigstens fünf Breitegraden, die Provinz Piahy von den östlich gelegenen Provinzen Pernambuco und Ceará trennt.

Hinter dem Foch von dois Irmaos war uns ein anderer, zu derselben Kette gehöriger, in der Richtung von D. nach W. sich erstreckender Berg erschienen, welchen wir umgingen, um tiefer in die Catingas, zu der Fazenda Serrinha, herabzusteigen, wo wir unter einem großen, dichtbelaubten Joábaume unseren Bivouacq aufschlugen, weil man uns im Hause nicht beherbergen konnte. Wir hatten uns eben, in frohlicher Gemüthsstimmung, dem Schläfe überlassen, als uns das Brüllen des fernen Donners weckte. Mit Erstaunen fanden wir statt des im hellen Sternenglanze schimmernden Firmamentes, das uns zur Ruhe geleuchtet hatte, die schwärzeste Finsterniß um uns ausgegossen. Häufige Blitze ließen uns eine heftige Bewegung in der Luft erkennen, wenn sie von Zeit zu Zeit die Ränder der wildgejagten Wolken erhellten, und auf einmal fiel der wüthendste Sturmwind auf die umgebende Waldung nieder. Als sollte im Nu das dichte Gesträuch und das Gehäge uralter Bäume ausgerissen werden, tobte der Drkan um uns her. Die Erde schien unter uns zu beben; laut krachten die entwurzelten und zerrissenen Stämme; das brausende Wühlen des Windes in dem Laube, das ächzende Geschrei der Affen und flatternder Vögelschaaren, das Rauschen des stromweise fallenden Regens, erfüllte uns Alle mit Entsetzen. Ein gewaltiger Windstoß riß das Dach des benachbarten Hauses ab, und warf es auf einen niedrigen Schopfen, der als Küche diente, und noch Feuer enthielt; in einem Augenblicke loderte eine hohe Flamme auf, und beleuchtete die grauensvolle Scene. Wir hatten an den Schutz unseres Gepäcks gedacht, allein in der Verwirrung eines so plötzlichen Auftritts der Elemente war Nichts zu thun; doch hatte diesmal der Zufall selbst am besten für uns gesorgt, denn der gastliche Joábaum, unter dem wir die Kisten aufgestellt hatten, war ebenfalls umgebrochen worden, und hatte sie so dicht mit seiner Krone bedeckt, daß wir sie am Morgen fast unverfehrt hervorziehen konnten. Auf die Gesundheit unserer Diener wirkte jedoch die heftige Erkältung durch den Regen sehr nachtheilig, und das kalte Fieber stellte sich wieder bei ihnen ein. Nördlich von Ser-

rinha erhebt sich das Gebirg, die Topa genannt, terrassenförmig ansteigend, mit flachem Rücken, und aus einem weißen oder blaßröthlichen kalkichten Quadersandstein bestehend. Wir ließen diesen anmuthigen Berg Rücken zur Rechten, und betraten eine weite Hochebene, deren Vegetation einen höchst reizenden Charakter hatte. Mannichfach gruppirte Gebüsche von Cactus, von Acacien, Mimosen, Bauhinien und Combreten gestalten die Gegend in einen wahren englischen Garten um, den wir, erquickt von dem Abentheuer der Nacht, in heiterer Gemüthsstimmung durchzogen.

Die Fazenda da Serra Branca, anmuthig an dem Abhänge des gleichnamigen Berges gelegen, hatte uns gastfreundlich aufgenommen, und die Bewohner, Leute von liebenswürdigster Gutmüthigkeit und schlichter Sitteneinfalt, wurden nicht müde, die Fremdlinge über ihre Heimath zu befragen, von der sie die seltsamsten Vorstellungen hegten. Am andern Morgen half der Hausherr die Maulthiere beladen; als wir aber bereit waren, aufzubrechen, vermißten wir den Arieiro Miguel, dessen Abwesenheit früher nicht bemerkt worden war. Nach langem Suchen fanden wir ihn zunächst der Fazenda unter einem Baume liegend, in einem apathischen und halbverwirrten Zustande. Auf die Frage, was dieses bedeute, war die Antwort, daß er glaube, während des Auffuchens der Lastthiere im hohen Grase von einer Schlange gestochen worden zu seyn. Zu unserm Schrecken bemerkten wir auf jeder Seite der großen Behe eine schmale Wunde, welche nach Ausdehnung und Abstand allerdings von einer Giftschlange herzurühren schien. Augenblicklich reichten wir große Gaben von Eau de Luce; wir scarificirten die Wunden, brannten sie mit Schießpulver und dann mit einem glühenden Drahte aus, und thaten Alles, um den Leidenden über seinen Zustand zu beruhigen. Die Behe war wenig geschwollen, der Puls war ungewöhnlich heftig und voll; die Augen halb geschlossen und mit Blut unterlaufen, waren unbeweglich, die Stimme war zitternd und schwach; der Kranke klagte über schmerzhaftes Ziehen in den Gliedern, Schwindel und Rückenweh, und war im höchsten Grade muthlos. Er schien vom Vorgefühl des Todes ergriffen, indem er sich ungerne den ärztlichen Bemühungen hingab, und nichts weiter wünschte, als Ruhe. Nach allen Erscheinungen war der Unglückliche schon einige Stunden früher gebissen worden, und die furchtbaren Wirkungen des Gift-

tes hatten bereits die Wurzel des Lebens in dem colossalen und kräftigen Körper erreicht. Dem Rathe der Fazendairos und seinem eigenen Wunsche gemäß, beschloßen wir den Kranken hier zurückzulassen, weil das Abwarten seiner vollkommenen Wiederherstellung, wozu man hier zu Lande vierzig Tage nöthig erachtet, mit unsern Reiseplänen unverträglich war. Wir sandeten nach einem Curabeiro, hinterließen die nöthigen Arzneimittel und Regeln der Behandlung, und empfahlen den Unglücklichen der Menschenliebe des theilnehmenden Fazendairo. Leider aber waren alle diese Maasregeln fruchtlos, denn einige Tage später erhielten wir die Nachricht von einem, dieselbe Straße ziehenden Tropeiro, daß der Unglückliche noch an dem nemlichen Tage gestorben sey. Dieser traurige Vorfall hatte wahrscheinlich das Geschick verursacht, daß Einer von uns selbst ein Opfer geworden wäre, welches sich in kurzer Zeit nach Bahia und Minas verbreitete, und uns zu Maranhão, in zahlreichen Briefen, manchen rührenden Beweis freundschaftlicher Theilnahme verschaffte.

Wir zogen durch schöne, frische Wiesen (Varebas), welche da, wo sich das Terrain erhebt, noch mit Catingaswaldung wechselten. Die Fazenda Cachoeira, welche wir passirten, bot uns den Anblick einer sehr ausgedehnten Rindviehzucht. Mehrere hundert Kühe und Kälber wurden so eben aus dem Curreal getrieben. Nördlich von der Fazenda Cachoeira traten wir in die schönen Fluren, Campos de S. Isabella genannt, wo einzelne, weithinschattende Joabäume, Gruppen von Carnaúvapalmen und zerstreutes Buschwerk sich zu einer höchst reizenden Landschaft vereinigen. Zahlreiche Rindviehheerden im Schatten der dichten Kronen jenes, der Linde vergleichbaren, Baumes hingestreckt, und unzählige Reiher, Laucher und Enten in den zerstreuten Teichen, belebten die liebliche Gegend. Am Abende schlugen wir an einem bebushnten Teiche unser Nachtquartier auf, neben dem Vivouacq eines Sclavenhändlers, welcher vierzig junge, in Bahia gekaufte, Schwarze beiderlei Geschlechts nach Aldeas Altas führte. Diese Rotte junger Aethiopier überließ sich nach Landesgebrauch hier auf freiem Felde der ausgelassensten Lustigkeit. Erst spät in der Nacht ward es um uns her ruhig, und wir lagen im tiefsten Schlafe, als uns jener Sclavenhändler mit allen Zeichen peinlichster Unruhe weckte. Es hatte nemlich fast die Hälfte seiner schwarzen Mannschaft am Abende eine benachbarte Pflanzung von Mandiocawurzeln geplündert, und war nach

dem Genusse dieser, im rohen Zustande giftigen, Wurzeln, welche sie für die unschädliche *Ypim* gehalten hatte, von allen Zufällen einer Vergiftung ergriffen worden. Kopfweh, Schwindel, Zittern, Brennen im Unterleibe und mit Krämpfen verbundene Vomitucationen stellten sich fast bei allen Erkrankten mit großer Heftigkeit ein. Auf unseren Rath wendete der Schavenhändler bei Einigen Brechmittel, bei Andern Tabacksklystiere, große Gaben von Del und von dem ausgepreßten Saft des Krautes der *Mandioccapflanze* an, welches, gewiß ein seltner Fall in der Natur, das Gegenmittel gegen die verderbliche Kraft der Wurzel enthält. Als die Sonne aufging, sahen wir zwar die größte Verwirrung in dem Lager der Neger, und viele stellten durch aufgetriebenen Leib und Fieber noch einen bedeutenden Krankheitszustand dar; doch wurde kein Einziger Opfer seiner Unvorsichtigkeit.

Am 1. Mai gelangten wir, nach mehrfachem Uebersezen über die mäandrischen Krümmungen des *Rio Canindé*, zu der Fazenda *Pogões de baixo*. Dies war die erste der drei und dreißig Fazendas in *Piauhy*, die auf öffentliche Kosten verwaltet werden. *Domingos Affonso*, aus *Mafra* bei *Lissabon*, hatte gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine große Menge Meierhöfe in allen Theilen der Provinz *Piauhy* errichtet, nachdem ihm zahlreiche Streifzüge gegen die Indianer *Pimenteiras*, *Seicos* und *Acroás* die Tauglichkeit dieses ausgedehnten Landstriches für die Viehzucht kennen gelehrt hatten. Nach seinem Tode wurden die Jesuiten von *Bahia* Erben von dreißig seiner Güter, mit der Bestimmung, den Erlös für mildthätige Zwecke und für die Gründung neuer Meierhöfe zu verwenden. Nach Vertreibung der Jesuiten fiel dieses große Besizthum dem Staate anheim, welcher die dreißig ursprünglichen und die drei von den Jesuiten gegründeten Meierhöfe von drei Inspektionen verwalten läßt. Jeder der drei Inspektoren bezieht einen Jahresgehalt von 300.000 *Reis*. Er befehligt die Hirten (*Baqueiros*), deren jeder einer Fazenda vorsteht, und drei bis fünf Jahre in dem Dienste bleibt, auf welchen er nicht durch den Inspektor, sondern durch den Gouverneur der Provinz gesetzt wird. Der Gehalt dieser *Baqueiros*, welche oft Jahre lang umsonst dienen, bis sie in Sold treten, besteht in dem Bezuge des vierten Theiles aller jährlich erzeugten Rinder und Pferde. Außerdem genießen sie freie Wohnung, die Erzeugnisse der Schwein-, Ziegen- und

Schafzucht und den Ertrag von Butter und Käse, welcher nicht auf königliche Rechnung geht. Die Fazenda's haben auch königliche Sklaven, denen nur Kleidung und Fleisch gereicht wird, weil sie für ihre übrigen Bedürfnisse durch den Ertrag des Landbaues und der Viehzucht sorgen können, wozu man ihnen Gelegenheit giebt. Von dem jährlich erzeugten Vieh wird überdem der Zehent entrichtet. Die Viehzucht hängt in diesen Gegenden lediglich von der Menge des Regens ab. Tritt mit Ende Decembers die Regenzeit ein, erreicht sie bis Ende des Februars ihre größte Stärke, und nimmt sie dann bis Ende des Aprils wieder ab, so füllen sich die häufigen Teiche und Gräben mit Wasser, die Erde wird erweicht, und die Weide ist reichlich. Während dieser Zeit werden die Kühe, welche ausserdem, wie alles übrige Vieh, auf freiem Felde bleiben, in die Umzäunungen getrieben, wo sie die Nacht zubringen und am Morgen gemolken werden, um Käse zu bereiten. Vom Monat Mai an läßt man auch die Kühe wieder frei auf die Weide gehen. Bisweilen vergeht der Monat Februar ohne Regen, und dann ist die Erzeugung von Käsen unmöglich, weil die Milch an Menge und Güte unzureichend ist, und die Heerden, bis auf wenige Kühe für den Dienst des Hauses, sich im Freien gänzlich überlassen bleiben. Große Seuchen sind dann nichts seltenes, und der Viehstand nimmt eben so schnell ab, als er sich in wasserreichen und fruchtbaren Jahren vermehrt hatte. Das Rindvieh ist groß und wohl gebaut, ausgezeichnet durch lange, spitzige, und weit nach aussen abstehende Hörner und durch die Mannichfaltigkeit seiner Färbung. Minder gut sind die Pferde. Sie haben selten mehr als mittlere Größe, schwachen Knochenbau und wenig Ausdauer. Pferde von schönem Baue werden mit großer Sorgfalt zugeritten. Um ihnen einen starken Paßschritt und ein hohes Aufheben der Füße anzugewöhnen, legt man breite, scheibenförmige Polster oberhalb des Fesselgelenks an, und läßt ihnen die Hufe sehr lange wachsen. Letzteres geschieht auch, um die Hufeisen zu ersparen, die allerdings hier und in der benachbarten Provinz Maranhão, auf den, einen Theil des Jahres hindurch, grundlos sumpfigen Straßen, nicht so nothwendig sind, als in Bahia, Minas und Rio de Janeiro. Selten werden diese Pferde über zwölf Jahre alt, theils wegen der Unregelmäßigkeit der Fütterung und des starken Wechsels klimatischer Einflüsse, theils wegen übermäßiger Anstrengungen, die man ihnen, auf Reisen, Jagden und bei dem Auffuchen des Rinds:

viehes, zumuthet. Das dem Könige gehörende Vieh wird von Jahr zu Jahr an den Meistbietenden verkauft. Der Preis wechselt bedeutend; so war er im Jahre 1818 für einen Ochsen = 5400 Reis, im Jahre 1819 = 8400 Reis. Im Jahre 1818 verkaufte die Inspektion von Canindé, die größte von allen, eintausend einhundert Stücke, und im Durchschnitte rendirt sie dem Könige acht Contos de Reis (22,233 $\frac{1}{2}$ Gulden). Die zu ihr gehörigen Fazendas Castello und Campo Grande liefern jährlich zweihundert, Pogoés de baixo, Itha, und alle übrigen weniger, nämlich siebenzig bis hundert, Stücke. Alle drei Inspektionen verkaufen jährlich etwa dreitausend Ochsen. Ohne Zweifel könnte diese Summe viel bedeutender seyn, wenn eine geringere Menge des Rindviehes für die Fazendas selbst verbraucht würde, denn manche derselben erziehen sieben- bis achthundert, ja in glücklichen Jahren sogar tausend junge Kinder, aber eine große Menge wird für die Unterhaltung des Dienstpersonals geschlachtet; viele Käiber werden ein Opfer von giftigen Kräutern, die sie fressen, oder von den Verfolgungen der Insekten, blutsdürstiger Fledermäuse und gefräßiger Onzen; auch Giftschlangen verringern die Zahl der jährlichen Zucht. Obgleich manche dieser Höfe zwanzig Sklaven, deren eine Hälfte für die Aufsicht einer Heerde von tausend Stücken hinreicht, besitzen, bauen sie doch den Bedarf an Mais und Mandioccemehl nicht selbst, sondern widmen sich fast ausschließlich der Viehzucht.

Zwischen den Fazendas Campo Grande und Castello hatten wir einen Theil der Serra Imperiatal zu übersteigen. Für die Mühen des engen, durch zerstreute Sandsteinfelsen unzugänglich gemachten Weges, hielt uns die Ansicht der offenen, frisch grünen Campos und zerstreuter Catingawäldchen schadlos, in welche wir herausstraten, ehe wir die Fazenda Brejo erreichten. Den Weg von Brejo bis zu der nächsten königlichen Fazenda Itha fanden wir um so angenehmer, als die Vegetation auf den wechselnden Gründen und Hügeln uns mehr und mehr an die schönen Gefilde von Minas zu mahnen schien. In der Nähe von Itha, sowie auch bei Castello und Mocambo, schwißt der Boden häufig Kochsalz und Salpeter aus. Das Terrain erhebt sich zu vielen niedrigen, oben verflachten oder terrassenförmig ansteigenden, mit dichtem Gebüsch umgrüneten Hügeln. Zwischen diesen erreichten wir, am 3. Mai, mit Sonnenuntergang, die Hauptstadt von Piahy, die Cidade de Deiras, deren unregelmäßig

mäßige Häuserreihen sich erst dann dem Blicke des Wanderers darstellen, wenn er auf vielfach gewundenen Pfaden den letzten Hügel umgangen hat. Der würdige Capitão Mór, Senhor João Nepomuceno de Castello Branco, hatte bereits gefällige Sorge für uns getragen, und ein Haus stand zur Aufnahme bereit.

Reise von Deiraß über Cachiaß nach S. Luiz, der Hauptstadt von Maranhão.

Die gastfreien Bewohner von Deiraß hatten sich bemüht, uns ihre Theilnahme durch reiche Geschenke von Mundvorrath zu bekrunden, so daß ein doppelt so großer Trupp von Maulthieren nothwendig gewesen wäre, um alle Vorräthe an frischem und gesalzttem Fleische mitzuführen. Bei dem großen Reichthume des Landes von Rindvieh ist die Sitte erklärlich, dem Reisenden einen schönen Ochsen vor die Thüre zu führen, und ihm zu überlassen, viel oder wenig von dem dargebotenen Geschenke zu benützen. Wir brachten die erste Nacht nur eine Legoa von der Stadt, auf der Höhe von Olho d'Ugoa hin. Dieser Berg, auf den eine steile, schlechtgebahnte Straße führt, soll in den, den Sandstein durchsetzenden, Quarzgängen ziemlich viel Gold enthalten. Am 12. Mai setzten wir bei Inhuma, sieben Legoas von Deiraß, über den Rio Canindé, der auch hier noch unbedeutend ist. Die Gegend hat denselben Charakter, wie bisher, jedoch werden Teiche in den Niederungen immer häufiger, und neben der Carnaúvapalme treten die Buritis und die Uricurís in weit ausgebehnte Wälder zusammen, wodurch die Landschaft bisweilen einen eben so eigenthümlichen als majestätischen Ausdruck erhält. Wir umgingen links die isolirte Serra de Nocomambo, und zogen durch mehrere Niederungen und Abhänge dieses Berges, wo wir krystallhelle Bäche durchwaten, und uns öfter mit Mühe auf den versumpften Wegen durch frische Wälder der Bahn machen mußten. Nicht immer trafen wir gegen Abend

auf einen Meierhof, so daß wir gezwungen wurden, unter steilem Himmel zu übernachten. Da es seit vierzehn Tagen fast jeden Abend oder noch spät, vor Mitternacht, gewitterte, so wurde unsere fieberhafte Disposition durch die häufigen Erkältungen des Regens mehr und mehr gesteigert. Am 15. Mai überstiegen wir das Sandsteingebirge, die Serra de S. Gonçalo, die sich etwa vierhundert Fuß erhebt; jenseits derselben fanden wir das kleine Arrayal gleiches Namens, ein Quadrat von niedrigen Lehmhütten um eine haufällige Capelle, den Wohnsitz einer Colonie von Indianern. Vor fünfzig Jahren hatte João do Rego, Castello Branco, mehrere Stämme bekriegt, welche damals in den westlichsten Gegenden der Provinz den einzelnen Ansiedlern durch häufige Ueberfälle gefährlich geworden waren. Die Besiegten, welche man wegzuführen vermochte, fünfzehnhundert an der Zahl, waren, nach der allgemein üblichen Sitte, entfernt von ihrer Heimath in Dörfer (Aldeas) vereinigt worden. Die Geicós erhielten als Aufenthaltsort die Freguezia de N. S. das Mercês, westlich von Deiras; die Timbiras, Acroas und Gogucês wurden hier, in S. Gonçalo d'Amarante, vereinigt. Die drei letzteren werden von manchen Certanejos mit dem gemeinschaftlichen Namen der Pamelas bezeichnet. Wir fanden nur einen schwachen Ueberrest von dieser, ehemals bedeutenden, Colonie, nämlich, nach des Pfarrers Liste, nur hundert und zwanzig Personen, und selbst diese nicht alle von ungemischter Abkunft. Krankheiten, besonders die Blattern, hatten Viele getödtet; Andere waren schon längst wieder in ihre ursprüngliche Heimath zurückgekehrt. Das traurige Ansehen der wenigen, in träumerischem Nichtsthun umherschleichenden Indianer, die Unreinlichkeit und Unordnung in den ärmlichen Hütten, und der Mangel an zweckmäßiger Aufsicht, die einem trunksüchtigen Soldaten übertragen schien, — erneuerten auch hier bei uns die Ueberzeugung, daß glückliche Versuche, die Ureinwohnern zu colonisiren, nur als seltne Ausnahmen zu betrachten seien. Diese Ueberzeugung fällt dem Menschenfreunde um so schmerzlicher, als solche Colonisationsversuche fast stets zahlreiche Menschenopfer kosten. Will man nämlich einen Indianerstamm, entweder um ihn unschädlich oder um ihn für den Staat nützlich zu machen, in eine Colonie versetzen, so geschieht dies fast niemals ohne vorhergehenden Krieg, dessen Folge die Unterwerfung des Stammes ist. Zu dem Ende werden Banner (Bandeiras) von Linientruppen und Freiwilligen errichtet; der Staat versieht sie mit Waffen

und Ammunition, und die Bauern tragen die Mundvorräthe zusammen, welche bei großen Expeditionen auf Monate lang mitgeführt werden müssen. Bisweilen werden Ochsenheerden dem Kriegszuge nachgetrieben. Die Mannschaft unternimmt den Zug (Entrada) selten in der Absicht eine offene Schlacht zu liefern, sondern man sucht die Indianer in ihren abgelegenen und zerstreuten Wohnsitz zu überrumpeln. Ist der Feldzug glücklich, so zwingt man die Ueberwundenen, die Oberherrschaft Portugals anzuerkennen, und sich, unter dem Schutze des Königs, zwischen den Brasilianern niederzulassen. So verläßt der Stamm, oder doch die Glieder desselben, welche sich dem feindlichen Uebergewichte ergeben mußten, seine Wohnorte, und wird, meistens entfernt von andern brasilianischen Dörfern, in eine eigene Aldea vereinigt, wo er unter der Aufsicht eines von dem Souvernement eingesetzten Directors, bisweilen mit Beibehaltung eines eigenen Vorstandes aus seiner Mitte (Principal) Landbau treiben, und von einem Geistlichen im christlichen Glauben unterrichtet werden soll. Welche Früchte eine so ganz gewaltsame Operation tragen werde, ist nicht schwer vorauszusehen. Man verlangt von den Indianern ein plötzliches Aufgeben aller angeborenen Neigungen, Gewohnheiten und Sitten, ja noch mehr, Ehrfurcht vor einem Gesetze und einer Religion, die sie nicht kennen. Die nächste Folge ist, daß die Entschlossenen unter ihnen sich sobald als möglich diesem unleidlichen Zwange durch die Flucht zu entziehen suchen, die übrigen aber nur wie Fremdlinge und ohne sich zu assimiliren, unter den Brasilianern zurückbleiben, und in dem traurigsten Zwitterleben moralisch und physisch verkümmern. Diese Indianerstämme bedienen sich als Waffen des Bogens und der Pfeile, die sie bisweilen vergiften. Sie ernähren sich von Jagd und Fischfang, und sind dem Ackerbaue abgeneigt. Ueber den Tocantins setzen sie nicht in Canots, deren Gebrauch ihnen fast unbekannt seyn soll, sondern in Flößen aus den Stämmen der Buritipalme. Sie sind keine Anthropophagen, und ihre Kriegsgefangenen werden zur Clavenarbeit verwendet. Nach einer alten Sage dieser Indianer soll Gott am Anfange der Dinge ein hohes Haus gen Himmel gebauet haben, durch dessen Einsturz die Verschiedenheit der Thiere und Nationen entstanden sey. Marcellino behauptete ferner, daß sie eine, wenn auch undeutliche, Idee von einem höchsten guten Wesen haben, das sie in Augenblicken der Noth und Gefahr mit aufgehobenen und zusammenschlagenden Händen und in Kneen-

der Stellung, oder auf den Boden hingeworfen, anrufen. Auch einen Teufel, ein böses Princip, erkennen sie an.

In S. Gonzalo d'Amarante stieß ein Fußgänger zu uns, der bat, die Reise nach Cachias im Geleite unserer Karavane machen zu dürfen. Es war ein Mann, wie es schien, von rein europäischer Abkunft, und von vorgerücktem Alter, dessen Erscheinung zu Fuß, ohne Gepäck und Begleiter, in diesem unwirthbaren Lande uns sehr seltsam vorkommen mußte. In seinen stummen Geberden lag der Ausdruck eines ungeheuern Schreckens, der seine Sinne verwirrt habe. Genaue Beobachtung und Combination der einzelnen Worte, die er, gleichsam im Waksinne, fallen ließ, belehrten uns endlich, daß der Unglückliche, ein Bürger von Bahia, auf einer Seereise nach Maranhão Schiffbruch gelitten, und seine Frau vor sich in den Wellen habe untergehen, die Tochter aber von einem Haifische verschlingen sehen. Auf eine ihm selbst unbekannte Weise hatte er sich von der Küste bis in diese Gegenden verloren. Die entsetzliche Erfahrung hatte seine Phantasie so tief ergriffen, daß er uns bisweilen um Mitternacht durch ein erschütterndes Aufschreien aus dem Schlafe weckte. Diese traurige Begleitung, welche wir uns aus Menschenliebe gefallen lassen mußten, war gleichsam die Einleitung zu dem unbeschreiblichen Elende, das wir jetzt selbst, durch Steigerung unserer Kränklichkeit, erfahren sollten. Am 16. Mai machte ich eine Seitendiversion in den benachbarten Urwald, wo ich an den Wänden eines gelblichen Sandsteinfelsens dichte Beschläge von einem salzigen Stoffe beobachtete, der sich bei chemischer Untersuchung als reich an Salpeter zeigte, und ich war eben bemüht, dem Fazendeiro in Coité, wo unser Bivouac aufgeschlagen war, zu bedeuten, daß er durch Bearbeitung dieses Stoffes sich eine wichtige Erwerbssquelle eröffnen könnte, als ich den Eintritt eines heftigen Fiebers bemerkte, das mich bald darauf fast besinnungslos niederwarf. Ein Brechmittel ward vergeblich versucht, den Fieberanfall abzuschneiden. Mit großer Anstrengung setzte ich die Reise zu Pferde, im beständigen Kampfe gegen das Fieber, noch zwei Tage lang, über die Fazendas Buriti und S. Pedro, bis zu der von Todos os Santos fort. Die unangenehmsten Gefühle, heftige Vomituritionen und eine fast tödtliche Schwäche zwangen mich, von Zeit zu Zeit abzustiegen, und, wagerecht auf dem Boden ausgestreckt, zu ruhen. Zu gleicher Zeit erkrankte auf ähnliche Weise einer

unserer Diener, so daß wir uns in der traurigen, von uns stets mit Bangigkeit vorausgesehenen, Nothwendigkeit befanden, in dem letztgenannten Meierhofs liegen zu bleiben. Während der Fieberanfalle war mein Kopf so verwirrt, daß Dr. Spir, welcher sich mit treuester Sorgfalt um mich bemühte, ein Nervenfieber befürchtete; es schien jedoch, als wenn die hier genossene Ruhe der Krankheit eine andere Entwicklung gegeben habe, denn nach einigen Tagen regelte sie sich als ein aussehendes kaltes Fieber, welches mich nur am Abende besiel. Nicht so günstig war der Gang der Krankheit bei dem Diener, welcher in die fürchterlichsten Zuckungen, in Kinnbackenkrampf und Wahnsinn verfiel, und, am vierten Tage starb. Um das Maas unserer Leiden voll zu machen, erkrankte auch mein treuer Gefährte, indem sich, wenige Stunden nach einem Bade, das er in einem seichten Teiche genommen hatte, sein ganzer Körper mit schmerzhaften Beulen bedeckte, die alsbald in Entzündung übergingen. Unter diesen Umständen schien es das Zweckmässigste, den zwischen feuchten Palmenwäldern gelegenen, ungesunden Ort zu verlassen, um so schnell als möglich Cachias zu erreichen. Weil wir zu kraftlos waren, um uns im Sattel zu erhalten, wurden Negerclaven aus den benachbarten Höfen aufgebeten, die uns in Hangmatten auf Stangen weiter trugen. Unbeschreiblich waren die Leiden der Seele, welche wir auf diesem Wege, beide hüßlos und unvermögend einander beizustehen, gequält von den bängsten Sorgen um die Zukunft, für uns und die literarischen Ergebnisse unserer Reise, und gepeinigt von körperlichen Schmerzen, erduldeten.

So erreichten wir, bei der Fazenda Sobradinho, den Rio Parnahyba. Er führt hier seine gelblichen trüben Gewässer zwischen einem dichtbebuschten, sanft ansteigenden Ufer, in einer Breite von etwa zweihundert Fuß. Obgleich von erdigen und faulen Stoffen stark verunreinigt, liefert er doch das einzige Trinkwasser für die Anwohner, die deshalb häufig von kalten Fiebern befallen werden. Auch unsere Dienerschaft, welche, um die Equipage zu bewachen, nur eine Nacht am Ufer zubrachte, empfand sogleich die schädliche Wirkung seiner Ausdünstungen. In den zahlreichen Höfen, die längs seinen beiden Ufern aufwärts, weit gegen S. W., errichtet sind, und worin man sich früherhin fast ausschließlich mit Viehzucht beschäftigte, wird gegenwärtig viel Baumwolle erzeugt.

Die Passage des Rio Parnahyba ist hier, wie zu Joazeiro, von der Regierung verpachtet. Man zahlt nur eine geringe Summe, und das Gepäck des Reisenden, welches auf einer Fähre über den Strom gesetzt wird, unterliegt keiner Verzollung. Auf dem nördlichen Ufer angelangt, befanden wir uns in der Provinz Maranhão, aber erst sechs Legoa's weiter, in der Fazenda Sucuriuh, trafen wir eine amtliche Behörde in der Person des Commandanten, der uns, gerührt von unserer Hülflosigkeit, auf das menschenfreundlichste pflegte. Doch hätte sein guter Wille meinem Gefährten fast zum Verderben gereicht. Er empfahl nämlich zur Linderung der Schmerzen, welche ihm durch die Entzündung der Beulen verursacht wurden, eine Salbe, die, in einem Zustande von halbem Bewußtseyn, sorglos angewendet wurde. Gegen Mittag verließen wir das gastfreie Haus, und setzten die Reise bis zu einem offenen Schoppen, Perdido, drei Legoa's weiter fort, von wo aus die gemieteten Sclaven am andern Tage zurückkehren sollten. Der Abend dunkelte, als wir hier ankamen, und wir hatten eben unsere Netze aufgehängt, als ein furchtbares Ungewitter losbrach. Der Regen drang in Strömen durch das leichte Blätterdach, der Sturmwind blies unsere Feuer aus, und schien das morsche Gebälke über uns zusammenwerfen zu wollen. Ich hing apathisch in meinem durchnäßten Lager, als gegen Mitternacht der französische Diener, die einzige treue Hülfe in dieser schauervollen Nacht, mich mit dem Angstschrei zu mir selbst brachte, es schiene ihm, als sey Dr. Spir im Sterben. Als ich voll Entsetzen zu seinem Lager wankte, fand ich ihn von tödtlicher Blässe umzogen, bewegungslos, mit harten Stellen auf der Haut, und von fürchterlichen Krämpfen im Unterleibe ergriffen. Auf einmal wurde es mir klar, er sey durch den übermäßigen Gebrauch einer Bleisalbe vergiftet! Hiet galt es schleunige Hülfe; aber wo sie finden in dieser Einöde, während um uns die empörten Elemente im höchsten Aufruhr wütheten? — Doch die Noth ist ersinderisch; einige Neger wurden in die nächste Fazenda zurückgesendet, um eine Badwanne zu holen; ich pülverte eine Menge Schwefel, welche zur Erstückung von Insekten bestimmt, noch von Rio her mitgeführt wurde, und gab das Pulver mit großen Gaben von Opiumtinctur ein. Durch dieses Mittel und durch anhaltendes Reiben mit erwärmten Tüchern gelang es, den Freund zum Bewußtseyn zu bringen, und, als gegen Morgen warme Waschungen vorgenommen werden konnten, hatte ich die unaussprechliche

Freude, die tanzen Krämpfe schwinden, und die Krankheit auf der Haut wieder hergestellt zu sehen. Wir waren hier neun Leugas von der Villa de Cachias entfernt, aber, da keine Sklaven für den Transport des Schwerekranken zu erhalten waren, ohne Mittel dahin zu kommen. Es blieb also nichts übrig, als voraus zu eilen, um von dort Hülfe zu holen. Mit schwerem Herzen versprach ich dem Freunde, bald wieder zu kommen, ließ mich, doppelt entkräftet von den Anstrengungen der vorigen Nacht, auf das Pferd heben, und eilte die einsame Straße farder. Unter den Strahlen der tropischen Sonne von innerer Fieberglut verzehret, ritt ich erst durch weitläufige Palmenwälder, die jetzt voll Wasser standen, dann über mehrere bebuschzte Hügelreihen, wie Tantalus verurtheilt, die Qual des Durstes zu leiden, weil ich fürchtete, wenn einmal abgestiegen, nicht mehr in den Sattel zu kommen. Es war Abend geworden, ohne daß ich das Ziel der Reise erreicht hatte, und als ich eben einen steilen Hügel hinanritt, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne eine waldige Gegend beleuchteten, verlor ich den schmalen Weg zwischen den hohen Grassbüschen. Als bald ward es dunkle Nacht, und ich stand allein, krank und verirrt in der Wildniß. In der dumpfen Apathie, welche das Un Glück der letzten Tage vorbereitet hatte, wollte ich mir eben einen Platz auf einem niedrigen Baume aussuchen, als ich menschliches Pfeifen vernahm, und auf mein Rufen erschien ein Neger, einen Feuerbrand schwingend, der zu dieser ungewöhnlichen Stunde von Cachias mit Arznei durch den Wald kam. Dieser glücklich gefundene Führer geleitete mich auf den Weg zurück, und endlich sah ich die Lichter der Villa schimmern. Ich stieg vor dem Hause des Luiz de Fora ab, und konnte dem würdigen Senhor Luiz de Oliveira Figueredo e Almeida eben noch unsere Empfehlungsbriefe übergeben; — doch in diesem Augenblicke zahlte der Körper die Anstrengung der letzten Tage, und ich sank ohnmächtig vor ihm zu Boden. Zur Besinnung gekommen, fand ich mich in einem sorgfältig meublirten Zimmer zu Bette, und vor mir einen Mann ärztlich beschäftigt, der mich in englischer Sprache anredete. Es war ein portugiesischer Arzt, der zu Edinburg studirt, und sich neuerlich in Cachias niedergelassen hatte. Dank seiner Sorgfalt, erholte ich mich bald, und hatte die Freude, am andern Morgen meinen Freund, in einem leidentlichen Zustande, durch die entgegengesendeten Negersklaven herbeibringen zu sehen. — Wenn wir im Verlaufe dieses Reiseberichtes nicht

selten Gelegenheit hatten, genußreiche und belohnende Momente zu schildern, so möge der Leser in Scenen, wie die eben erzählte, die Schattenseite des Gemäldes erkennen. Der Reisende aber, welcher solche Leiden im Gefühle der Pflicht erträgt, gewinnt aus ihnen nicht nur einen schönen Hintergrund der Erinnerung für das Alter, sondern auch erhöhtes Vertrauen auf den, dessen unerforschlicher Rath neben die Noth auch die Hilfe stellet: Unserer Gesundheit verbesserte sich in Cachias von Tag zu Tage, unter der theilnehmenden Pflege des Arztes und des neuen Suij de Fora, Senhor Francisco Gonzalo Martins.

Cachias ist einer der blühendsten Flecken im Innern Brasiliens. Man zählt in ihrem Termo dreißigtausend Einwohner. Ihren Reichthum verdankt sie der Cultur der Baumwollenspinnpflanze, und der Handelsthätigkeit ihrer Bewohner, unter denen sich sehr viele Europäer befinden. Mehr als die Hälfte der in der ganzen Provinz erzeugten Baumwolle wird von hier aus nach der Hauptstadt versendet, und in den letzten Jahren stieg die Zahl der von Cachias verschifften Baumwollensäcke, jeder zu fünf bis sechs Arrobas, auf fünfundzwanzig bis dreißigtausend, die, gering angeschlagen, im Innern selbst die Summe von 1,050,000 bis 1,080,000 Gulden werth sind. Für die besten Gegenden zum Anbaue der Baumwolle hält man in der Provinz Maranhão feuchte Niederungen, worin viele Andajapalmen wachsen. Der Boden besteht hier größtentheils aus einem schwarzen, mit feinem Quarzsande vermengten Thon. Man nennt diese Gegenden Bargema. Wenn das Erdreich durch vorgängiges Ausroden und Abbrennen der Bäume und Gebüsche vorbereitet worden, so wird es im Monate Januar mit den Saamen bestellt, deren man fünf, sechs, ja zwölf in ein Loch von drei bis vier Zoll Tiefe, in einer Entfernung von fünf bis sechs Fuß, meistens ohne regelmäßige Ordnung, zu stecken pfllegt. Es ist hier bei zu beobachten, daß die Saamen nicht zu tief in die Erde kommen, damit sie nicht verfaulen; aus diesem Grunde werden auch sehr feucht liegende Landstriche mit Abzugsgräben umgeben. Bisweilen pflanzt der Fazendeiro Bohnen, Mais, oder sogar Mandioca zugleich zwischen der Baumwolle an. Schon nach wenigen, höchstens nach vierzehn, Tagen erscheinen die jungen Pflänzchen oberhalb der Erde, und nehmen nun in unglaublich schnellem Wachstume zu. Die Baumwollenstaube, welche, unter günstigen Umständen sich selbst überlassen, hier zwölf, fünf-

zehn, ja zwanzig Jahre alt wird, blüht und fruktificirt, wenn sie einmal eistarkt ist, jährlich zweimal; und da die Pflanzungen in dichten, feuchten Uewäldern stets später reife Früchte bringen, als die in höheren, trockneren Lagen, so kann der Fazendaeiro, welcher große Pflanzungen besitzt, fast die Hälfte des Jahres hindurch Neger mit der Lese beschäftigen. Diese beginnt in der Provinz Maranhão neun bis zehn Monate nach der Ausaat, im October, November u. s. f. Bereits vor dieser Lese reifen viele Früchte, fünf bis sechs Monate nach der Ausaat, aber die Fazendaeiros lassen sie sehr oft gar nicht einsammeln. Die Wolle, welche im ersten Jahre geerntet wird, hält man gemeinlich für die beste. Die stärksten Bäume liefern im ersten Jahre acht Pfunde Saamen (= 2½ Pfunde reine Wolle), die schwächsten ein Pfund Saamen (= 10 Loth reine Wolle). Bei einer so großen Fruchtbarkeit, wie sie hier, nahe am Aequator, eintritt, überlassen viele Fazendaeiros ihre Pflanzung bis zur Zeit der Lese fast gänzlich sich selbst. Die einzigen Arbeiten, zu denen sie ihre Negerclaven anhalten, sind das Ausreißen der überflüssigen jungen Pflanzen, und späterhin das Ausbrechen der obersten Triebe, womit sie bis zur Lese alles Nöthige gethan zu haben glauben. Diese Sorglosigkeit der Fazendaeiros wird jedoch bisweilen durch die Fruchtbarkeit des Landes selbst bestraft, indem die ganze Pflanzung so hoch wächst, und durch unzählige schlingende Unkrauter zu einem so undurchdringlichen Dickicht verwoben wird, daß die Erndte gänzlich unmöglich wird. Die Reinigung vom Unkraute geschieht jährlich zweimal, nämlich zu Anfang der nassen Zeit, und nach dem Ende derselben. Die Lese der Baumwollkapseln geschieht durch Neger, deren jeder täglich eine bis zwei Arrobas zu sammeln im Stande ist. Uebrigens unterliegt die Baumwollencultur selbst hier vielen Schwierigkeiten, und hat manchen Feind zu bekämpfen. Dauert die Regenzeit unverhältnißmäßig lange, oder fällt während der trocknen Jahreszeit anhaltender Nachthau, so wird die Blume in ihrem Uebergange zur Frucht gestört, oder die Früchte bleiben zu feucht, um sich öffnen zu können, und die Wolle verfault in ihnen. Sowohl zu lange anhaltende Feuchtigkeit, als heftige Sonnenblicke nach und während der Regen veranlassen ein plötzliches Abfallen der halbreifen Früchte; und mancherlei Krankheiten vernichten, wenn auch nur theilweise, die Hoffnung des Landwirthes. Auch manche Thiere: Vögel, Raupen und Wanzen und Heuschrecken, stellen sich von Zeit zu Zeit als verheerende Feinde in den Pflanzungen ein;

und den eingebrachten Früchten sind vor allen die Ratten gefährlich, die mit bekannter Schlaueit alle Vorichtsmaaßregeln des Fazendeiro zu umgehen wissen. Da diese Thiere nur dem Kerne des Saamens nachstellen, so ist das beste Mittel, um die Wolle vor ihnen zu sichern, eine Schichte von Kernen, von denen die Wolle bereits genommen worden, über die übrigen zu schütten. Die Trennung der Wolle von den Saamen geschah früher durch eine sehr einfache Vorrichtung, nämlich durch zwei in entgegengesetzter Richtung über einander laufende Walzen, die mit der Hand bewegt wurden; gegenwärtig besitzen aber viele Fazendeiros auf gleiches Princip gegründete, mehr oder minder zusammengesetzte Maschinen. Auch das Einpacken der Wolle in Säcke von grobem Baumwollenzeuge, früher durch einen Neger bewerkstelligt, der die Wolle mit den Füßen in den aufgehängten befeuchteten Sack trat, und täglich nur einen Sack füllen konnte, geschieht jetzt schon überall durch einfache Pressen.

In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes wurden wir einmal gegen Abend durch ein brüllendes Geschrei auf der Straße an's Fenster gelockt, wo sich uns das seltsame Schauspiel einer Horde von etwa fünfzig Indianern darbot, welche in aller Nacktheit und Rohheit des Naturzustandes durch die Straßen zogen. Diese Wilden waren, auf Veranlassung ihres Principals, aus den Wäldern herabgekommen, um sich von den Einwohnern mit Kleidungsstücken, Beilen, Messern und allerlei Kleinigkeiten versehen zu lassen, wogegen sie große Kuchen von Wachs, schönfarbige Federn, und einige zierlich gearbeitete Bögen und Pfeile zum Geschenke brachten. Uehnliche Züge werden jetzt nicht selten gemacht, und sind eines der Mittel, welcher sich die Ansiedler bedienen, um diese ursprünglichen Herren des Landes in freundschaftlichen Gesinnungen zu erhalten. Erst in den letzten Decennien war man so glücklich, einen friedlichen Verkehr zwischen den freien Indianern der Provinz Maranhão und den Ansiedlern herzustellen; und da die Klugheit gebietet, die zahlreichen Herden von ihren angestammten feindseligen Gesinnungen abzubringen, so beiferte man sich auch in Cachias, die Einziehenden gut aufzunehmen, und mit Mehl, Branntwein, Taback und bunten Baumwollenzeugen reichlich zu beschenken. Diese Indlaner gehörten zu zwei verwandten Stämmen, zu den Aponegi-crans und den Macame-crans, welche auch Caravis genannt werden. Ihre äußere Gestalt war so kräftig und ebenmäßig, ihr Gang

und Benehmen hatte so viel Sicherheit und Gewandtheit, daß wir hierin einen auffallenden Unterschied von allen bisher gesehenen Stämmen bemerken mußten. Die meisten waren von unserer Statur, und die Gesichtszüge der Jüngeren unter ihnen waren offen und nicht unangenehm; jedoch verriethen die kleinen Augen, die kurze breitgedrückte Nase, die stark hervorragenden Stirnhöhlen und die niedrige Stirne auf den ersten Blick den Typus der amerikanischen Ureinwohner. Nur die Aelteren unter ihnen waren durch Löcher in der Unterlippe und durch aufgeschlichte, zwei bis drei Zoll in die Länge gezogene Ohrklappen verunstaltet. In dem Loche der Unterlippe trugen sie glänzende gelbe Cylinder von Harz oder von Alabaster, die anderthalb bis drei Zoll lang waren, und leicht herausgenommen werden konnten. Die Ohren, deren ungewöhnliche Verlängerung durch Holzblöcke vermittelt worden war, ließen sie nur auf unser Verlangen frei herabhängen, wo sie fast die Schultern erreichten; gewöhnlich trugen sie sie von unten aus über den Obertheil der Ohrmuschel gestülpt. Die Hautfarbe war bei diesen starken und wohlgenährten Menschen ein glänzendes helles Kupferbraun, so wie wir es bei den meisten wilden Indianern gefunden haben, wenn sie einer kräftigen Gesundheit genossen; denn nur durch Krankheit, Vermischung und verfeinerte Lebensart wird diese eigenthümliche Farbe der amerikanischen Autochthonen in hellere Nuancen umgeändert. Unter allen hier Anwesenden befand sich keiner mit tatowirtem Gesichte; und diese Art der Verunstaltung soll bei keinem Stamme in der Provinz Maranhão üblich seyn. Als sie aber aufgefordert wurden, in der Nacht bei Fackelschein zu tanzen, erschienen die Meisten mit schwarzen und rothen Malereien auf dem Obertheile des Körpers und im Gesichte, und ihre Züge, von bacchantischer Wuth entstellt, vom rabenschwarzen, langumherhängenden Haupthaare umbüstert, erhielten dann einen wilden, ja entsetzlichen Ausdruck. Einer von ihnen lud zum Tanze durch das Blasen auf dem Boré, einer großen Rohrtrompete, die einen schnarrenden Ton von sich gab, ein Anderer durch ein monotones Geheul ein, welches endlich, im grausen Unifono der ganzen Horde wiederholt, furchtbar durch die Straßen des schweigenden Städtchens wiederhallte, und eine Menge von Fledermäusen aus den benachbarten Dächern aufschreckte. Die unregelmäßigen Sprünge und Drehungen, das kriegerisch drohende Schwingen der Waffen, die häßlichen Gesichtsverzerrungen dieser zügellosen Kotte, und ihr furchtbar unharmonisches Ge-

haupte, vom Klapper ihrer Klapperbüchsen (Maracá) begleitet, hätten für eine Scene aus der Hölle gelten können. Der größte Theil war mit kurzen Beinkleidern von Baumwollenzeug bekleidet. Die wenigen Weiber, welche sich bei dem Zuge befanden, waren anständig genug bekleidet, und nahmen am Tanze keinen Antheil, sondern waren während desselben beschäftigt, die kleinen Geschenke in Empfang zu nehmen, die die Zuschauer darboten. Francisco de Paula Ribeiro und Luiz de Oliveira Figueiredo Almeida, den wir in der Hauptstadt wieder fanden, haben uns Folgendes mündlich über die Indianer dieser ausgedehnten Provinz berichtet. Die Stämme kommen in Sitten und Gebräuchen mit einander überein. Sie sind keine Anthropophagen, sondern nähren sich vorzugsweise von Jagd und Fischerei, welche besonders am Rio Mearim und den Seen in dessen Nachbarschaft sehr ergiebig ist, überdies auch vom Ertrage kleiner Mandiocca- und Bananenpflanzungen. Sie verstehen mit großer Geschicklichkeit den Honig der wilden Bienen auszunehmen, und das Wachs aus den Waben abzusondern. Letzteres bieten sie den benachbarten Ansiedlern zum Kaufe an. Sie gehen in ihrer Heimath meistens ganz unbekleidet, und schmücken sich und ihre Waffen zu Tanz und Krieg mit bunten Federn und Schnüren aus Zähnen und glänzenden Sämereien von Scleria. Sie sind kriegerisch, und die einzelnen Uebeas, welche bei zunehmender Vergrößerung Colonien von sich abtrennen, leben häufig in Streit mit einander, wenn auch von gleichem Stamme. Der Klügste und Muthigste thut sich während des Krieges als Anführer hervor, er commandirt durch die Töne seines Boré, und hat das Recht über Leben und Tod, ausser den Kriegszeiten aber keine Herrschaft. Ein steinernes Beil mit kurzer Handhabe ist ein Zeichen von Ansehen. Sie kennen den Gebrauch vergifteter Pfeile; ihre wichtigste Kriegswaffe ist jedoch eine Keule von schwerem Holze. In ihren Ueberfällen beweisen sie kluge Berechnung, und wenig Schonung gegen die Ueberwundenen, die sie als Sklaven wegführen. Diebstahl und Mord sind verboten; der Streiter wird nach Maassgabe des Gestohlenen bestraft; gegen den Mörder üben die Verwandten des Erschlagenen die Blutrache. Sie sind sichere Schwimmer; große Ströme übersetzen sie in Flößen aus den Stämmen der Buritipalme. Auf diesen Fahrzeugen kommen sie bisweilen auch streckenweise die Flüsse der Provinz Maranhão herab, wenn sie den Ansiedlern Wachs und Copaiubalsam zum Kaufe bringen. Ihre Festlichkeiten beginnen

meistens mit Sonnenuntergang, und dauern bei Sternenlicht bis gegen den Morgen. Sie werden zur Zeit der Fruchternte und bei Veranlassung der Verheirathungen gehalten. Vom Wechsel des Mondes leiten sie ihre Zeitrechnung ab; wenn dieses Gestirn während der Regenzeit, von Wolken bedeckt, nicht erscheint, so verlängert dieses ihre Perioden oft unverhältnißmäßig, ohne daß sie solche auf andere Weise zu berichtigen suchten. Die Folge von trockner und nasser Jahreszeit, von Tag und Nacht, von Blitz und Donner ist ihnen eine mechanische Naturnothwendigkeit, ohne daß sie sich einen Urheber dieser Erscheinungen dächten. Ueberhaupt haben sie keine Vorstellung von einem göttlichen Wesen.

Cachias steht mit der Hauptstadt der Provinz Maranhão nur durch den Fluß Itapicuru in Verbindung. Die Landwege, welche längs demselben von einem Hofe zum andern führen, sind nur für Reiter, kaum aber für Lastthiere gangbar, indem sie in den sumpfigen Palmenwäldern und dichtem Gestrüppe nur mit Mühe offen gehalten werden können, und überdies den Ueberschwemmungen des Flusses ausgesetzt sind. Wir waren also hier an das Ziel unserer Landreise gekommen, und erfreuten uns der Aussicht, den übrigen Theil unserer Unternehmung auf den Flüssen, in wohl versorgten Rähnen, mit größerer Bequemlichkeit, so wie unsere geschwächte Gesundheit es forderte, ausführen zu können. Die Lastthiere unseres Trupps wurden hier an die Combopeiros verkauft, welche, von Zeit zu Zeit, mit zahlreichen Karavanen, die dreihundert Logoas lange Landreise über Detras nach S. Felix und Natyibade unternehmen, um jene entfernten Theile der Provinz von Goyaz mit europäischen Artikeln zu versehen. Der Rio Itapicuru läuft südwestlich von Cachias fast immer parallel mit seinem südlichen Nachbar, dem Rio Parna-hyba nach N. O.; bei genanntem Flecken hingegen nimmt er eine andere Richtung, nach N. W. an, und fließt in vielen Krümmungen dem Meere zu. Von Cachias aufwärts bis in das Gebiet der Freguezia dos Pastos Bons ist er, sowohl wegen Saichtheit, als wegen häufiger Wasserfälle, nur in sehr kleinen Rähnen fahrbar. Abwärts aber nimmt er, obgleich außer der Zeit des Hochwassers fast überall nur sechzig bis achtzig Fuß breit, große und schwer beladene Fahrzeuge auf. Da eben jetzt eine Barke nach Maranhão abgehen sollte, welche uns ein sicheres und angenehmes Unterkommen darbot, so kürzten wir unsern Aufenthalt in Cachias ab, und bezogen am Abende des

3. Junius das Belt, welches zwanzig Fuß über dem Flusse auf einer Ladung von dreihundert und fünfzig Baumwollenballen war ausgespannt worden. Die Schifffahrt mit diesem unlenkbaren Fahrzeuge war so langsam, daß wir erst am dreizehnten Tage die Mündung des Flusses erreichten, und da sich besonders während der Nacht dichte Schwärme harpenartiger Mosquiten einstellten, war diese Reise nicht bloß langweilig, sondern sogar qualvoll. Der Fluß, dessen Bette aus einem mürben Sandsteine besteht, beschreibt zahlreiche kleine Krümmungen, so daß, wenn er daselbst zugleich mit erhöhter Geschwindigkeit läuft, die größte Vorsicht nothwendig wird, damit das Fahrzeug nicht auf die zahlreichen Sandbänke getrieben, oder am Ufer umgeworfen werde. Die erste Stromschnelle dieser Art, bei dem Hofe Bariguda, erreichten wir am dritten Tage; um sie sicher zu passieren, ward das Fahrzeug mit Stricken an Bäumen des Ufers befestigt, und nur langsam vorwärts gelassen. Der Canal des Fahrwassers besindet sich in der Mitte des Stromes. Das Boot war auf beiden Seiten mit Bündeln von Blattstielen der Andajapalme versehen worden, um das Schwimmen zu erleichtern, und wir überwandten glücklich diese Schwierigkeit. Unter der Einmündung des Rio Codo steigt das walbige Ufer steil an, und der Fluß bewegt sich in einer starken Krümmung mit Hestigkeit über ein Felsenriff, das nur an der Nordseite Fahrwasser überläßt. An dieser Stelle, der sogenannten Cachoeira Grande, mußte das Fahrzeug erleichtert werden, und obgleich die Seite zerrissen, durch welche der Schiffmeister den Lauf zu hemmen suchte, ward doch auch diese Gefahr glücklich überstanden, und von nun an ward die Fahrt gefahrlos bis zur Mündung, weil der Fluß, dessen Hochwasser in den Monat April fallen, noch ziemlich wasserreich war. Gegenwärtig fanden wir selbst in einer Höhe von zwanzig Fuß über dem Wasserspiegel die Spuren der vorangegangenen Ueberschwemmung, welche zahlreiche Bäume entwurzelt, und dadurch unserer Fahrt ein gefährliches Hinderniß in den Weg gelegt hatte. Je weiter wir uns von Cachias entfernten, um so häufiger fanden wir die Fazenda's, deren ausgedehnte Baulichkeiten auf die Wohlhabenheit ihrer Bewohner schließen ließen. Von Cachias bis in die Nähe des Flusses Codo eröffnet sich das Land zwischen der Waldvegetation des Ufers in üppige frische Wiesen, die theils von niedrigem Buschwerke oder von Andajapalmen unterbrochen werden, theils weithin frei nach Osten und Westen sich ausbreiten. Wenn man uns die Gelände

dieses Flußes als den fruchtbarsten Erzeugungsort der Baumwolle, und überhaupt als das dem Ackerbaue jeder Art günstigste Gebiet der Provinz geschildert hatte, so bestrebete es uns anfänglich, verhältnißmäßig nur selten Pflanzungen zwischen den un bebauten Wald- und Wiesenstrecken zu erblicken. Allein bei einigen Besuchen in den Baumwollenplantagen erklärte sich uns dieses durch die fast ungläubliche Fruchtbarkeit. Obgleich in der gegenwärtigen Jahreszeit nur eine vorübergehende und untergeordnete Erndte eintritt, fanden wir doch in einigen Baumwollenpflanzungen Alles gleichsam weiß angefüllt von den zahlreichen Kapseln, die sich eben eröffnet hatten, und wir konnten uns überzeugen, daß eine Pflanzung, welche die Ufer dieses Flußes ohne Unterbrechung einnahm, das Bedürfnis von ganz Europa an Baumwolle decken könnte. Diese große Fruchtbarkeit des Bodens, welche daran erinnerte, daß wir uns hier in der Nähe des Erdgleichers befänden, bewährte sich auch an den übrigen Arten von Früchten. Zum ersten Male sahen wir hier die Bananenbäume von dem Gewichte ihrer Früchte niedergezogen; gewöhnlich trägt ein Stamm achtzig Früchte, unter denen mehr als die Hälfte über einen Fuß lang sind. Ebenso erreichen hier die Kolben des türkischen Kornes, die Kürbisse, Wassermelonen und Sojaven eine außerordentliche Größe. Die Bananenpflanzungen erstrecken sich nicht selten bis unmittelbar an das Hochufer des Flußes, dessen Gehänge wegen häufiger Bewachung mit Gesträuch und Palmen sich weniger, als das des Rio de S. Francisco für Anpflanzung von Wassermelonen und ähnlichen Gewächsen eignet. In der Nähe der Pflanzungen fanden wir nicht selten den Abacatebaum, dessen Früchte, von der Größe und Form einer ansehnlichen Birne, um den Saamenkern ein, mit Zucker genossen, ungemein angenehmes und erfrischendes Fleisch darbieten. Die Hälfte der Reise, bis zu der Villa de Itapicuru Mirim, war unsere Schifffahrt langsam und langweilig; das Fahrzeug stieß bald auf Felsen und Sandbänke, bald blieb es in den Baumstämmen hängen, welche von der großen Ueberschwemmung dieses Jahres zusammengeführt worden waren. Die erwähnte Villa, welche wir am 10. Junius erreichten, liegt auf einer Erhöhung am östlichen Ufer des Flußes, und verkländigt im Aeußern kaum den beträchtlichen Handel, welcher von hier aus nach der Hauptstadt und entlang dem ganzen Ufer des Itapicuru getrieben wird. In den meisten Häusern sind Läden eröffnet, worin große Lager von Rattunen, Eisenwaaren, Por-

cellen- und Töpfergeschirren, Wein, Liqueurs und Viktualien aus Portugal zum Kaufe ausliegen. Da die Schifffahrt von hier aus mindere Vorsicht erheischt, so verließen wir den Ort Nachts im Mondenschein. Wir beobachteten den Einfluß der Ebbe und Fluth, welche hier bereits sehr bemerklich ist, obgleich kein Meerwasser so weit stromaufwärts geführt wird. Während der ersten Nacht, welche wir stromabwärts schifften, wurden wir durch das durchdringende krähende Geschrei eines Vogels in Verwunderung gesetzt, welcher in zahlreichen Haufen die grünen Gebüsche am Ufer besetzt hielt, und sich durch die laute Nähe der Menschen nicht stören ließ. Es war der sogenannte Zigeuner, ein schöner, hühnerartiger Vogel, welcher zwar größtentheils von Vegetabilien lebt, aber wegen seines unerträgliches Geruches nicht gegessen wird. Große grüne Iguane fanden sich häufig an sonigen Orten des Sandufers, und wurden von den indianischen Bootsmännern eifrig verfolgt, um in ihrer Küche statt des gewöhnlichen Salzfleisches eine köstliche Schüssel auszumachen. Im Fluße finden sich nicht eben selten Zitteraale, die den Badenden gefährlich sind. Wir fingen ein kleines Exemplar, das so heftige Schläge auf uns ausübte, daß wir es im ersten Schrecken ins Wasser zurückfliehen ließen. Der 11. Mai brachte uns nach S. Miguel, einem sehr ausgedehnten Pfarroorte. Wir mußten hier die Ebbe erwarten, und setzten deshalb die Reise erst nach Mitternacht fort. Einige Stunden Fahrt brachten uns nach Pai Simão, einer aus zerstreuten Häusern bestehenden Ortschaft, wo ein Theil unserer Schiffsladung, wegen zu seichter Stellen im Fahrwasser, abgenommen wurde. Der in der Nähe vorfindliche sehr selne graue Thon wird in drei Defen zu Hohlziegeln, Backsteinen und irdenem Geschirre, vorzüglich aber zu großen runden Töpfen und Schüsseln, verarbeitet. Man glasirt diese Geschirre nicht, sondern begnügt sich, ihnen durch das Bestreichen mit Wasser, worin ein ockerhaltiger Thon abgerieben worden, eine rothe Farbe mitzutheilen. Obgleich das Material dem des Töpfergeschirres von Rio de Janeiro gleichkömmt, werden dennoch die kleineren runden Wassertöpfe mit zwei Mündungen von dort her nach Maranhão eingeführt. Die Zahl der Fajendas längs dem Fluß wird von hier an immer größer. Die Portugiesen hatten i. J. 1620 am rechten Ufer des Flußes ein kleines Fort, Fortaleza do Calvario oder da Vera Cruz, errichtet, das bestimmt war, die feindlichen Indianer von dieser Seite abzuhalten, seit geraumer Zeit jedoch wieder in Trümmern liegt.

Indem wir, hier an's Land getreten, nicht ohne Interesse die siegreiche Gewalt des Pflanzenwuchses betrachteten, der, gleichsam eifersüchtig, die letzten Spuren menschlicher Thätigkeit zu zertrümmern oder zu bedecken strebt, war die Mannschaft beschäftigt, das hochbeladene, schwerfällige Fahrzeug durch die Klippen zu geleiten, über welche sich der Fluß, den Ruinen des Forts gegenüber, weithin verbreitet. Diese Stelle ist die gefährlichste in der ganzen Schiffahrt des Rio Itapicuru, und erfordert die größte Sorgfalt. Wir waren so glücklich, die gefährliche Stelle (Cachoeira, d. h. den Fall) gerade im niedrigsten Wasserstande, um Mittag, zu überwinden, und am Abend ankerten wir bei Mangue Alto, zwischen mehreren, mit dichter Mangrove Waldung bedeckten Inseln, gewissermassen schon außerhalb des Flusses.

Als die Nacht hereindunkelte, und das Firmament im hehren Glanze der Aequatorialgestirne sich über uns ausspannte, hörten wir, zum ersten Male wieder nach einer leidensvollen Zeit, den Ocean rauschen. Bisher hatten wir, erhärtet unter so manchem Schlage des Schreckens, des Kummer's, der Noth, die weichen Gefühle verschlossen gehalten; aber nun, wo das trennende Element selbst uns an die Entfernung vom Vaterlande mahnte, löste sich Alles in uns in das bitterste Gefühl der Sehnsucht auf, und die ganze Last der Gegenwart ward uns Hülflosen, Kranken und Niedergebeugten klar. — Der Morgen graute, und wir erblickten rings um uns her, auf dem saftigen Grün der Uferbäume zahlreiche Gruppen von dem rothen Ibis, Guará, sitzen, die wohlgefällig ihr Gefieder in den ersten Strahlen der Sonne glänzen ließen. Wir nahmen die Erscheinung des schönen Vogels als gute Vorbedeutung, und fuhren heiteren Gemüthes, begünstigt vom Landwinde, zwischen den Mangues saës hin, bis wir, nach einer Stunde, das hohe Meer erreichten. Die Insel Maranhão, worauf die Hauptstadt S. Luiz, das Ziel unserer Reise, liegt, wird auf der südlichen Seite nur durch einen schmalen und seichten Meerarm getrennt, der hier kaum dreihundert Fuß Breite hat. Die Schiffahrt von hier aus nach der, auf der Westseite der Insel gelegenen, Hauptstadt folgt dem Rio do Mosquito; dann geht sie an den Küsten nach N. O. Dieser Weg, den die Piloten zu zwanzig Leguas Länge anschlagen, ist unangenehm wegen der Verzögerungen durch Ebbe und Fluth, und nicht ohne Gefahr, wegen der Passage im Bo-

queirão, einer klippigen Gegend in der Nähe des Hafens. Wir zogen daher vor, den kürzeren Weg quer durch die Insel einzuschlagen, und das Gepäck, unter Aufsicht des einzigen Dieners, der uns übrig geblieben war, zur See weiter führen zu lassen. In der Fazenda Arrayal, wohin wir uns übersetzen ließen, werden Pferde gehalten, um die Reisenden bis zu dem Flusse Bacanga zu bringen, auf welchem man sich einschifft, um zur Stadt zu gelangen. Bevor die Pferde von der Weide geholt wurden, hatten wir Gelegenheit, uns mit einem Zweige der Industrie bekannt zu machen, von dem wir vorher noch nicht gehört hatten. Wir sahen nämlich Hirschhäute in Milch einweichen und gerben, wodurch sie sehr weich und zart werden sollen. Der Fazendeiro zeigte uns sehr gut gegerbtes Rinds- und Ziegenleder, zu dessen Zubereitung man sich dort vorzüglich des Döfsehirnes bedient, und mehrere Sorten von feiner Seife. Wenige Jahrzehende werden hinreichen, um die nördlichen Provinzen Brasiliens von der Einfuhr dieser Artikel aus Europa und Nordamerika unabhängig zu machen. Der Weg von der Fazenda Arrayal, drei Legoaes weit in nordwestlicher Richtung, führte uns durch niedriges feuchtes Land. Wir erstaunten, die größtentheils niedrige, an Stachelpalmen reiche Waldung so wenig gelichtet, und Anpflanzungen nur so selten zu sehen. Bei der Fazenda da Bacanga bestiegen wir ein kleines Boot, und ruderten in dem, von der Ebbe stark entleerten, Rio Bacanga hinab. Die Stadt erhebt sich am nordöstlichen Ufer der Hafensbucht auf niedrigem und sehr ungleichem Grunde, und gewährt, von dieser Seite gesehen, nichts weniger als einen großartigen Anblick. Wir landeten im Hafen, und gingen sogleich durch die Straßen, die Stadt zu besuchen.

Aufenthalt in S. Luiz do Maranhão und in dessen Umgebungen.

Der Cidade de S. Luiz do Maranhão gebührt, rücksichtlich ihrer Bevölkerung und ihres Reichthumes, der vierte Rang unter den Städten Brasiliens. Sie liegt, auf dem westlichen Theile der Insel, am nördlichen Ufer einer Landzunge, welche zwischen den beiden Flüssen, oder richtiger Buchten, dem Rio de S. Francisco im Norden und dem Rio da Bacanga im Süden, hervortritt. Das ältere und volkreichere Stadtviertel, Bairro da Praia Grande, liegt unmittelbar am Ufer auf einem sehr ungleichen Terrain. Die Häuser, zwei oder drei Stockwerke hoch, sind größtentheils aus Sandsteinquadern erbaut, und ihre zweckmäßige innere Einrichtung entspricht dem soliden, jedoch rein bürgerlichen Aeusseren. Die Straßen aber sind ungleich, zum Theil hügelig, und schlecht oder gar nicht gepflastert. Die Residenz des Gouverneurs bildet eine ausgedehnte Fagade, der aber die, einem solchen Gebäude zukommende, Würde und Eleganz fehlt. Das ehemalige Jesuiten-Collegium, das Rathhaus und das öffentliche Gefängniß nehmen die übrigen Seiten des ausgedehnten Platzes vor jenen Gebäuden ein. Weiter landeinwärts breitet sich das zweite Viertel, Bairro de N. Senhora da Conceição, aus; es besteht aus meistens kleineren, nicht selten mit Gärten und Pflanzungen umgebenen Gebäuden, unter denen sich eine große Caserne auszeichnet. Karnelß und Gesimse zu diesem Gebäude hatte man, schon zugehauen, aus Lissabon kommen lassen, allein sie wurden für das leichte Gebäude zu schwer befunden, und liegen noch unbenutzt. Neben den beiden Hauptkirchen besitzt die Stadt noch drei besondere Kirchen, zwei Capellen, die Kirchen der vier Klöster, eine andere für das Militär, und eine, welche zu dem allgemeinen Kranken- und Versorgungshause gehört. Es ist merkwürdig, daß mehrere dieser Kirchen noch in der neuesten Zeit auf Kosten einzelner Bürger erbaut worden sind.

Maranhão besitzt alle Wehrden, wie die übrigen Provinzen, und zählt mit ihren unmittelbaren Dependenzien nur dreißigtausend Einwohner.

Unsere Gesundheit stellte sich in kurzer Zeit soweit wieder her, daß wir nicht nur an den heiteren Gesellschaften in der Stadt Theil nehmen, sondern auch einige Ausflüge zu Pferde unternehmen konnten. Die einzige wohl unterhaltene Straße führte uns nach dem größten Indianerdorfe, der Villa do Passo do Lumiar, im Innern der Insel; ein anderer Weg, durch dichte, niedrige, feuchte Waldung nach Vinhães, eine Legoa östlich von der Hauptstadt. Die Indianer, welche fast ausschließlich Bewohner dieser Ortschaften sind, fanden wir in demselben traurigen und bedeutungslosen Zustande, worin uns fast alle abeirten Autochthonen Brasiliens erschienen sind. Sie genießen die Vorrechte einer selbstständigen Municipalverfassung, zahlen fast gar keine Abgaben, und beschäftigen sich mit dem Fischfange, der Verfertigung von Flechtarbeit und von Töpfergeschirre, oder vermlethen sich als Ruderer in den Küstenfahrzeugen. Sie bekennen sich alle zum Christenthume, und bilden eigene Kirchspiele.

Eine größere Excursion, mit den Herrn William Hesketh und Franc. Man. Alvez Caldas unternommen, sollte uns die physische Eigenthümlichkeit des Festlandes in der Nähe der Villa de Alcantara, am nordwestlichen Ufer desselben, kennen lehren, wo der Letztgenannte große Fazendas besitzt. Wir verließen die Stadt eines Morgens früh mit der Ebbe, welche unser kleines Fahrzeug bis in die Mitte der Bai brachte. An der anmuthigen Fazenda Bom Jim, auf einer vorspringenden Landzunge gelegen, vorüber, ließen wir mehrere Inseln zurück. Hier hat das Meer eine heftige Strömung von der Bai von Bianna her. Wir besiegten sie leicht, mit Hülfe des Landwindes, der in der Mitte der Bai stärker zu wehen pflegt, und ankerten, nach einer Fahrt von sechs Stunden, im Hafen von Alcantara. Diese Villa, nach S. Luiz der wichtigste Ort der Provinz, war früher die Hauptstadt der Capitanie von Cumá. Sie liegt mit der Hauptseite gegen das Meer gewendet, auf einer steilen Anhöhe des Ufers, und bietet einen hübschen Anblick dar. Ein Theil des Fleckens erstreckt sich weiter landeinwärts, in einem grünen Thale zerstreut. Mehrere, erst neuerlich, solid aus Quadersandstein gebaute Häuser und große Geschäftigkeit auf den Straßen,

beurkunden den blühenden und im Zunehmen begriffenen Wohlstand seiner Einwohner, deren Zahl auf achttausend angegeben wird. Die meisten derselben wohnen jedoch nicht immer hier, sondern bringen die größere Hälfte des Jahres auf ihren Fazendas zu, wo Baumwolle gut und reichlich erzeugt wird. In der Nähe der Villa am Meeresufer befinden sich mehrere Salzlagunen, deren Gebrauch vom Magistrate an gewisse Personen um die unbedeutende Summe von eintausend Reis jährlich verpachtet wird. Es sind vier bis fünf Fuß tiefe, vom Meere aus schräg ansteigende Niederungen, durch schmale Dämme von ihm getrennt, in welche man während der Monate Junius bis August das Meerwasser einläßt, damit es bis zum Monate Dezember verdunste, und eine Salzkruste zurücklasse. Diese wird abgekratzt, und ohne weitere Reinigung in Körbe von Palmbildstern verpackt. Unser Salzmeßer zeigte in einem Cubikfuße Meerwasser, das an der Küste geschöpft worden war, zwei Pfunde Salz an.

Der landschaftliche Charakter in der Umgegend von Alcantara weicht auffallend von dem der Insel Maranhão ab. Statt ununterbrochener, dichter Urwäldungen sieht man ausgedehnte Wiesen, durch welche Gebüsche oder isolirte Wäldchen zerstreut stehen. Schlankte Palmen, zum Theil mit mächtigen Stacheln bewaffnet, oder hohe Schäfte blühender Agaven zieren die sanften Gehänge und den Saum der Gebüsche. Zahlreiche, untereinander gleich künstlichen Canälen zusammenhängende, Bäche fließen durch diese idyllische Gegend dem Meere zu, dessen eigenenthümliche Ufervegetation, die Manguesacs, sich längs den Ufern desselben weithin in das Land erstreckt. Sie und da breiten sich jene Gewässer in große Teiche aus, deren Fischreichthum die Thätigkeit der anwohnenden Indianer beschäftigt. Nicht selten sieht man den klaren Wasserspiegel von einem üppiggrünenden Teppich begrenzt, der, einer eutopäischen Wiese ähnlich, zum Lustwandeln einladet. Doch, kaum hat der ungewarnte Reisende diesen grünen Boden betreten, so schwankt er in weithin verbreiteten Schwingungen unter seinen Füßen; die Kronstauden, welche die elfenbeinweißen Stämme über die Fläche erheben, schüttele ihre großen pfeilförmigen Blätter, und gefräßige Raimans strecken ihm ihren scheußlichen Rachen entgegen, gleichsam aus dem Grunde hervorstachsend. Mit Entsetzen gewahrt nun der Reisende, daß er sich auf einer vegetabilischen Brücke befin-

det, die, leicht gemoben aus den verbreiteten Halmen und Büscheln perennirender Gräser, über einem Abgrund klaren und süßen Wassers schwanket. Man nennt diese seltsamen Bitterwiesen Tremetaës oder Balsebos. Hier, in so mächtig bewässerten Auen, vermag selbst die glühende Sonne der trocknen Monate nicht, der Vegetation ihr üppiges Grün zu nehmen; niemals stocken die Säfte der Pflanzen, und Blumen und Frucht folgen sich in fast regelmäßiger Succession den größten Theil des Jahres hindurch. Die Wälder wachsen in diesem stets verjüngten Theile der Erde zu einer fast unglaublichen Höhe auf, und die Wiesen erhalten beständig ihre saftige Frische. Einen großen Theil dieser eigenthümlichen Wiesengegenden an der Bahia de Cumá zu besichtigen, war in dem Plane gelegen, als wir uns nach Alcantara begeben hatten; wir ließen uns daher durch den in Strömen fallenden Regen nicht abhalten, und schifften Morgens drei Uhr mit der Fluth in einem der engen Canäle jener Gegend gegen W. landeinwärts. Da das Ungewitter immer fortbauerte, und wir entweder auf die Canütte unseres kleinen Fahrzeuges oder auf die Häuser der wenigen Fazenda's, die in unserem Wege lagen, beschränkt waren, so fanden wir, nach fruchtlosen Versuchen, von unserem Unternehmen ab, und kehrten, zufrieden mit der Ansicht von den verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft in Maranhão, welche wir auf diesem Wege gewonnen hatten, nach Alcantara zurück. Der Hafen dieser Villa hat im Allgemeinen nur drei bis vier Klafter Tiefe, und einige Canäle Fahrwasser von sechs bis acht Klafter; er wird daher nur von kleinen Fahrzeugen besucht; diese aber vermitteln einen sehr lebhaften Verkehr mit der Hauptstadt, so daß auch wir sogleich Gelegenheit fanden, am nächsten Tage nach derselben zurück zu kehren.

Eine nicht geringe Freude erwartete uns zu S. Luiz mit der Nachricht, daß Se. Allergetreueste Majestät aus besonderer gnädiger Rücksicht uns die Erlaubniß ertheilte, die Provinz von Gram Pará zu bereisen, und uns die dazu nöthigen Empfehlungsbriefe übersenden ließ; wie aber nur selten ein Genuß ungetrübt ist, mußten wir zugleich die schmerzliche Kunde von dem Tode des K. K. österreichischen Gesandten zu Rio, Herrn Baron von Neveu, vernehmen, an dem wir einen hochverehrten Freund und thätigen Unterstützer unserer Unternehmung verloren. — Nun stand uns jene reichste und wundervollste Natur

offen, welche sich unter den Segnungen des Aequators ausbreitet; und da wir während der ganzen Reise von allen Wünschen der Seele uns dorthin getrieben fühlten, so war es, als gäbe uns die erhaltene Erlaubniß jede verlorne Kraft des Körpers zurück, um jenes Land der letzten Verheißung erfolgreich zu besuchen. Wollten wir aber die Schiffahrt auf dem Amazonenstrom unternehmen, so durften wir die Monate August und September nicht versäumen, in welchen östliche Winde die Reise Stroms aufwärts begünstigen. Da uns auch überdieß von dem Herrn Generalgouverneur gerade jetzt die Gelegenheit angeboten wurde, auf einem portugiesischen Kriegsschiffe die Ueberfahrt nach Pará zu machen, so sahen wir uns veranlaßt, den Aufenthalt in dem gastfreundlichen Maranhão abzukürzen. Unsere edlen Gastfreunde begleiteten uns am 20. Julius auf den Brig Promptidão, der uns, die Segel von günstigem Winde geschwellt, bald aus dem Anblick der Stadt und der von Ferne glückwünschenden Freunde davontrug. Nie hat ein Schiff dankbarere Herzen aus den Armen der Freundschaft geführt.

Seereise von S. Luiz nach S. Maria de Belem, Hauptstadt der Provinz von Gram Pará.

Die Schifffahrt zwischen dem Cabo de S. Roque und der Mündung des Amazonenstromes ist zwar jetzt sehr frequent, wird aber immer noch für gefährlich gehalten, so daß viele Seeleute den bereits hundertjährigen Vorschriften des Manoel Pimentel folgen, welcher die Fahrt nach Maranhão nur während der Regenzeit empfiehlt. Uebrigens begünstigen die, an dieser Küste herrschenden, Winde sowohl das Ein- als das Auslaufen zu jeder Jahreszeit, und der Seemann hat nur die zahlreichen Sandbanke und Canäle, und die Zeiten des hohen und niedrigen Wasserstandes zu berücksichtigen, um an diesen verrufenen Küsten mit Sicherheit zu segeln. Auch finden erfahrene Coosten, welche die, andern Augen fast unscheinbaren, Merkmale längs dem niedrigen und einförmigen Continente mit größter Zuversicht zu benützen verstehen. Wir hatten ebeufalls einen Pratico an Bord genommen, welcher uns, ganz nahe an der Ponta de Arêa und dem Forte de S. Marcos vorüber, durch die Untiefen bis jenseits im Westen von der Mittelbank geleitete, und gegen Abend, in seinem kleinen Nachen, zur Stadt zurückkehrte. Ein günstiger Ostwind führte uns die Nacht hindurch; doch steuerte man immer nur mit wenigen Segeln. Mit Sonnenaufgang waren wir der Bahia de Cabello da Velha gegenüber. Die Küste erscheint in ihrer ganzen Ausdehnung niedrig, mit dichtem Manglegebüsch umsäumt, zwischen welchem sich hier und da Strecken eines weißen Sandufers ausbreiten. Um eilf Uhr vor Mittag passirten wir die Breite der Ilha de S. João, nordwestlich vom Eingange der Bai von Turys-agü. Dieses Eiland, etwa drittheil Meilen lang, sehr niedrig und dichtbewachsen, ist unbewohnt, obgleich es frisches Wasser, und auf der nördlichen und nordöstlichen Seite einige sichere Rheden für kleinere Fahrzeuge besitzt. Die Bai von Turys-agü hat eine sehr bedeutende Ausdehnung; die Endpunkte ihres niedrigen waldigen Ufers verlieren sich für den Schiffer, der hier, wegen der Sand-

bänke, weiter seawärts steuert, am Horizonte. Der Rio Turp, Grenzfluß zwischen den Provinzen von Maranhão und Pará, ergießt sich in die Bai; bei zunehmender Versandung aber nimmt er in der Mündung, bei dem Flecken gleiches Namens, nur kleine Fahrzeuge auf; und der Handelsverkehr dieser nördlichsten Villa in Maranhão ist noch geringe, so fruchtbar auch die Umgegend seyn mag.

Wir hatten uns, mit zunehmendem Ostwinde, während der Nacht vom 21. auf den 22. Julius weiter von dem Festlande entfernt; am Morgen des letztern Tages näherten wir uns wiederum der Küste, welche sich in einer Entfernung von sechs bis sieben Leguas als ein niedriger grüner Landsaum darstellte. Am Abende des 22. Julius ging die See ziemlich hoch; die Atmosphäre ward feucht und neblig, so daß wir, mit Ausnahme der sogenannten Serra de Gurupy, eines bedeutenden Hügels nahe an der niedrigen, mit Unterholz bewachsenen, Küste, nichts von dieser erkennen konnten. Wir steuerten gegen W., vier bis fünf Leguas von der Küste entfernt; das Meer zeugte, bei östlicher Sondirung, eine Tiefe von zehn bis fünfzehn Klaftern. Der folgende Tag fand uns im Angesichte der Bai von Caité, von welcher aus gegen Westen sich die Küste in eine Reihe weißer Hügel, den sogenannten Morro Picau-ugü, erhebt. Mehrere, mit Manglewaldung bedeckte, Inseln liegen an derselben hin, und wurden von unserem Piloten, einem alten Mulatten, mit einer bewundernswürdigen Sicherheit benützt, um uns zu orientiren. Um drei Uhr nach Mittag warfen wir, gegenüber von der Küste von Salinas, in acht Faden Grund Anker, und gaben durch einige Canonenschüsse dem Loosten in dem Wachtthause auf der Ponta d'Atalava unser Bedürfniß zu erkennen, ihn an Bord zu haben. Dieser Pratico wird hier mit einem Gehalte von sechshundert Mil Reis gehalten, um die Schiffe nach Pará zu geleiten. Er gab uns Nachts, durch zwei Feuer, zu verstehen, daß er zugegen sey, und am folgenden Morgen erscheinen werde. Das Schiff machte während der Nacht hindurch eine höchst unangenehme Bewegung, die uns nicht schlafen ließ; überdem war das Wetter feucht und windig; kein Stern leuchtete am trüben Himmel. Als der Looste endlich gegen Mittag des 24. Julius herbeiruderte, mußten wir zusehen, wie er von einem königlichen Schoner an Bord genommen wurde, der vor uns ankert war. Es blieb nun nichts übrig, als diesem Schiffe

getreulich in allen Bewegungen zu folgen. Nach einigen Seemeilen Weges gelangten wir in den sogenannten Canal de Bragança, ein Fahrwasser von acht bis zehn Klafter Tiefe, und acht bis zwanzig Klafter Breite, welches sich, in einer Entfernung von fünf bis sechs Leguas vom Continente, zwischen gefährlichen Untiefen hinwindet, die zum Theile nur eine oder eine halbe Klafter Wassers über dem Sandboden haben, und sich hie und da durch ihre Brandungen anzeigen. Nach einigen Leguas Wegs verkündigte die schmutzig trübe, erdige Farbe, und die Abnahme des Salzgehaltes der Gewässer, daß wir uns in der Mündung des Rio do Pará, und also gewissermassen in dem größten Flusse der Erde, dem Amazonenstrome, befänden, als dessen südliche Mündung der erstere betrachtet werden kann. Die See ward ruhiger; und wir sahen uns ausser Gefahr. Unser Pilot leitete fortwährend mit bewundernswürdiger Sicherheit die Richtung des Schiffes. Wir fuhren noch während der Nacht mit wenigen Segeln stromaufwärts, bis in die breite Bucht am östlichen Stromufer, der Villa de Biquia gegenüber, wo wir uns bis zur Wiederkehr der Fluth vor Anker legten. Als die Sonne des 25. Julius am klaren Horizonte aufstieg, beleuchtete sie um uns her ein Labyrinth von kleinen und größeren Eilanden, und im Hintergrunde die Ufer des Continentes und der gegenüberliegenden Ilha de Marajó. Dicht, hoch und jugendlich grünte rings um uns her der Wald empor, feierlich und still, als wäre jetzt erst diese einfach große Natur den schöpferischen Gewässern entflohen. Scherzende Fische, die eilig durch die Fluth schwärmten, und buntes Gefieder auf den blüthenreichen Zweigen schienen die einzigen Bewohner der großen Einsamkeit; bis uns blaue Rauchsäulen, aus der Tiefe des Waldgrüns aufsteigend, an den Herrn der Erde, den Menschen, mahnten, der hier in glücklicher Abgeschiedenheit heimisch geworden. Da uns die Fluth nicht sehr begünstigte, so legten wir uns gegen Ende derselben nochmals vor Anker, um nicht auf eine der vielen Sandbänke im Strome getrieben zu werden. Nach Mittag gelangten wir zur Ansicht der kleinen Befestigung, Forte da Serra, im Flusse; und bald darauf trat die Stadt Pará mit ihren reinlichen Häusern, der Cathedrale und dem Pallaste, zwischen dem dunklen Grün der Cacaopflanzungen und dem glänzenden Waldsaum zahlreicher Inseln, hervor. Unmittelbar vom Schiffe aus besuchten wir S. E. den Generalgouverneur, Herrn Conde de Villa Flor, der uns, nicht bloß im Sinne der königlichen Em-

pflegungsschreiben, sondern auch aus freier Neigung und literarischer Theilnahme, auf die gütigste Weise bewillkommte, und während des langen-Aufenthaltes in seiner Provinz mit den schmeichelhaftesten Beweisen von Wohlwollen und Vertrauen beehrte. Auf seine Veranlassung bezogen wir noch an demselben Abende das anmuthige Landhaus des Coronel, Senhor Ambrosio Henriquez, eine Viertelstunde von der Stadt, welches uns gastfreundlich eröffnet worden war. — So befanden wir uns denn, nach mancherlei Drangsal und Gefahr, in dem langersehnten Pará.

Aufenthalt in der Stadt S. Maria de Behem do Gram Pará.

Nur wenige Tage hatten wir die Rossinha, jenen anmuthigen Landsitz bei Pará, welcher uns durch wohlwollende Gastfreundschaft eröffnet war, bewohnt, so empfanden wir eine schnelle und allgemeine Veränderung unseres physischen Zustandes. Verkümmert und erkräftiget richteten wir uns auf, feuriger schlugen unsere Pulse, rascher bewegten wir uns, mit größerem Verlangen setzten wir uns zum Mahle, und die Gegenstände um uns her traten den klareren Sinnen in höherem Glanze entgegen. Mit Erstaunen bemerkten wir diese schnelle Veränderung an uns selbst; und, mochte es nun die gesunde Luft oder die heitere Umgebung unseres Aufenthaltes, mochte die Freude über die Erreichung eines langersehnten Zieles es seyn, was eine so zauberhafte Wirkung veranlaßte, — wir wünschten uns Glück zu dieser Wiedergeburt, und gelobten sie in froher Thätigkeit zu nützen.

Unsere Wohnung, ein sehr geräumiges Viereck, welches nicht bloß uns in zahlreichen Gemächern aufnahm, sondern auf der Hinterseite von mehreren Negerfamilien, den Dienern in diesem schönen Besitztume, besetzt war, bietet, obgleich nur wenig von der Stadt entfernt, alle Reize der Einsamkeit dar. Vor-

ihr breitet sich eine ebene Wiese aus, von künstlichen Hecken umfangen, und unterbrochen hier von einzelnen Palmen, dort von zerstreutem Buschwerke. An die Rückseite des Hauses schließt sich ein geräumiger Küchen- und Baumgarten, von dem aus sich enge Fußpfade zu einem ungleichen unbebauten Terrain fort schlängeln, das, mit schattenreicher Waldung und mit undurchdringlichem Dickicht bewachsen, sich ohne Abgrenzung in die Ferne zieht. Hier winden sich durch die Niederungen Gräben und Teiche hin, und aus dem Gewässer schießt ein wildes Gehäge breitblättriger Schilfe und stacheliger Rohrpalmen empor. Mit Grauen verliert sich der Naturforscher, unsicheren Schrittes, in diese Gründe, wo ihn das Gefieder des Waldes verläßt, nur scheue Capivaren bisweilen seinem Blicke begegnen, oder ein bestiger Moschusgeruch jene gepanzerten Ungeheuer, die Kaimans, verräth, welche sich, wie die tiefste Verworfenheit, in Moder und Dunkel verborgen halten. So fanden wir uns also in einer Gegend, die auf der einen Seite schon durch Cultur veredelt worden, auf der andern aber noch die wilde und unbeflegte Zeugungskraft des amerikanischen Bodens vergegenwärtigte; und ein einziger Blick führte uns die mannichfachsten Naturentwickelungen vor. Da dieser Reisebericht auch ein Spiegel unsers innern Lebens seyn, dem freundlichen Leser nicht bloß von dem Gegenständlichen unserer Beobachtungen Kunde geben soll, so sey es laubt, daß der Herausgeber ein Blatt seines Tagebuchs beifügt.

„Pará, den 16. August 1819. Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so Manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen, und wie zum Triumphgesang zusammentönen, zeitiget Gefühle und Gedanken: Ich meine besser zu verstehen, was es heiße, Geschichtsschreiber der Natur seyn. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es zu erfassen in seiner göttlichen Pragmatik, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlten Wonnerschauern. — Es ist 3 Uhr Morgens; ich verlasse meine Handmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregt; ich öffne die Läden, und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Widerscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blende

Laterne hinaus in die kühle Varanda und betrachte meine trauerten Freunde: Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung herfliehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süßduftende Pauslinienbeden begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachthau schüget. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführernden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnt, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um 5 Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind der in Osten aufsteht, bewegt sie langsam; — schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Ruspeln der domartig gewölbten *Carpocarpus*, *Bertholetta* und *Symplocarpha* Stämme. Die Zweige, die Blätter regen sich; die Träumler wachen auf, und baden in der erfrischten Morgenluft; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend ins Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen lichtscheu taumelnd ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sich's, die Nagthiere laufen ins Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marberarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen ausruft. Immer heller wird's in der Luft; — der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feler liegt über der Natur: die Erde erwartet ihren Bräutigam; und siehe! da ist er: wie rothe Blitze leuchtet der Sonnencrand, jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizont, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in festem Thauglanz, festlich, jugendlich heiter: die schönste Braut. Kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über der

Erde. Alles ist Leben; Thiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Thau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine, weißlockige Wolken bilden; diese spizen sich gegen das Tagsgestirn zu, und verlagern sich allmählich weit hin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken; der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; Blüthen entfalten sich. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiten dichteren Massen, und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrscht. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbst verloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibris schwirren lustig näher, ein lebendiges Farbenspiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durcheinander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägen Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamm des untern Ufers weiter herauf, und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfärbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont, gegen den Zenith thürmen sie sich an zu hellern, weitverbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heißer liegt die Gluth der Luft auf der Landschaft. Mittag ist vorüber: trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Luft des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt; raschen Schrittes und unabweislich wird sie hereinbrechen: schon erkaltet sich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf, und dann das Meer,

das immer schwärzer einherwogt, und die Flüße, die dunkler, und vom Winde überdönt lautlos dahin zu fließen scheinen. Der Sturm ist da! — zwei, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig, erbebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, und — nicht Regen, Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt; das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanlen, Blätter fallen, zerrissene Nester, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Decan den letzten Reiz der Jungfräulichkeit von den niedergebrückten Pflanzengeschlechtern. — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsezt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt läßt das Säugethier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Fluth, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmählig, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber. In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturms ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Ueben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flößen am Horizont; sie führen bald einen violetten, bald einen sahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt, und tritt, umgeben vom bunten Farbensmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments; Ruhe und Liebe hat sie der Creatur zurückgelassen; mit dem

Dunkel des Abends wird Thier und Pflanze zu neuen Ahnungen fortgerissen, und trauliches Geflüster und Schwirren belebt die Schatten des Waldes; verjüngte Liebessehnsucht athmet in den wollustreichen Düften, die aus neu erschlossenen Blumen strömen: die Natur überläßt sich dem gewaltigen Zuge des Geschlechtes. Noch schwimmen einzelne Lichtblicke im Abglanz der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle, ruhig, mild und geisterhaft, der silberweiße Mond über den dunklen Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Aether, sich in ahnungsvoller Unermesslichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugfernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tag des Schauens und des Genießens.“

In gleicher Folge, wie dieß allgemeine Bild sie schildert, treten hier in Para von Tag zu Tag, wenigstens einen großen Theil des Jahres hindurch, dieselben Naturphänomene auf. Der schroffe Gegensatz der Jahreszeiten ist in dieser glücklichen Welt breite verlöschet, kaum merklich unterscheiden sie sich durch schwachen Unterschied der Tageslänge. Trockne und feuchte Jahreszeit (Sommer und Winter) treten einander kaum gegenüber, da fast jeder Tag in Sonnenschein und Regen wechselt, ja gewissermaßen verkündigen sich nur Frühling und Herbst durch die Perioden in der Vegetation. Diese aber, hier durch ihre wahren Lebenselemente, Wärme und Feuchtigkeit, begünstigt, erhebt sich in vollster Majestät, und bedeckt vom Ufer der Gewässer an alles Land in dichtester Fülle mit immergrünem Laube. Viele Pflanzen, vielleicht gerade diejenigen, deren Vorkommen in die engsten Grenzen der Aequatorialgegenden eingeschränkt ist, sind öfter als einmal im Jahre mit Blüthen bedeckt; manche vergegenwärtigen die Zeit des Frühlings, andere gleichzeitig die des Herbstes; doch möchten die Mehrzahl in den Monaten November bis März ihre Blüthen entfalten, und vom Juni bis September die Früchte reifen. Jener Stillstand aber, welcher während des nordischen Herbstes und Winters den Wald seines Laubes entkleidet, wird hier niemals beobachtet; mag auch ein Baum ad: einmal des alternden Blätterschmuckes beraubt werden, so wird er doch dadurch nicht kahl; denn neue Knospen ersetzen augenblicklich den eingetretenen Verlust. Einem so unendlichen

Lebenstriebe entspricht auch die Fülle und Pracht der Früchte, und man kennt in dieser glücklichen Breite nur dem Namen nach Miskwachs und Mangel. Unter den Anschauungen einer solchen Natur mußten wir ja wohl zu neuer Frische des Gemüthes erstarren.

Zu solchen glücklichen Eindrücken kamen noch alle Vortheile behaglicher Häuslichkeit und geselliger Verbindungen, welche uns sogleich mit der Ankunft auf das freundlichste dargeboten worden waren. Unser achtungswürdiger Gastfreund, Senhor Ambrosio Henriquez beeiferte sich, den Bedürfnissen des kleinen Haushaltes wohlwollend abzuhefeln, und durch S. E. den Herrn Grafen von Villa Flor, so wie durch einen Bruder unsers edlen Freundes zu Maranhão, John Hesketh; der sich hier in Handelsgeschäften niedergelassen hatte, wurden wir bald in mehrere Familienkreise eingeführt. Zahlreiche Beweise von Wohlwollen haben uns diese gesellschaftlichen Verbindungen unvergeßlich gemacht, in welchen wir nicht bloß Erheiterung, sondern auch mannichfaltige Belehrung fanden. Da die Kossinha nur eine Viertelstunde nördlich von der Stadt liegt, so war es uns möglich, noch am späten Abend, wenn wir unsere wissenschaftlichen Untersuchungen geschlossen hatten, jene Freunde zu besuchen, oder sie bei uns zu empfangen, und wir konnten uns als Bewohner der Stadt selbst betrachten.

Santa Maria de Belem (Bethlehem) do Gram Pará, oder gewöhnlich nur Pará genannt, liegt ohngefähr sechzehn Meilen in gerader Linie vom Meere entfernt, auf einem ebenen und niedrigen Landstriche des Festlandes, längs dem östlichen Ufer jenes großen Stromes Rio do Pará genannt wird. Die Breite des Stroms beträgt hier vom Festlande bis nach Marajó anderthalbe deutsche Meilen; aber ein Theil des jenfeitigen Ufers wird dem Blicke, durch die Insel Iha das Ongas von ähnlicher Ansicht, entzogen, welche gen Westen fast eine Stunde von jenem entfernt liegt. Südlich von der Stadt vereint sich mit jener großen Wasserfläche der Rio Guamá, ein ansehnlicher Fluß, der von Osten aus dem Continente herabkömmt. Wegen der Ebene des Landes stellt sich die Stadt dem Beschauer von der Seeseite ohne alle Tiefe, gleichsam als aus zwei Häuserreihen bestehend, dar, und der nahe Hintergrund hoher Urwälder macht bemerklich, wie hier menschlicher Kunstfleiß nur mit Mühe der

tropischen Vegetation seinen Standpunkt abgewonnen habe. Von der Seeseite aus erblickt man nahe am Ufer und fast in der Mitte der Häuserreihen das Kauf- und Zollhaus, hinter welchem die Doppelthürme der Kirche das *Mercês* hervortragen. Tiefer im Lande erhebt sich die Kuppel der *S. Annenkirche*, und auf der Nordseite endet die Ansicht mit dem Kapuzinerkloster; an der äußersten Südseite ruht der Blick auf dem *Castello* und dem *Militärspitale*, an welches sich das *bischöfliche Seminarium* und die zweithürmige *Kathedrale* anschließen. Noch weiter landeinwärts ragt auf jener Seite der *Pallast des Gouverneurs*, ein würdiges Gebäude hervor. Wenn nun aber der *Ankömmling* in die Stadt selbst tritt, findet er mehr, als jene Ansicht versprach: solide, meistens aus *Bruchsteinen* gebaute, Häuser reihen sich zu breiten Straßen, die sich unter rechten Winkeln durchschneiden, oder bilden mehrere ausgedehnte Plätze. Die Bauart ist ganz bürgerlich; die Häuser, selten aus mehr als zweien, oft aus einem *Stockwerke* bestehend, sind selbst in minder großen Verhältnissen erbaut, und weniger verziert, als die von *Maranhão*, einfach geweißt, und oft ohne *Glasfenster*; aber das Ganze ist reinlich, bequem, und macht den Eindruck einer freundlichen Häuslichkeit. Die *Kathedralkirche* ist ein zwar nicht hohes aber würdiges, das Gemüth heiter und fromm stimmendes Gebäude. Die *Wandkapellen* desselben sind mit *Delgemälden* von portugiesischen Meistern geschmückt, die jedoch wenig künstlerischen Werth haben. Das ehemalige *Collegium der Jesuiten*, jetzt Wohnung des *Bischofs* und *Priesterseminarium*, macht dem *Geschmack* und dem *Unternehmungsgeist* jener ehemals so mächtigen Körperschaft Ehre. Die daran stoßende Kirche der *Jesuiten* ist jetzt *Krankenhaus*. Auf der östlichen, gegen das *Festland* hinggerichteten Seite der Stadt, ist durch die *Einsicht* des neuerlich verstorbenen *D. Marcos de Noronha e Brito Conde dos Arcos*, ein freies Stück Land gewonnen worden, welches, durch *Gräben* ausgetrocknet, und mit *Alleen* schöner Bäume geziert, den einzigen *Spazierort* um die Stadt bildet. Die *Wollbäume*, australischen *Brodfrucht*bäume, die *Mangas* und *Mombimpflanzen* haben sich in zwei *Decennien* zu *schattenreichen* Stämmen erhoben, und zieren die *anmuthig* frische Gegend, worin einzelne *Ländhäuser* zerstreut liegen. Wenn die Lage dieser Stadt auf einem sehr niedrigen Terrain, an großen *Wasserflächen*, nach den allgemeinen *Erfahrungen* ein *ungefundes* Klima zu bedingen schiene, so darf man doch annehmen, daß *Pará* unter den *brasilianischen*

Erfräkten eine der gesündesten sey, und ohne Zweifel würde es hier der Krankheiten noch viel weniger geben, wenn das Volk nicht durch schlechte Nahrungsmittel dazu disponirte. Leider aber ist die Kost nicht so gut und gesund, als man bei dem Reichthum des Landes erwarten könnte. Der gemeine Mann genießt als Hauptnahrung Mandioccemehl, getrocknete Fische und gesalzenes Fleisch, welche letztere von der benachbarten Insel Matajô hergebracht werden. Das aus der Mandioccawurzel gewonnene Mehl erleidet hier, wie überhaupt in den nördlichsten Theilen Brasiliens, eine nachträgliche Behandlung, die zum Zwecke hat, es der Verderbniß minder geneigt zu machen. Es wird nämlich mit einem Zusätze von Wasser dem Anfange einer Gährung ausgesetzt, und dadurch dicker, und für den Gaumen der Einwohner wohlschmeckender. Reis wird minder häufig genossen, als er vermöge seiner Satubrität verdiente. Die nahen Gewässer liefern viele und schmackhafte Fische, aber selbst diese, welche sich die Einwohner durch ihre Indianer, denen das Fischergeschäfte obliegt, leicht verschaffen können, werden nicht so oft genossen, als die an der Luft getrockneten und leicht gesalzenen Fische, welche aus den Fischereien von Marajó nach der Stadt gebracht werden. Diese fruchtbare Insel, die Vorrathskammer der Hauptstadt, ernährt eine große Menge Hornvieh, welches entweder lebend herübergebracht, oder schon dort geschlachtet, eingesalzen und getrocknet wird. Da aber die Kinder auf dem kufferst niedrigen Eilande die Hälfte des Jahres hindurch im Sumpfe umherwaden, den Anfällen kufferst zahlreicher Kaimans ausgesetzt, in beständiger Furcht, und von dichten Mosquitenhäufen verfolgt leben müssen und ohne Obdach während des fast täglichen Regens mancherlei Krankheiten unterliegen, so liefern sie ein weder kräftiges, noch gesundes und wohlschmeckendes Fleisch. Dazu kommt noch, daß die Zufuhr in großen offenen Böten, zuweilen ohne hinreichende Provisionen bewerkstelligt wird, so daß die Herden halb verhungert anlangen. Bananen, die in Verbindung mit inländischem Käse in mehreren der südlichen Provinzen eine eben so angenehme als dem Klima entsprechende Speise liefern, werden hier weniger genossen. Das Getränk des gemeinen Mannes ist Wasser oder Zuckerbranntwein; die Wohlhabenden trinken portugiesische Weine, welche, nebst mancherley Leckerereien, einen bedeutenden Einfuhrartikel ausmachen.

Die Bevölkerung von Pará ward zur Zeit unseres Aufenthaltes auf 24,500 Seelen geschätzt. Da diese Stadt unter die neueren Ansiedlungen der Portugiesen in Brasilien gehört, so ist die Zahl der Einwohner aus der höheren Bürgerklasse von untermischt europäischem Geblüte verhältnißmäßig größer, als in andern. Die Mulatten und Neger sind minder zahlreich, weil man sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts lediglich der Indianer für die Zwecke des Feldbaues und der öffentlichen Werke bediente.

Der Estado do Gram-Pará besitzt eine verhältnißmäßig größere Menge Indianer, als irgend ein anderes Gebiet Brasiliens. Nächst den einzeln ausser der Stadt wohnenden Indianerfamilien giebt es deren auch so viele in der Stadt, daß sie sich hier als Theil der bürgerlichen Gesellschaft bemerklich machen. In den Häusern ist die Bedienung durch schwarze Sklaven seltner, als in den andern großen Städten Brasiliens; sie wird vorzüglich durch Indianer verrichtet. Fischer und Lastträger gehören dieser Menschenrace an; Indianer endlich dienen als Matrosen auf den Küstenfahrzeugen und als Ruderer auf den Rähnen, welche die Schifffahrt der großen Ströme betreiben. Ja, letzteres Geschäfte fällt ihnen ausschließlich zu, und oft werden sie mit List oder Gewalt zum Ruderdienste gepreßt, woraus die Unsicherheit einer weiten Schifffahrt erklärlich wird, indem sie sich, wo immer es möglich ist, Fahrzeug und Führer im Stiche lassend, zu ranzoniren suchen. Unter der Leitung von Weissen und Mulatten werden viele Indianer auf der Schiffswerfte, im Arsenal und bei öffentlichen Bauwerken gebraucht. Conde de Villaflo hat auch ein Bataillon Fußvolk aus Indianern errichtet, die wir mit eben so viel Präcision als Ausdauer militärische Evolutionsen ausführen sahen. — Zu allen diesen Zwecken werden mehrmals im Jahre ganze Haufen junger Indianer aus den landeinwärts und auf Marajó gelegenen Indianervillas requirirt, und nach der Hauptstadt gesendet, wo sie einen Tagelohn von drei Wintens (zwei g. Groschen), neben Verköstigung und Schlafstelle erhalten.

Pará rühmt sich, es an Zahl der Ausfuhrartikel allen andern Städten Brasiliens vorzuthun, und in der That steigt sie auf nicht weniger als vierzig. Es sind: Zucker, Zuckerbranntwein, Melasse, Caffee, Cacao, Vanille, Baumwolle, Copaiwabal-

sam, Berg, Pech, Copal, Selbholz, feine Tischlerholzarten, Bausdölzer, Taback, Palmsaferstricke, Salsaparilla, Reis, gekörntes Mandioccastärkehl, feines Stärkmehl, sowohl aus der Mandiocwurzel, als aus andern Knollenwurzeln bereitet, Gummi elasticum, Pecharimbohnen, Loncabohnen, Tamarindenmus, Netzenjimm, Indigo, Rocou, Maranbäonüsse und kleine Quantitäten von Zimmt, Gewürznelken, Muscatnüssen, Guaraná, Chilocoth und Ambra. Ferner müssen als Erzeugnisse der Viehzucht der Insel Marajó genannt werden: rohe und gegerbte Rindshäute, Ochsenhörner und Spizen, welche nach Europa, und endlich Pferde, die seit einigen Jahren zu guten Preisen nach den englischen Besitzungen unter den Antillen, besonders nach Barbados, ausgeführt werden. Diese Pferde sind von mittlerer Statur, von feinem Knochenbaue, und zwar nicht sehr bauerhaft aber dennoch der schwächlichen Rasse auf jenen Inseln vorzuziehen. Nur der kleinste Theil dieser Produkte, und namentlich Zucker, Zuckerbranntwein, Melasse, Taback, Baumwolle und elastisches Gummi, wird in der Nähe der Hauptstadt erzeugt; das Meiste kommt aus dem Innern des Landes, welches hier mit dem unbestimmten Namen des Sertão bezeichnet wird. Der Handel von Pará hängt daher vorzüglich von der Einfuhr aus den thätigsten Orten im Innern der Provinz ab. Sobald Handelskähne aus jenen Gegenden ankommen, beleben sich die Straßen der Stadt, man sieht halbnaakte Indianer beschäftigt, jene köstlichen Artikel in das Zollhaus, und von da in die einzelnen, durch die Stadt zerstreuten, Waarenhäuser zu bringen; außerdem aber ist der Platz nicht weniger todt, als Maranbäo, wo die, fast nur auf Baumwolle und Reis beschränkte, Einfuhr unmittelbar aus den, am Hafen gelegenen, Waarenhäusern verschifft wird. Der Cacaobaum gehört diesem Gebiete an; von ihm sahen wir hier die ersten Pflanzungen. Baumwolle wird in ähnlichen Lagen gebaut, gedehlet aber nicht sonderlich, indem sie zwar lange, aber schwache Fäden bildet, und gar leicht eine gelbliche Farbe, die Folge übermäßiger Feuchtigkeit, annimmt. Dagegen scheint Klima und Boden dem Cofferbaume und der Kakaopflanze vorzüglich günstig, und bei sorgfältiger Behandlung der Früchte nach der Lese dürften diese Artikel fortwährend an Güte gewinnen. Reis, Mais, Bohnen und die Mandiocwurzel kommen in dem feuchten und schweren Boden der Urwälder so gut fort, und geben so reichliche Früchte, als in irgend einem Theile des tropischen Brasiliens. Eine besondere Erwähnung

verdienen die Ananas, welche in mehreren Gärten der Umgegend ohne eine sorgsame Cultur zu einer Größe, Bollsaftigkeit und einem Wohlgeschmack erwächst, wodurch sie ihren Namen als Königin der tropischen Früchte rechtfertigt. Die übrigen Früchte des heißen Brasiliens: Attas oder Frutas de Conde, Acajus, Goyaven, Mangas, Mangabas und Drangen gedeihen vortreflich; aber die besten Früchte Europa's: Aepfel, Birnen, Steinobst, Wein, Feigen und Oliven ertragen das heiße Klima nicht. Die Bäume kommen selten zur Blüthe, und verlieren in diesem Falle gewöhnlich die Frucht vor vollkommener Reife; die Blätter werden oft von Ameisen, die den ausländischen Bäumen vorzugsweise nachstellen, verheert, und die Stämme von Gallwespen und andern Insekten angestochen.

Bei unsern botanischen Ausflügen in der Nähe der Kössinhe, begegneten wir nicht selten dem merkwürdigen Baume, der das elastische Gummi oder Gaultschuck liefert. Er wird von den Brasilianern Seringeira genannt, weil man seinen Milchsaft ursprünglich nur zu Spritzen (Seringas), jenen birnförmigen Schläuchen, verarbeitete, die auch jetzt die häufigste Form sind, unter der jener eigenthümliche Körper in den Handel kommt. Die Seringeira treibt einen sehr hohen, schlanken Stamm, dessen gelblich graue, am Grunde korkige, weiter oben glatte Rinde bisweilen von selbst, häufiger aber, wenn sie verwundet wird, einen Milchsaft ergießt, der sich an der Luft verhärtet, und dann als lange blaßgraue Stränge von der Dicke eines Gänsekiels oft viele Ellen lang herabhängt. Diese Fäden bilden, wenn sie dünne Nests überziehen, elastische Röhren, durch welche zuerst die Zweckmäßigkeit des Stoffes zu allerlei Instrumenten angedeutet worden seyn soll. Gewiß ist, daß, ehe man den Gaultschuck als Mittel, Papier zu reinigen anwendete, die Indianer von jenen Röhren zu Klystiersprizen und Tabackspfeifen Gebrauch machten. Gegenwärtig widmen sich einsame Fazendairos, und vorzüglich ärmere Leute gemischter Abkunft, die davon den Namen Seringeiros erhalten haben, der Einsammlung und Zubereitung jenes Saftes, und der größte Theil des elastischen Gummi, welches aus Pará ausgeführt wird, kommt aus den der Hauptstadt nahen Wäldern, und von der Insel Marajó, obgleich der Baum in dem ganzen Estado do Gram Pará, so wie in der französischen Gujana, wild wächst. Folgendes ist die von diesen Sammlern befolgte Bereitungsart. Während eines großen Theils der

Wald, vorzüglich aber in den Monaten Mai, Juni, Juli und August, verwunden sie den Baum an mehreren Stellen durch senkrechte Einschnitte und kleben unterhalb derselben kleine, gemeinlich anderthalb Zoll im Diameter messende, Schüsseln, von rohem, ungebranntem Thon an, die, wenn anders der Baum gesund ist, binnen vier und zwanzig Stunden vom Saft angefüllt werden. Dieser wird nun über mannichfaltige Formen von Thon gestrichen, in deren Auswahl und Modelirung der Effingungskraft der Seringeiros weiter Spielraum gegeben ist. Am häufigsten formen sie jene birnförmigen Körper, durch welche die gewöhnlichen Flaschen entstehen, außerdem aber die verschiedensten Früchte, des Landes, als Acajus, Atlas, Ananas, Mangas, oder Ebiere: Fische Duzen, Affen, den Lamantin, ja sogar menschliche Figuren oder allerlei seltsame Gebilde. Damit der in dünnen Schichten aufgetragene, Saft schneller trockne und niemals in Fäulniß übergehe, werden die überstrichenen Formen in den Rauch gehängt, welcher bei dem langsamen Verbrennen der rohen Früchte der Dauassupalme entsteht. Dieser Rauch giebt dem ursprünglich schmutzigweißen Gattschuck jene dunkelbraune Farbe und größere Dichtigkeit, die wir an der künstlichen Droge wahrnehmen. Um ungebleichte Leinwand wasserdicht zu machen, pflegt man eine dünne Schicht des feischen Milchsaftes auf die eine Seite derselben aufzutragen und an der Sonne trocknen zu lassen. Sie empfiehlt sich dann besonders zu Mänteln und Ueberwürfen für Solche, die sich dem durchdringenden Nachthau aussetzen müssen; doch ist diese Bekleidung, weil sie die Ausdünstung zurückhält, unleidlich warm. Wir sahen sie bei den Polizeisoldaten von Pará, und wendeten sie selbst auf späteren Reisen an.

Noch viele andere Erzeugnisse des Pflanzenreiches unterhalten den Naturforscher auf seinen Wanderungen durch die einsamen Urwälder, welche sich im Norden und Osten der Stadt ohne Unterbrechung ausdehnen, und im Süden jenseits des Rio Guama bis zu ungemessener Entfernung erstrecken. Vor Allem aber war uns die ungeheurere Größe vieler Stämme auffallend, die selbst das Riesenhafteste übertraf, was wir früher gesehen hatten. Wir maßen einige Bäume von Sapucaja und Bacori, und fanden, daß sie am untern Ende des Stammes fünfzig bis sechzig, und an dem sternförmig ausgebreiteten Wurzelhalse über hundert Fuß im Umkreise hatten. In der Mitte zwischen unse-

vom Landfisse und der Stadt erhebt sich ein prächtiger Baum
 einer Lecythid, zu so ungeheurer Höhe, daß er uns schon aus
 weither Ferne Maßstab für den zurückgelegten Weg seyn konnte.
 Dieses kräftige Wachsthum wird nicht blos durch die Wärme
 des hiesigen Klima, sondern vorzüglich durch das viele Wasser im
 Erdhoden begünstigt. Der thonige Grund wird beständig feucht
 erhalten, sowohl durch häufigen Regen, als durch zahlreiche Gedi-
 ben, welche mit jeder Fluth mehr oder weniger angefüllt werden.
 Fast scheint es, als übten in unberührten Urwäldern diese ge-
 waltigen Kinder der Erde eine verderbliche Gewalt über ihre klei-
 neren Brüder aus, denn man findet weite Strecken von höhe-
 rem Gebüsch und Kräutern entblößt, und statt derselben nur
 Gras, ein kleines Liliengewächs mit weißen Blüthen gleich dem
 Lauche und vorzüglich vielerlei Arten von Bromelien und Aroi-
 been, unter welchen das *Draconium polyphyllum* durch sein
 geflecktes, einer Klapperschlange nicht unähnlichen, Stengel sich
 auszeichnet. Von den Bäumen hängen riesige Kronstauben; und,
 unserm Baumbart ähnlich, lange Flocken der Lillandsta usnes-
 des herab. Noch seltsamer ist der Anblick jener Stämme deren
 braunrothe, zähe Rinde, einem dicken Luche gleich, in ellenlan-
 gen Lappen herabhängt. Die Indianer benützen sie zu Kleibern,
 um sich gegen die Moskiten und andere Insekten zu schützen.
 Sie gehören den Topfbäumen an, deren große, mit einem Deck-
 versehenen Frucht viele mandelartige Saamen enthält. Eine an-
 dere Art dieser Gattung ist wegen des Reichthums der Rinde an
 langen zähen Fasern merkwürdig, wodurch sie sich, wenn sie ein-
 geweicht und dann geschlagen wird, in eine wergartige Substanz
 auflösen läßt, welche statt des europäischen Wergs zum Kaspe-
 tern gebraucht, und unter dem Namen Estopa sogar ausgeführt
 wird.

Wenn wir am Abende von unseren Wanderungen in jenen
 merkwürdigen Urwäldern nach der Rossinha zurückkamen, erwar-
 tete uns die erheitende Geselligkeit europäischer Freunde. Die
 heiteren Vereine wurden überdies durch die kunstreichen Töne
 eines trefflichen Fiedenspielers belebt, welcher aus Cayenne hie-
 her gekommen war. Gleich einem zweiten Orpheus versammelte
 dieser durch seine Musik allerlei Creaturen um sich her, so daß
 uns die seltene Gelegenheit gegeben wurde, den Eindruck zu be-
 obachten, welchen ungewohnte Töne auf gewisse Thiere ausübten.
 Nicht blos mancherlei, im Gebälke der Varanda nistende Spinn-

nen, deren musikalische Neigung bekannt ist, näherten sich, sondern auch allerlei Vögel, wie die *Bem te vi*, mehrere unermüdlich heitere Arten von Kernbeißer und die musikalische *Fringilla flaveola* umflogen unsere Wohnung in engen Kreisen, ein Eichhörnchen kam öfter aus seinem Schlupfwinkel in einem benachbarten Cacaobaum auf den Grasplan vor unserer Wohnung herab, und die Affen, welche wir im Hinterhause angekettet hielten, lauschten den niegehörten Tönen, bis sie endlich in einem schmetternden Sekreische Aehnliches hervorzubringen suchten. Wir erwähnen dieses unbedeutenden Umstandes, weil wir uns gerne dem Gedanken überlassen, daß der Mensch seinen bildenden Einfluß selbst auf die freie Schöpfung um ihn her ausüben könne. Ein anderes Schauspiel bot sich uns dar, sobald, mit Einbruch der Nacht, die Baranda erleuchtet wurde. Dann stellte sich eine ungläubliche Menge von Nachtschmetterlingen ein, und umschwärzte die lockenden Lichter, so daß wir oft nicht Hände genug hatten, diese willkommenen Gäste einzufangen. Die *Noctua Strix*, L., der größte aller bekannten Eulenschmetterlinge, erschien besonders in feuchten, regnerischen Nächten. Ihr schwankes Flattern erschreckte uns fast, wenn die Erscheinung plötzlich um die Lichter gabelte. Ein anderer Besucher in jenen einsamen Abendstunden, war die (*Phalaena Atlas*, L.), deren grüne, mit prächtvoll feuerfarbigen Wangen besetzte Raupe auf den benachbarten Orangenbäumen lebte. Die Cocons dieses schönen Thiers liefern eine ungemein starke, glänzende Seide, welche vielleicht statt der europäischen verwendet werden könnte, wenn man ihrer Anzucht Sorgfalt widmen wollte. Auch die europäische Seidenraupe ist hier schon von einigen Freunden der inländischen Cultur gezogen worden, und soll, besonders im Innern der Provinz, wie in *Caza forte*, sehr gut fortkommen. Doch sind die deshalb unter der Königin Maria gemachten Anträge, die Seidenzucht zu unterstützen, fruchtlos geblieben.

Ausflüge in die Umgegend von Pará, und Vorbereitungen zur Reise auf dem Amazonenstrom in's Innere.

Schon die ersten Spaziergänge um die Stadt hatten uns belehrt, daß wir uns hier auf einem, von jedem früher besuchten sehr verschiedenen Boden befänden. Ueberall Bäche, Leiche und Wassergräben, sehr wenige Straßen und Fußsteige durch das Festland; die einzelnen Wohnungen und Plantagen fast immer in der Nähe der Gewässer, und die Bewohner statt der Wagen und des Zugviehes fast lediglich die Communication unzähliger Wasserstraßen benutzend. Zwischen den vorkreicheren Ortschaften der Provinz gehen ohne Unterlaß größere und kleinere Canots hin und her; und das gemeine Volk ist so sehr an ein Schifferleben gewöhnt, daß es sogar in kleinen Einbäumen meilenweite Strecken in den Mündungen der Ströme überseht, und, wenn das schwache Fahrzeug vom Wellendrange während der Nacht mittags häufigen, Gewitter umgeworfen worden, dieses wieder aufrichtet und vom Wasser entleert, oder, wo dieß unthunlich ist, sich durch Schwimmen an die Küsten rettet. Unter solchen Umgebungen ward es daher auch für uns nothwendig, einen kleinen Nachen (Montaria), der von einem oder zwei Indianern regiert werden könnte, stets bereit zu halten, um die verschiedenen Buchten des Stromes, die Bäche, welche sich in ihn ergießen, und die mit beiden in Verbindung stehenden Gräben zu befahren, welche, zur Zeit der Fluth mit Wasser gefüllt, bequeme Gelegenheit darbieten, sich in Gegenden des Continentes zu vertiefen, zu denen jeder Landweg fast unzugänglich bleibt. Für diejenigen Excursionen, die wir zu Lande unternehmen konnten, hatte Seine Excellenz der Herr Graf von Villa Flor die Güte, Reitpferde zu unserer Verfügung stellen zu lassen.

Keufferst angenehm ist der Eindruck, welchen der Reisende bei den Wasserfahrten um Pará durch die unvergleichliche Fülle und Frische der Umgebung empfängt. Das Vorrecht der tropi-

schen Seeufer, sich mit dem ewiggrünen Saume der Mangrove-
 Waldung zu bedecken, kommt nicht bloß den vom Ocean bespül-
 ten Küsten dieser Gegend zu, sondern jene seltsame Vegetation
 erstreckt sich von der Mündung des eigentlichen Amazonas und
 des Parästromes aufwärts bis zur Villa de Cametá am Tocan-
 tins und gegen Westen bis Surupá, überzieht also auch die nie-
 drigen Küsten jener unzähligen Eilande, das große Marajó in
 der Mitte, welche man füglich den Archipel von Pará nennen
 könnte. Je weiter man sich aber von dem Oceane entfernt, um
 so seltener werden die eigentlichen Meerstrandbäume, und um so
 häufiger bemerkt man diejenigen Formen, welche, bezeichnend für
 dieses ungeheure Stromgebiete des Amazonas, sich bis tief land-
 einwärts an den Ufern behaupten. Das einhörsige saftige Grün
 jener Bäume wechselt dann mehr und mehr mit manchfaltigem
 Laube, das in allerlei Farbenschattierungen, durch große Pracht-
 blumen oder die krausen Wipfel der Jubatipalme verschönert,
 einen unglaublich materiellen Reichthum zur Schau trägt. Zahl-
 lose Herden des amerikanischen Ibsis nisten in den Wipfeln die-
 ser Uferbäume, und beleben das Grün durch das schönste Pur-
 purroth ihres Gefieders. Diesen Anblick genossen wir eines
 Morgens, da wir, in einem mit vier Rudern bemannten
 Boote, über den Strom setzten, um die gegenüberliegende Itha
 das Ducas zu besuchen. Wir wurden vom Landwinde begün-
 stigt, und erreichten nach einer Stunde das felsige Ufer bei
 einer reichen, der Familie Faria gehörigen, Fazenda. Das En-
 genho do Faria, fast in der Mitte des östlichen Ufers der In-
 sel gelegen, konnte uns, statt aller andern, eine Vorstellung von
 der hier üblichen Landwirtschaft geben. Es baut Zuckerrohr in
 etwas erhöhten Gegenden der Insel, und verwendet den größten
 Theil des Rohres zu Melasse und Branntwein. Die zweckmäßig
 konstruirten Destillirapparate sind in England versfertiget worden,
 und liefern zum Theil ein köstliches Fabrikat, von feineren ge-
 brannten Wassern, besonders Anisette, zu dessen Bereitung man
 Anissaamen aus Portugal und Gibraltar einführt. Reis wächst
 ungemein schnell und gibt kleine aber zahlreiche Körner. Man
 hat den Bergreis mit Vortheil vor dem gewöhnlichen ausgefüt-
 tet. Zur Enthüllung ist eine vom Wasser getriebene Mühle vorge-
 richtet. Auch der Mais gedeiht trefflich, und zeichnet sich be-
 sonders durch ungeheurer große und saameneiche Kolben aus.
 Minder geeignet für den Boden der Insel ist die Mandioca-
 Wurzel, doch macht Mandiocamehl ein Hauptnahrungsmittel

der Slaven und Sibilaner des Engenho aus. Mehrere Leute des Hauses sind fast immer mit dem Fischfange beschäftigt; man lobt unter den Fischen des Stromes vorzüglich die Rochen. Das Rindvieh ist in den Wiesengründen der Insel frei auf der Weide, wird aber am Abend nach dem Stalle getrieben. Wenn, was bisweilen während der feuchtesten Jahreszeit eintritt, die Weidplätze überschwemmt werden, bleibt es im Stalle, und wird mit Reis- und Bohnenstroh, Mais, Bagasso und Gras gefüttert. Es ist vorzüglich für den Bedarf des Hauses bestimmt, zu welchem Zwecke das Fleisch eingesalzen und getrocknet wird. Oft ist der Fajendeiro genöthigt, noch Vorräthe von Salzfleisch oder getrockneten Fischen von der Insel Marajó anzukaufen. Wegen der großen Hitze ist das Fleisch selten schmackhaft; es läßt sich nicht lange aufbewahren und diejenigen Thelle, welche mit der Luft in Berührung waren, müssen alsbald ausgeschnitten und verworfen werden. Milch liefern die Kühe nicht reichlich aber gut genug; an Bereitung von Butter wird jedoch nicht gedacht. Man erhält diesen Artikel besonders aus England. Das Unschlitt wird, da man zur Beleuchtung Ricinus-, Andiroba- und Sesamöl im Ueberflus hat, nur zur Seife verwendet. Der Ueberschus wird, so wie die andern Erzeugnisse der Viehzucht, Häute, Hörnerespitzen und ganze Hörner, ausgeführt. Die Schweinezucht wird zwar von allen einsichtsvollen Landwirthen empfohlen, ist aber noch sehr geringe. Schaafse findet man fast nirgends; und es scheint auch, als wäre ihnen die hitzige feuchte Gegend bei weitem minder günstig, als die trocken, dürrer Hügel von Ceará. Alles trägt hier den Charakter des Ueberflusses und einer Spriglosigkeit im Betrieb der Geschäfte, die nur durch den Reichthum des Bodens entschuldigt werden kann. Wenn in andern, minder gefegneten Ländern die Aufgabe des Landwirthes ist, den Ertrag seiner Ländereien zu vermehren, so geht sie hier lediglih dahin, daß die in Fülle sich darbietenden Produkte zeitgemäß geerntet, aufbewahrt und verwendet werden.

Von dem Ufer mich nach dem Innern wendend, mußte ich zuerst eine dichte Waldung durchdringen, die keinen freundlichen Anblick, sondern die Spuren einer wilden Uberschwemmung darbot: die Bäume unten mit dem zurückbleibenden Schlamm überzogen, verbreteten sich weiter oben in unregelmäßige sparrige Nester, Wasser triefte ohne Unterlaß von den dicken, mit Jungfermannien und Moosen überzogenen, Blättern, und eine modert

artig riechende Luftschicht liegt auf dem feuchten, schlüpfrigen, von Kräutern und Stauden fast entblößten, Boden. Diese Waldung heißt bei den Brasilianern *Magabisso* oder in der *Lingua Geral* *Gabó*. Sie ist vor allen dem Cacaobaum befreuet, von dem ich einige Stämme wild, andere in einem Cacaal reihenweise nebeneinander gepflanzt fand. Dieser Baum erreicht keine bedeutende Höhe und breitet, da er seine große schwere Frucht nur am Stamme und den Hauptästen trägt, die Krone wenig aus. Seine Pflanzungen gleichen daher von Ferne gesehen dichten, unter der Scheere gehaltenen, Lindengängen. Von dem *Magabisso* trat ich in einige etwas erhöhte, trockne, von Bäumen freie Gegenden heraus, die mit einem lachenden Grasteppich bekleidet sind. Nichts gleicht der Ruhe, die auf diesen anmuthigen Waldwiesen liegt. Von keinem Lüftchen bewegt, und lautlos steht rings um sie her der melancholisch düstre Wald, während der warme Sonnenstrahl allen Glanz der Wiesenblumen entfaltet, und unzählige Schmetterlinge, Libellen und *Colibris* herbeilockt, die hier ein harmloses Spiel treiben. Lange verweilte ich im Anschauen dieses mit neuen Schauspiel, als plötzlich die langen Schatten, welche einzeln stehende *Inajapalmen* über die Wiesen warfen, mich an den herannahenden Abend und zur Rückkehr mahnten. Doch wollte ich vorher noch eine hübsch abgebaute Niederung sehen, zu der ich von Zeit zu Zeit Schwärme von Wasserhühnern und Enten hatte fliegen sehen. Ich folgte einem seichten Wassergraben, und stand bald vor einem kleinen Brücke kristallhellen Wassers, umsäumt von breitblättrigen Schilfen und gewaltigen *Aronschäften*. Wie erstaunt war ich, hier das Bild jener merkwürdigen *Vogelteiche* am *Rio de S. Francisco* wieder zu sehen. Wie dort, war auch hier alles Erben, nur minder ausgedehnt das Reich des Gefieders, und minder lärmend sein Verkehr. Von hier aus wollte ich zum Ufer zurückkehren, allein in den Windungen der Gewässer, unter den dichten Gebüsch, die sie umsäumen, und den düstern Zungen des Urwaldes, welche sich in verschiedenen Richtungen zwischen durchziehen, hatte ich bald den Weg verloren, und je eifriger ich suchte, um so verworrener und wilder ward Alles um mich her. Nur zu bald mußte ich die Freuden jener anmuthigen Naturschauungen mit ihren Schrecken vertauschen, denn in den Sumpfen worin ich gerathen war, umstarrten mich undurchdringliche Büsche von *Stachelpalmen*, die zähen Gehäde der *Maranten* verstrickten sich immer dichter um mich her, die breit-

blüthigen Heliconen; auf denen ich zu Fuß versuchte, verbaugen mir ein tiefes Gewässer, und als ich stillstand und lauschte, glaubte ich das Geräusch der Kaimans zu vernehmen, die, ihrer Beute gewiß, den Vertirten zu verschlingen kämen. Jetzt mußte ich mir zu meinem Grausen gestehen, daß ich in einen jener verurathenen Lämpfel gerathen sey, die selbst der Indianer als den Aufenthalt gefährlicher Thiere und als verderbliche Irrgänge zu fliehen pflegt. Es fing an zu dunkeln, und da ich unbewußt war, blieb mir nichts übrig, als stille zu stehen, und durch un-aushörliches Schreien und Trommeln auf meiner blechernen Boxanfirbüchse Jemanden zu Hülfe herbeizurufen. Nachdem ich mich eine Zeit lang weggelicht bemüht hatte, bestieg ich einen Stamm der Jubatipalme, dessen zum Theil stehen gebliebne Blattstiele eine Art von Treppe bildeten. In der dichten Krone dieses Baumes war ich von den Angriffen wilder Thiere gesichert, aber nur mit großer Vorsicht konnte ich mich an die aufstrebenden Blattstiele anlehnen, um nicht von ihren Stacheln verwundet zu werden. Allmählig ward es Nacht, und zahllose Sterne erglänzten über mir; heute aber vermochte ich nicht, mich durch Ihren Anblick zu erheben und zu beruhigen; viel lieber gab ich mich dem Gedanken hin, daß mein Ausbleiben bis zu ungewöhnlicher Stunde, den Rettungsgesährten veranlassen werde, mich suchen zu lassen. In der That hatte Dr. Spix die Indianer mit ausgesendet; es fielen einige Flintenschüsse, denen ich durch meinen Ruf zu antworten suchte, und endlich entdeckte ich zwei wandernde Lichter, die mit Umschweifen auf mich zukamen. Es waren zwei Leute des Engenho, welche mich endlich aus meiner furchtbaren Lage befreieten, und mit vieler Ortskenntniß zu dem besorgten Gefährten zurückgeleiteten. Selbst dieser Weg hatte noch seine Gefahren, denn die Fackeln, vom Holze der Jubatipalme, welche meine Führer trugen, erleuchteten uns nur wenig den dichtverwachsenen Pfad durch Röhricht, Schilf und Gebüsch der Sumpfpalmen, deren Stacheln mich so übel zugerichtet hatten, daß ich am ganzen Körper blutete.

Als wir am andern Morgen nach der Rossinha zurückkamen, erwartete uns die Freude zahlreiche Briefe aus dem Vaterlande vorzufinden. Sie waren von unserm trefflichen Freunde N. Gesketh von Maranhão aus mit dem Landboten nachgesendet worden, der die langwierige und gefährliche Reise in vierzehn Tagen vollendet hatte. Neuere Bestimmungen, welche sie

unter Anderm einhüllten, mußten den bereits gefaßten Plan befestigen, im Sommer des Jahres 1820 wieder nach Europa zurückzukehren. Ingleich aber nöthigte die Kürze der Frist, welche uns zur Beschiffung des Amazonas übrig war, unseren Aufenthalt in Pará nur bis zur Beendigung der Vorbereitungen für jene Reise zu verlängern.

In dieser Zwischenzeit durchstreiften wir in allen Richtungen die um die Stadt gelegenen Wälder, welche uns eine bedeutende Menge vorder unbekannter Thiere und Pflanzen darboten. Wenn sich die Vegetation dieses Landes schon auf den ersten Blick von der der südlicher gelegenen Länder unterscheidet, so findet eine genauere Betrachtung auch das Thierreich durch ganz andere Formen repräsentirt. Die großen Säugethiere, welche dem tropischen Amerika überhaupt angehören, erscheinen auch hier auf ähnliche Weise vertheilt; aber Arten und sogar Gattungen der niederen Thierklassen sind größtentheils verschieden. Namentlich schien es uns, als wenn jene seltsamen spinnenartigen Phalangien und die Hesperiden, jene zarten Aberschmetterlinge, die von einer fast ungläublichen Mannichfaltigkeit der Zeichnung und Färbung in den Provinzen Rio de Janeiro und S. Paulo vorkommen, hier viel seltener seyen, und einer größeren Zahl von Tag- und Nachtschmetterlingen Platz machten. Die Käfer aus den Familien der Buprestiden und Coprideen, welche sich vor allen andern durch die Farbenpracht ihrer Flügeldecken auszeichnen; werden durch ein Heer von Cerambyciden und Nüsselkäfern ersetzt, die mit seltsamem Geschnärre und Getöse an der Zerstörung der Urwaldsbäume arbeiten. Unglaublich groß ist die Zahl der Cassideen, auf den Bäumen und Gesträuchen der Capoeira-Waldung, und, den Schreck abgerechnet, welchen uns bisweilen eine Baumschlange einflößt, die zugleich mit ihnen aus den geschüttelten Zweigen herab fiel, war die Jagd nach diesen Thieren minder gefährlich, als in den südlichen Provinzen, wo wir viel häufiger großen Scorpionen und Tausendfüßern begegneten. Auch die Plage der Crabatoë ist in diesen stets feuchten Wäldern minder häufig, dagegen quälte uns hier zuerst ein anderes Thierchen, das wir früher nur bisweilen an unsern Pferden und Manthieren beobachtet hatten. Der Mucuum, ein microscopisches ungeflügeltes Insekt aus der Gattung Trombidium, lebt im feischen Grase und setzt sich mit Begierde auf die Haut, wo er als ein fast unsichtbares scharlachrothes Pünktchen erscheint.

Hier gräbt er sich alsbald mittelst seines langen Rüssels ein, bleibt todt als ein giftiger Reiz zurück, und veranlaßt ein höchst unangenehmes Jucken, das zwei bis drei Tage anhält, und erst mit dem Ausschwürren der kleinen Wunde und der Entfernung des Thierchens aufhört. Diese Plage, die besonders bei erhöhter Hauttemperatur zunimmt, beunruhigte uns anfangs in manchen schlaflosen Nächten aufs äusserste, bis wir endlich den kleinen Feind entdeckten, und uns von ihm durch täglich einigemal wiederholte Waschungen mit Branntwein befreiten, welche Flüssigkeit dem Thierchen augenblicklich seine rothe Farbe nimmt, und es tödtet.

Hier in Pará sollten wir auch die Bösartigkeit der weißen Ameisen oder Termiten näher kennen lernen. In einer Nacht wurden wir durch das Gefühl einer unangenehmen Kälte aufgeweckt, die sich quer über den Körper verbreitete. Wir tasteten im Finstern umher, und fanden eine kühle, fettig anzufühlende Masse, die über das Bett hinwimmelte. Wie groß war unser Erstaunen, in diesen eckelhaften Gästen, nachdem Licht gebracht worden, einen Zug von Termiten zu erkennen. In einer oberen Ecke des Zimmers, welches lange nicht bewohnt und gelüftet worden war, hatte sich, von uns unbemerkt, ein Haufen dieser Thiere sein Nest aus Lehm erbaut, welches mit mehreren ähnlichen auf der Aussenseite des Hauses unter dem Dache in Verbindung stand; und alle Bewohner dieser, aus vielen krummen Gängen zusammengesetzten, Bauwerke hatten in jener Nacht, vielleicht weil wir sie während der Jagd, nach einem, in das Zimmer verirrtten Wampyr aufgestört hatten, ihren Weg, die Wand herab, bis in die Mitte des Zimmers genommen. Die Straße, welche sie, dicht an und auf einander hinlaufend, einnahmen, war anderthalb Fuß breit, und die Thiere verfolgten eifrig ihren Weg in gerader Linie fort, ohne sich durch das Schicksal ihrer Vorgänger irre machen zu lassen, die wir mit heißem Wasser tödteten. Nur wenige in diesem unzählbaren Schwarme waren beflügelt, und entkamen zum Theile durch einen langsamen und schweren Flug; manche verloren auch die Flügel nach kurzer Anstrengung, worauf sie sich unter die ungeflügelten mischten. Erst mit Tagesanbruch hörte der Marsch der Thiere auf, deren Leichname einige große Körbe füllten. Glücklicherweise hatten sie in dem Zimmer nichts gefunden, was ihrer Gefräßigkeit hätte zum Raube dienen können, denn alle Leinwand und Holzwerke waren

weggeräumt worden. Nur von einigen Selgemäßen hatten sie theils die Farbe, theils die Leinwand weggefressen. Die von einer eigenen Art animalischen Mörtels, aus Lehm und einem durch die Thiere bereiteten Schleim, erbauten halbcylindrischen Gänge, wodurch die Nester unter sich und mit dem Boden an der Aussen Seite des Hauses in Verbindung standen, waren acht und vierzig Fuß lang, und wie konnten aus den Wanderungen einzelner Flüchtlinge beurtheilen, daß manche derselben zur Straße nach Oben, andere nach Unten bestimmt waren. Bewohner eines großen Gartens, hatten wir auch Gelegenheit die Stitten der Ameisen genauer als früher zu beobachten. Die durch das ganze tropische America häufig anzutreffende kleine schwarze Ameise, von den Indianern Guajúgoajú genannt, bildet in dem Boden Höhlen und Gänge von außerordentlicher Ausdehnung. Eine einzige Colonie derselben, die wir wegen ihrer Verheerung in den Ananasbeeten aufgraben ließen, nahm einen Flächenraum von hundert und neunzig Quadratschuhen ein. An sonnigen Tagen, welche auf Regen und Gewittern folgten, sahen wir sie in ganz unglaublicher Anzahl hervorkriechen. Die geschlechtslosen fielen alle Bäume, besonders die Drangen- und Abtafstämme, mit großer Befähigkeit an, die geflügelten Männchen und Weibchen, welche nach jenen aus den Höhlen hervorkriechen, erhoben sich in dichten Schaaren in die Luft und hingen sich an entferntere Bäume, deren Laub sie in wenigen Stunden abwelbten. Gegen die ersten ließen wir kochendes Wasser, gegen letztere einen marlotischen Rauch anwenden, indem wir das Feuer mit Gesträuch von baumartigen Solanen bedeckten. So edelhaft auch diese geflügelten Ameisen sind, werden sie dennoch von den Indianern gesammelt, und, in einer Pfanne geröstet, als köstliche Speise genossen. Oft überraschten wir auch einen jungen Indianer, den wir für die Nebendienste in der Küche angenommen hatten, wie er im Garten vor einem Ameisenhaufen kauerte, und sich die Thierchen an einem Stocke in den Mund laufen ließ. Der Biß aller der zahlreichen Arten von Ameisen dieses Landes ist schmerzhaft, besonders bössartig aber ist der einer schwarzen, zugehörten Art, von den Indianern Tassibura genannt, und der größtes von allen, welche die Indianer Taplah und Quibubura, die Portugiesen Tocantetra nennen. Als mein Gefährte auf einer Excursion von einem dieser Thiere gebissen wurde, schwoll ihm alsbald die Hand und der Arm bis zum Ellenbogengelenke an, und ein heftiger, den ganzen Tag über dauern-

der, Fieberanfall, gab der Meinung Raum, daß hier eine Art Vergiftung Statt habe. Wie eigenthümlich übrigens die von diesen Thieren bereiteten und abgeforderten Säfte seyen, beweist vor Allem der verschiedene, bald Citronen, bald faulem Käse, bald der Ameisensäure ähnliche Geruch, den sie, besonders wenn sie verwundet sind, verbreiten. Diese differenten, von den Ameisen zubereiteten Stoffe haben wahrscheinlich auch Theil an der sonderbaren Umbildung des Holzes, worin sie nisten, zu einer, aus sehr feinen dicht verworrenen Fäden bestehenden, Filzmasse, deren sich die Indianer statt des Banders bedienen, indem sie solche in verschlossenen Rohrstücken der Bambusen bei sich führen. Unter der großen Mannichfaltigkeit von Ameisen giebt es sogar einige, die sich in der Nähe des Meeres auf den Mangro-Bäumen aufhalten. Wir beobachteten ihre schwarzbraunen, aus dabalischen Bindungen zusammengesetzten, sehr harten Nester von der Größe eines Kinderkopfes immer an dem oberen Theile jener Bäume, wo sie gewissermaßen ein Wahrzeichen für den höchsten Wasserstand sind, über welchen sie sich stets emporbauen. Werden sie durch eine ungewöhnliche Wasserhöhe in die Spitzen der Bäume hinaufgetrieben, so erhalten sie sich als wimmelnde Ballen, in steter Unruhe, und bei leichter Bewegung der Luft fielen sie zu unserm Schrecken in den Kahn herab. Diese Art heißt jedoch eben so wenig, als die sogenannte Tapipitanga, eine schwarze, und eine rostbraune Art, die kleinste von allen, weicht zum Aerger der Hausfrauen dem Zucker und den süßeingemachten Früchten nachgeben. Manche Pflanzen scheinen von der Natur selbst für Wohnorte der Ameisen eingerichtet zu seyn, so namentlich die Gattung *Tococa*. Diese Gesträuche tragen an dem oberen Theile ihrer Blattstiele eine blasige Erweiterung, worin zahlreiche Gesellschaften kleiner rother Ameisen nisten, und die hohlen Nester der *Triplaris americana* L., eines schlanken Uferbaumes, sind oft von unzähligen Niederlassungen ähnlicher Thierchen bewohnt. Wehe dem, der zufällig einen solchen Ast abbricht: ein wimmelnder Strom der heftig beißenden Feinde gießt sich dann auf ihn herab, und läßt zahlreiche Brennblasen auf der Haut zurück. Die Dekonomie aller dieser Thiere, unter denen sich manche, wie *Uta serpens* und *F. attelaboides*, F., auch durch Stacheln am Brustschilde auszeichnen, scheint eben so viele merkwürdige Verhältnisse als die der Bienen darzubieten, und dürfte der würdige Gegenstand der Untersuchungen eines bleibend im Lande wohnenden Naturforschers werden. Wenn

wir, unsern freilich noch mangelhaften Beobachtungen zu Folge, annehmen zu müssen glaubten, daß im Durchschnitt das Thierreich, namentlich die Insekten, hier minder zierlich gestaltet und minder mächtig sey, als in den südlichen Provinzen, so war dagegen die verhältnißmäßig größere Zahl der Individuen nicht zu verkennen. Dieß gilt außer den Insekten auch von den übri- gen niedrigen Thierklassen. Die Menge der Frösche und Kröten in der Nähe des Flusses und den mit demselben in Verbindung stehenden Gewässern überstiegen den Glauben. Viele Arten derselben sollen nach der Aussage der Paraenser alle Monate laichen, und die Brut erscheint in stillen Buchten der fließenden Gewässer und in den Teichen so außerordentlich häufig, daß wenn sie sich ungestört entwickeln könnten, bald das ganze Land von diesen eckelhaften Thieren bevölkert seyn würde. Oft aber bleiben große Haufen derselben bei plötzlich eintretender Ebbe am Ufer zurück, andere fallen den Kaimans, den Raubfischen und großen Wasservögeln als Beute anheim. Auch die Indianer genießen diese Brut, welche sie, wenn halb ausgewachsen, Juins nennen, als eine Leckerspeise. Bei einer Fahrt an den Ufern des Guamá stürzten sich unsere Ruderer einmal plötzlich ins Wasser, zogen den Kahn an das Ufer und füllten den Vordertheil desselben mit solchen Froscharten, die sie zu Hause, indem sie sie durch die Finger zogen ausweideten, und dann mit der Butter der Schildkrötenzeit zuzichteten. Alle Arten dieser Amphibien scheinen mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu wandern, je nachdem sie die Jahreszeit mit Regen begünstigt. Bei jeder eintretenden Trocknung der feuchten Gewässer ziehen sie oft heerdenweise in feuchtere Gegenden oder in die Wälder. Ihre wunderliche Musik schweigt fast keinen Tag in diesen Gegenden; und das gewaltige Pauken des Ochsenfrosches oder der klägliche Ton der Cutagoá oder der Tingoá welche dem Geschrei eines kleinen Kindes gleichen, weckten uns oft aus dem Schlafe. — Die gewaltigen Ströme, welche Pará umgeben, ernähren in großer Menge alle jene köstlichen Fische, die man im übrigen Brasilien kennt; aber man fischt hier nahe an der Stadt nicht so fleißig, als z. B. in Rio de Janeiro. Selbst viele Meerfische gehen, besonders während der Regenmonate, in den Strömen weit aufwärts, und einige Indianervillas an der Küste des Festlandes beschäftigen sich in jener Zeit ausschließlich mit dem Fischfange. Der wichtigste von allen Fischen ist auch hier der Piracuti, welcher sechzig bis achtzig Pfunde schwer wird. In den zum

Fänge desselben eingerichteten Fischereien wird er ausgeweidet, der Kopf wird weggeworfen, die Seiten werden von der Wirbelsäule getrennt, in lange Stücke geschnitten, gesalzen und getrocknet. Die Schwimmblase und die Därme des Fisches können, wenn getrocknet, wie die Hausenblase verwendet werden. Man hat sie aber bis jetzt noch nicht ausgeführt, und verwendet sie bloß gepulvert zur Röstung des Caffeés. Schwerdtfische werden, jedoch selten, in den Mündungen des Pará und des Amazonenstromes gefangen. Dort treibt auch Umbra an die Küsten; und man fängt, jedoch nur sehr selten, auch einen Potifisch, der hier strandet. Haifische kommen oft den Fluß herauf, und sie machen, zugleich mit den ziemlich häufigen Rochen, das Baden gefährlich. Die letzteren Fische pflegen den größten Theil ihres platten Körpers in den Schlamm zu verstecken, und den mit einem starken Stachel bewaffneten Schwanz mit großer Gewalt gegen ihre Feinde zu schleudern. Die dadurch veranlaßten Wunden sind äußerst schmerzhaft, und veranlassen oft gefährliche Krämpfe.

Gleichsam als wenn nur das Ungeheuer einen Eindruck auf die stumpfen Gemüther der Ureinwohner machen könnte, hatten auch ihre Erzählungen nur das Seltsamste und Unbegreifliche zum Gegenstande, und während sie jedes kleine Ungemach auf unsrer Schifffahrten, mit unbeschreiblichem Gleichmuth erduldeten, nahmen sie Veranlassung von der Pororoca zu sprechen, jener furchtbaren, mauerartig einherrollenden und in kurzer Zeit Hochwasser bildenden, Fluth in mehreren Flüssen der Provinz Pará, die allerdings eben so sehr durch die wilde Größe als durch das Unerklärliche ihrer Erscheinung selbst den Blick der Indolenz auf sich ziehen muß. Die Indianer pflegen dieses Phänomen als die Wirkung böser Geister zu betrachten. Das Wort bedeutet in ihrer Sprache krachendes oder donnerndes Meer. Die nächste Pororoca wird am Rio Guama bei dem kleinen Kirchdorfe S. Domingos, am östlichen Ufer des Flusses bemerkt. Um an diesem Punkte die Erscheinung zu beobachten, machten wir uns am 6. August Nachmittags in einer mit vier Indianern bemannten Canoa auf den Weg. Wir waren aber kaum eine Stunde weit in dem, mit dichtem Gebüsch und niedrigen Bäumen umhögten, Rio Guama aufwärts geschifft, als ein furchtbares Donnerwetter hereinbrach, welches uns zwang, das Fahrzeug ans Ufer zu ziehen, und in einer unaufhörlichen

Regenfluth bis nach Sonnenuntergang zu warten. Als nun der Fluß zu ebbem begann, und wir, gänzlich durchnäßt, während einer trüben Nacht nur eine mühsame und langsame Reise vor uns sahen, entschlossen wir uns nach Pará zurückzukehren, und die Beobachtung der Pororoeca auf die Zeit nach unserer Rückkehr aus dem Fanern zu verschieben. Fast ein volles Jahr später, am 25. Mai 1820 unternahm ich allein diese Reise noch einmal. Am 27. war Neumond, und ich hatte daher eine vollständige Ansicht von jenem merkwürdigen Phänomene zu erwarten. Ich verließ Pará Abends 9 Uhr, und benutzte, die ganze Nacht hindurch stromaufwärts rudern, die günstige Bewegung der Fluth. Die Ufer des Guamá sind niedrig, überall dicht bewaldet. Während der Fahrt hielten wir, nach dem in allen Küstenflüssen dieser Gegenden üblichen Gebrauche an, weil sie für die Kraft unserer Ruderer zu mächtig gewesen wäre, und ohne hin die Reise nach bestimmten Pausen vollendet werden mußte. Mocajuba, eine wohlhabende Fazenda am Ufer des Flusses, beherbergte uns während der ersten Hälfte der Nacht vom 26. auf den 27. Mai. Die Ufer des Guamá sind fruchtbar, und namentlich gedählet das Zuckerrohr trefflich. Auch fanden wir eine ausgedehnte Branntweinbrennerei. Mit der gegen 1 Uhr nach Mitternacht wiederkehrenden Fluth, setzten wir die Reise fort, und um 9 Uhr Vormittags erreichten wir S. Domingos, ein ärmliches Kirchdorf. Die Pororoeca mußte, der gesetzmäßigen Periodizität in Ebbe und Fluth zu Folge, nach Mittag eintreten, und ich verließ daher keinen Augenblick eine niedrige Erhöhung dem Flusse gegenüber, von wo aus ich sie übersehen konnte. Dreißig Minuten nach 1 Uhr hörte ich ein gewaltiges Brausen, gleich dem Tosen eines großen Wasserfalles; ich richtete meine Augen dem Fluß abwärts, und nach einer Viertelstunde erschien eine etwa fünfzehn Fuß hohe Wasserwoge, mauerähnlich die ganze Breite des Flusses einnehmend, die unter furchtbarem Gebrause in großer Schnelligkeit aufwärts rückte, indem ihre von der Spitze wirbelnd herabstürzenden Fluthen stets wieder von der hinteren Anschwellung ersetzt wurden. An einigen Orten gegen das Ufer hin tauchte das Wasser bisweilen in der Breite von einer oder zwei Klaftern unter, erhob sich aber bald wieder weiter oben im Flusse, worin die Gesamtwelle ohne Stillstand vorwärts trieb. Indem ich starr vor Erstaunen dieser gesetzmäßigen Empörung der Gewässer zusah, versank plötzlich zweimal die ganze Wassermasse, indem breite und leichte Wellen und kleine

Wirbel auf einmal die ganze Oberfläche des Flusses überflutheten und anschwellten. Kaum aber war das Getöse des ersten Umlaufes verschollen, so bäumte sich das Gewässer wieder auf, stieg unter gewaltigem Brausen und Ströme, eine lebendige Wassermauer, die bebenden Ufer in ihren Grundfelsen erschütternd, stets vom schäumenden Gipfel überschlagend, fast eben so hoch als es gekommen war, in zwei Nester getheilt in beide Flüsse hinauf, wo es alsbald meinen Blicken entchwand. Die ganze Erscheinung war das Werk von kaum einer halben Stunde gewesen; die beunruhigten Gewässer, welche jedoch, eben so wie die Wellen der Pororoca selbst, keineswegs von aufgeregter Schlammte auffallend getrübt erscheinen, befanden sich jetzt im Zustande der höchsten Fülle, lehrten allmählig zur Ruhe zurück, und fingen nach einer eben so kurzen Frist, mit Eintritt der Ebbe, sich sichtbar zu entleeren an. Die stärksten Pororocas des Rio Guamá treten stets zugleich mit den Hochfluthen an der Meeresküste, zur Zeit des Voll- und Neumondes, besonders aber in den Monaten März, April und September, also in den Aequinoctien, ein. Noch sah ich an der Kirche in S. Domingos die Spuren der Verheerung, welche durch die Erschütterung der Pororoca im zunächst verfloffenen April angerichtet worden war. Diese Kirche ist in Gefahr von der Vorbrunn, welche das benachbarte Land untergräbt, noch gänzlich weggerissen zu werden, so wie sie auch bereits früher so sehr beschädigt worden war, daß man sie fast vom Grund aus neu aufrichten mußte. Bäume, Felsen oder andere Gegenstände, denen die Pororoca begegnet, werden mit Sturmesgeschwindigkeit erhaben, und darauf, eben so schnell niedergeschmettert, in dem vor ihr hergehenden Abgrund begraben. Wo sie sich zwischen hochbewaldeten Ufern hinwälzt, entwirzelt sie bisweilen die stärksten Bäume, und schmettert sie dann so gewaltig in das Bett des Flusses, daß dieser, ohne die mindeste Störung zu erleiden, ruhig darüber hinebbet. Die sandigen Ufer werden von ihr so bestig abgespült, daß sie gleichsam mit Vorsicht abgefegt erscheinen. Manche Canoa wurde schon von der Pororoca verschlungen, und ging mit Ladung und Mannschaft verloren; seitdem man aber die Perioden kennt, in welchen sie sich einstellt, sichert man sich in den Esperas, wo die Fahrzeuge von der vorüberziehenden Fluth nicht beunruhigt werden. Die einzige Vorsicht welche man dort anzuwenden pflegt, ist, das Fahrzeug, statt mit einem Untertaue im Flusse, mit einem Seile an einem Baume zu

befestigen, damit es nicht bei plötzlich erhöhter Wasserfläche unter dieser zurückgehalten werde.

Der Ostwind hatte sich schon in den letzten Tagen des Julius eingestellt, und wehte fast ununterbrochen vom Morgen bis 10 Uhr, und von 3 Uhr Nachmittags bis spät in die Nacht. Es mußte uns daher sehr daran gelegen seyn, die Gunst dieses Windes, der bis zum Monate September oder October anzuhalten pflegt, zu benutzen, und Dank der wohlwollenden Fürsorge Sr. Exc. des Hrn. Grafen von Villa Flor, welcher ein königliches Fahrzeug zu unserer Disposition stellte, und es im Arsenal unter unmittelbarer Aufsicht des Intendanten, Senhor João Antonio Rodriguez Martins, für unsere speciellen Zwecke einrichten ließ, — wir konnten am 15. August anfangen, es mit unsern Proviskionen und übrigen Effecten zu beladen. Das für uns bestimmte Fahrzeug führte neunhundert Arrobas. Es hatte ein, fast in der Höhe des Bordes befindliches Verdeck, welches längs den beiden vorderen Drittheilen in der Mitte mit starken Planken überwölbt, an der Seite aber wagerecht erhöht war. Der Schiffsschnabel war mit eisernen Platten und einem Castrol versehen, um als Küche zu dienen. Im Hintertheile der Canona war eine Kajüte, groß genug, um unseren beiden Hangmatten Raum zu geben. Vor dieser kann in den Fahrzeugen gleicher Bauart ein niederer Mast mit einem viereckigen Segel nach Belieben eingesteckt oder niedergelegt werden. Das Steueruder läuft in einem Verschlag durch die Rückwand der Kajüte herab, auf deren Dach sich der Steuermann befindet. Die acht rudern den Indianer haben, vier auf jeder Seite, ihren Platz auf dem wagerechten Rande der Ueberwölbung des Vordertheils; ihre langen Ruder sind in Schlingen von zähen Rankengewächsen an senkrecht längs dem Verdeck herablaufenden Pfeilern befestigt. Das Fahrzeug war mit einem Haupt und einem Nothanker versehen, wovon man jedoch nur in dem unteren Theile des Stromes Gebrauch zu machen pflegt, indem die Befestigung an Bäumen des Ufers sicherer ist. Die Mundvorräthe für die Equipage wurden unter dem Decke des Vordertheiles untergebracht. Für uns selbst hatten wir Zwieback, Mehl, Reis, Schinken, Würste, Salzfleisch, Butter, Zucker, Caffe, Thee, Wein, Brantwein, Arzneimittel, Munition eingeschifft, was Alles in dem Raume unter der Kajüte verpackt werden konnte. Endlich versorgten wir uns mit einem großen Fischernetze, und mit einer beträchtlichen Quantität solcher Gegenstände, die uns für den Tausch mit den Indianern empfohlen worden waren, nämlich: Beile, Waldmesser, Taschenmesser, An-

geleisen, Nürnberger Spiegel, grobes, weißes und blau und weiß gestreiftes Baumwollenzug, Cattune, Glasperlen. Alle diese Dinge wurden in einige starke, tragbare Koffer verschlossen, die ebenfalls im Vordertheile des Schiffes Platz fanden. Da es in unserm Plane liegen mußte, nicht bloß auf der gewöhnlichen Handelsstraße des Amazonas zu bleiben, sondern auch abgelegene, vielleicht unfreundlich gestimmte Indianerhorden zu besuchen, so trug uns der Herr General-Gouverneur selbst eine militärische Begleitung an. Dieses wohlwollende Anerbieten benützten wir mit großem Vergnügen, da Se. Exc. uns auf die Nothwendigkeit aufmerksam machte, durch diese Escorte sowohl die dienenden Indianer in strenger Zucht zu halten, als auch den von ihm ertheilten Befehlen Nachdruck zu ertheilen, in deren Folge die Orts-Vorstände wo es nöthig wäre, uns mit neuer Rudermannschaft versehen sollten.

Die merkwürdige Verbindung der Gewässer des Amazonasflusses und des Tocantins, welche sich an ihren beiderseitigen Mündungen zwischen ein Labyrinth unzähliger Inseln ergießen, gestattet drei verschiedene Wege, um von Pará aus in den ersteren zu gelangen. Für die größten Schiffe ist es gerathen, den Parástrom hinabzufahren. Dieser Weg ist jedoch für Schiffe jeder Art gefährlich, weil die Sandbänke in der Nähe jener Inseln und der Mündung oft ihre Lage wechseln, und die Gewässer sehr unruhig sind. Eine zweite Wasserstraße führt in dem Rio Pará zwischen der Insel Marajó und dem Festlande hin, und bringt die Reisenden unterhalb Gurupá in den Strom. Auch dieser Weg, der kürzeste von allen, ist wegen zahlreicher Sandbänke, Klippen, Ungleichheiten der Strömung gefährlich, und nur solche Fahrzeuge schlagen ihn ein, deren Größe die Durchfahrt durch den sogenannten Igarapé-mirim nicht erlaubt. Unsere Canona ward vom Arsenal in den Hafen gebracht, wo wir sie noch mit den letzten kleinen Bedürfnissen für eine langwierige Unternehmung versehen, die, so viele Genüsse wir uns auch von ihr versprechen durften, uns dennoch im Voraus manches bängliche Gefühl einflößte.

Reise von Pará durch den Archipel in den Amazo- nenstrom, und auf diesem bis zur Enge von Obydos.

Am 21. August verließen wir mit Tagesanbruch unsern schönen Landstz, und Vormittags 9 Uhr schifften wir uns ein. Die zehnte Stunde war für die Abfahrt gewählt worden, um sowohl den Seewind als die Fluth zu benutzen. Nach einer Stunde hatten wir den südlichen Grund der Bahia de Soajara erreicht, und liefen in den Rio Mosú ein. Die Ufer dieses majestätisch dahinwallenden Flusses sind überall mit dichtem Waldgrün bekleidet. Eine sieben Stunden lange Reise brachte uns zu dem Enzenho de Jacuarary, dem schönen Besitzthume unseres Wirthes, Senhor Ambrosio Henriquez, der bereits Auftrag erteilt hatte, uns hier einige Tage lang zu beherbergen. In ganz Pará hat diese Fazenda den Ruf der Zweckmäßigkeit und Eleganz. Das sehr geräumige, hohe Rathhaus enthält eine ausgebehnte Zuckermühle nebst Zubehör, eine Reisstampfe und die, nach englischen Mustern gebauten, Destillirapparate. Ein beträchtlicher Bach, der zugleich das Trinkwasser für die Einwohner liefert, setzt die Maschinen in Bewegung. Der Branntwein (Rum), dessen jährliche Production sich auf fünfzehnhundert Pipas beläuft, wird in dem untern Stocke eines großen Hauses, in ungeheuren hohlen Stämmen vom Angelimbaume aufbewahrt. Die Wohnung des Verwalters stößt mit dem Werkhause zusammen, und verbindet es mit dem äußerst geschmackvollen Wohnhause des Besitzers. Hinter dem Werkhause liegen zwei Reihen kleiner Wohnungen für die Slaven, deren Reinlichkeit und körperliches Wohlbefinden das beste Zeugniß von der menschenfreundlichen Behandlung gibt, die sie hier erfahren. Jacuarary war ehemals ein Landgut und Belustigungsort der Jesuiten gewesen. Sie hatten hier eine Cacaopflanzung angelegt, die jedoch wieder eingegangen war. Noch sah ich einen einzelnen Zimmtbaum, der von einem der Väter vor siebzig Jahren war gepflanzt worden und, jetzt ganz vernachlässigt, sich dennoch erhalten hatte. Eine kleine Viertelstunde flüßwärts hat der kaufreudige Besitzer eine kleine Kapelle errichtet,

und dadurch die von seinem Fleiße der Natur abgewonnene Wildniß veredelt. Wer niemals beobachtet hat, wie schwer die düstern Urwälder auf dem Gemüthe ihrer Bewohner lasten, kann auch das Gefühl der heiteren Ruhe nicht erfahren, womit solche freie Ansichten den Colonisten belohnen. In den Buchten der Moju giebt es elektrische Male, und man erzählte uns, daß erst vor wenigen Jahren ein Mulatte beim Baden durch den Schlag dieses merkwürdigen Fisches getödtet worden sey. Wir gaben uns daher viele Mühe, einen derselben in dem großen Neze zu fangen, welches wir zu solchen Zwecken in der Villa de Vigia aus sehr starken Palmfasern hatten machen lassen; jedoch vergeblich. Die einzige Ausbeute war eine Schildkröte, die Matamata der Indianer. Die Phantaste kann kein häßlicheres Thier erschaffen, als diese, am Halse und Kopfe mit Fleischlappen versehene, dunkelbraune Schildkröte, welche in den Flüssen und stehenden Gewässern des Esabo nicht selten vorkömmt, aber, wegen ihrer gräßlichen Gestalt, nur von den weniger ecklen Indianern gegessen wird.

Am 26. August, gegen 10 Uhr Nachts, verließen wir das freundliche Jacuarary (Hundefluß), und fuhren unter Begünstigung der Fluth den Moju aufwärts. Am Morgen des folgenden Tages fanden wir uns bei Jacary (Krokodillfluß), einer Fazenda mit einem kleinen Engenho um Zucker zu steben und Branntwein zu brennen. Der Eigenthümer hatte einen Tapir gezähmt, der wie ein Schwein im Hofe der Fazenda umherlief, und uns ohne Spuren von Furcht mit seinem beweglichen Rüssel beschnuserte. Man hatte während der drei Jahre, die er sich hier befand, beobachtet, daß er immer mit Anfang der Regenzeit unbändig und wild geworden war. Einmal hatte er sich sogar in dieser Periode befreit, war aber nach einigen Tagen ganz nahe an der Fazenda wieder gesehen worden, wo er sich geduldig fangen ließ. Die Schweine, zu denen er sich gerne gesellte, schienen ihn zu fürchten. Auch von hier aus benützten wir zur Fortsetzung unserer Fahrt die Fluth. Am 28. August vor Tagesanbruch wurden wir durch ein lautes Krachen zerbrechender und herabstürzender Baumäste geweckt. Wir befanden uns am Anfange jenes Canals, welcher den Moju mit den Gewässern des Tocantins vereinigt. Dieser Eingang ist so schmal, daß unser Fahrzeug nur langsam zwischen den dichtbewaldeten Ufern vorwärts dringen konnte, und wir die hereinragenden Aeste, die dem Drucke nicht nachgaben, mit Alexten durchhauen mußten. Große, hochmastige Canoas passirten oft nur mit Gefahr die erste halbe Legoa, welche die Enge dauert, und vor der künstlichen Erweiterung des

Canals, mußten sie bisweilen mehrere Tage zu einer Reise von wenigen Stunden verwenden. Wir verfolgten den Weg im Anapú abwärts. Einige Stunden brachten uns an die Mündung desselben in jenes große Wasserbecken, welches man als die Mündung des Tocantins in den Archipel von Pará betrachten muß. Die Gewässer wurden durch einen heftigen Wind zu hohen Wellen empört, und wir suchten daher eine gesicherte Bucht, um ohne Bewegung vor Anker liegen zu können; jedoch, zu schnell von einer dunklen, sternenlosen Nacht überrascht, mußten wir uns begnügen, eine Stelle gefunden zu haben, wo wir in vier Klafter Tiefe guten Ankergrund fanden. Die ganze Nacht hindurch ward das Fahrzeug auf eine krummhügige Weise hin und hergeworfen, und wir erfuhren zum erstenmale auf süßem Wasser die Qualen der Seekrankheit.

Der Morgen des 29. Augusts hatte noch nicht gedämmert, als wir die Anker lichteteten, um das entgegengesetzte Continent zu erreichen, dessen Ansicht uns durch die, drei Legoa lange, Insel Uararahy entzogen war. Wir hatten am 30. August Vormittags nur die Hälfte des Weges nach der Insel Uararahy zurückgelegt, als der Wind, mit Regenschauern, immer heftiger zu werden, und dieses Meer zu so hohen Wellen zu empören anfing, daß unser Fahrzeug aus allen Fugen zu gehen drohte. Wir nahmen daher ganz den Vorschlag des Piloten an, am südlichen Ufer der Iha Pantinga anzulegen, und daselbst günstigere Witterung abzuwarten. Einem ganz neuen höchst frappanten Anblicke begegneten wir auf diesem kleinen, sich kaum einige Spannen hoch über das Gewässer erhebenden, Eilande. Unzählige Miritipalmen, deren graue, glatte Stämme, im Durchmesser von anderthalb bis zwei Fuß, eine gewaltige Krone ungeheurer Fächerblätter hundert und mehr Fuß hoch in die Luft tragen, schienen die einzigen Bewohner desselben, und sie waren so dicht gesät, daß sie an manchen Orten gleich Pallisaden einer Gigantenfestung aneinander standen. Wo sie der Strom umgerissen hatte, bildeten sie, wild durch einander liegend, mehrere Klaster hohe Bollwerke, die wir nur mit Mühe erkletterten, um eine Aussicht auf die ganze Umgebung zu gewinnen. Diese Fürsten der Wälder, zu Tausenden über einander hingestürzt, und der Wuth der Gewässer oder dem Fraße der Fäulniß überlassen, gleichsam zerlagt von den überlebenden, deren wallende Wipfel ohne Unterlaß im Sturmwind rauschen, sind ein ungeheures Bild von der unermesslichen Kraft der Elemente. „Welch schrecklicher Aufenthalt müßte diese verlassene, in der Fülle der Naturkraft öde, Insel dem ansamen europäischen Schiffbrüchigen sehn,“ sagte ich zu mir selbst,

der Schicksale Robinson Crusoes, wie sie sich der jugendlichen Phantasie eingebrückt hatten, gedenkend. Und dennoch ist der Baum, welcher sich ausschließlich zum Herrn dieser Insel gemächt hat, für viele Stämme der Ureinwohner Amerika's ein Baum des Lebens; an ihm hängt der Guarauno während der Regenzeit, bei allgemeiner Ueberschwemmung, sein Netz auf, von ihm erhält er Obdach, Nahrung, Kleidung; — so verschieden sind die Bedürfnisse der Menschen. Unsere, am Abend fortgesetzte Fahrt war nicht glücklich, denn wir konnten, wegen widrigen Windes, die Bai von Limoeiro nicht erreichen. Groß war die Gefahr, auf Sandbänke zu gerathen, oder, wenn wir in tiefem Grunde geankert hätten, durch die gewaltigen Wogen losgerissen zu werden und an den Küsten zu scheitern. Unter diesen Umständen suchten wir in einem Canale im Süden vom Limoeiro Schutz, wo wir eine ziemlich ruhige Nacht hinbringen konnten. Dieser Canal steht zwar durch mehrere Nebenwege mit der Bahia do Limoeiro in Verbindung; da jedoch diese für eine Canoa von der Größe der unsrigen nicht fahrbar sind, so waren wir gezwungen, am 31. August abermals das hohe Wasser zu suchen. Wir fuhren am Morgen aus, hatten aber so widrigen Wind, daß es ganz unmöglich war, unser Ziel zu erreichen, und wir nochmals an denselben Ort zurückkehren mußten. Nur am Abend, da sich der Wind gelegt hatte, glückte es, in die Bahia do Limoeiro zu gelangen.

Als wir am frühen Morgen des 1. Septembers die Bahia von Limoeiro verließen und am westlichen Ufer des Tocantins hinfuhren, kam uns die Ebbe zu Statten. Wir ruderten den ganzen Tag; nur gegen Mittag warb auf einer Insel gelandet, um das Mahl zu bereiten. Unsere Indianer, denen ein angestrengrter Dienst nicht anstand, behaupteten, daß man in diesen Gegenden niemals gegen die Fluth zu rudern pflege, doch ließen sie sich durch eine doppelte Ration Branntwein leicht zu fortgesetzter Arbeit ermuntern. Sie waren großentheils aus den Villas von Deiras gebürtig; und unzufrieden, daß wir nicht gesonnen schienen, alle diese Orte der Reihe nach zu besuchen. Man hatte uns aber dieß schon in Pará ernstlich abgerathen, denn der Unbestand dieser Menschen besteht selten die Probe, wenn man ihnen Gelegenheit gibt, in bekannten Orten an's Land zu gehen. Die Neigung für ihr Geburtsland, das Zureden der Verwandten, die es keineswegs für pflichtwidrig halten, dem Weißen die Treue zu brechen, veranlaßt dann gewöhnlich, daß die erste Gelegenheit zur Flucht benützt, und der Führer hilflos zurückgelassen wird. Unsere Indianer schienen zwar mit den

weißen Gewanden und rötlichen Mäßen, die wir ihnen gleichmäßig zum Geschenk gemacht hatten, wie mit der vollen Küche wohl zufrieden, und wollten unter dem ihnen eigenen schmunzelnden Lachen, die Absicht nicht zugestehen, deren wir sie bezüchtigten; dennoch schien es rätlicher, von unserem Reiseplane nicht mehr abzustehen, und einige Stunden reichten hin, ihren Wunsch in Vergessenheit zu bringen. So heftig der Indianer im Begehren ist, so leicht weiß er sich auch, wenn es vergeblich war, zu trösten.

Erst am Abend des folgenden Tages verließen wir den äußersten fener Canäle und befanden uns nun abermals in einem Meere süßen Wassers. Je weiter wir in Westen fortseuerten, desto weiter traten die unzähligen grünen Inseln auseinander, zwischen denen wir uns befanden.

Mittag war vorüber, als seiner Regen und Nebel uns die Aussicht auf diesen seltsamen Archipel zu entziehen anfing, und zugleich unser Pilot sich über ein Nebelbefinden beklagte, das uns alsobald in geheimen Schrecken versetzte, weil wir es für die Vorboten der Blatterkrankheit erkannten. Wir hießen ihn sich unter das Berdeck niederlegen, und übernahmen selbst die Führung des Steuerruders. Unglücklicherweise ward das Wetter immer trüber, wir verirrten uns einigemal zwischen den Windungen der stillen Gewässer, welche wir der Sicherheit wegen aufgesucht hatten, und schiffen, bald mit kleinem Winde segelnd, bald rudern, den ganzen Tag hin, ohne einen bewohnten Ort zu finden, wo wir den Kranken sicherer Pflege hätten übergeben können. Dieser Umstand betrafte uns in die peinlichste Unruhe, denn wir brachten bei längerer Anwesenheit des Kranken auf dem kleinen Schiffe die ganze Mannschaft in Gefahr, und hätten die Indianer eine Ahnung von derselben gehabt, so wären sie wahrscheinlich an das Ufer geschwommen, und hätten uns unserm Schicksale überlassen. Nach Sonnenuntergang waren wir, wie sich am andern Tage auswies, nur eine Lejoa von dem kleinen Orte Breves auf der Insel Marajo entfernt; allein da sich der Wind stärker und stärker erhob, und uns auf irgend eine der vielen Sandbänke in dieser Gegend zu treiben drohte, so wagten wir bei tiefer Dunkelheit einer sternlosen Nacht und vollkommener Unkenntniß der Vertikalität nicht, die Reise noch weiter fortzusetzen. Mit Mühe brachten wir das Fahrzeug am Ufer der Insel in Sicherheit und erwarteten voll hänglicher Gefühle den Morgen. An Schlaf durften wir um so weniger denken, als das Fahrzeug von den gewaltig bewegten Wellen ohne Unterlaß hin und her, und eckigemale so heftig an einen vorher unbemerkten Baumstamm

im Wasser geschleudert wurde, daß es aus den Fugen zu gehen drohte. Mit Mühe lichteteten wir den Anker und ließen ihn weiter seawärts wieder fallen; doch vergeblich: da er in dem tiefen Schlamme nicht fassen konnte, ward das Schiff wiederholt gegen die Küste getrieben, und es blieb nichts anders übrig, als mit den Indianern abwechselnd in's Wasser zu gehen, um durch die quergestellten Ruder und Raa ein weiteres Aufschlagen zu verhindern. Während dieser Arbeiten begann es zu regnen, wild brauste der Wind in der benachbarten Waldung, und so vereinigte sich Alles, diese Nacht mit Schrecknissen zu erfüllen. Inzwischen nahmen die Symptome der Krankheit bei unserm Piloten zu; doch waren am nächsten Morgen die Blattern noch nicht ausgebrochen. Wir fuhren fort, die Indianer über die Natur der Krankheit in Ungewißheit zu lassen, und steuerten längs der Küste; wir brauchten sechs Stunden, um den Weg zurückzulegen. Erst nach Mittag gelangten wir nach Breves, wo wir glücklich genug waren, den Kranken der Sorgfalt des Richters, eines gutmüthigen Mulatten, zu übergeben, der in unserer Gegenwart eine Hütte für ihn zurichten ließ, ihn seiner alten Negerin zur Pflege überantwortete, und uns einen neuen Piloten verschaffte. Der unglückliche Indianer hatte sich, von einer schwarzen Ahnung verfolgt, umsonst bemüht, Pará zu fliehen; sein Verhängniß ereilte ihn hier. Als wir nach acht Monaten zurückkamen, fanden wir sein Grab; bereits blühte darauf die Cosmea, mit deren rosenrothen Blumen die Indianerinnen sich die Haare und die Lockenhügel ihrer Geliebten zu schmücken pflegen.

Breves ist die südwestliche Ortschaft auf der Insel Marajó. Raum möchte ich es ein Dorf nennen, denn von den dreißig bis vierzig Hütten, die ohne Regel in dichtem Schatten von Cacao-, Jambos-, Abiu- und Drangenbäumen umherliegen, hatte nur die des Juiz, aus Flechtwerk und Lehm bestehende, Nebenwände, die andern waren nichts weiter, als große Dächer aus Blättern der Ubußupalme, auf niedrigen Pfeilern ruhend, und etwa noch auf der Windseite durch ein tragbares Gitter der Flechtwerke vor Regen geschützt. Jene Palme ist die einzige in Brasilien, welche ungetheilte Blätter, von zwanzig Fuß Länge und sechs Fuß Breite, hervorbringt. Das Gefüge derselben ist so fest, daß ein damit gedecktes Dach bei guter Aussicht viele Jahre dauern kann; und viele Bewohner ziehen sie, wegen der Leichtigkeit und Kühle, den Ziegeln vor. Alles trug hier den Charakter idyllischer Armuth und Genügsamkeit. Wir fanden mehrere Weiber beschäftigt, irdene Geschirre zu bereiten. Sie verfertigen Krüge und Schüsseln, meistens ohne

die Drehscheibe zu gebrauchen, aus freier Hand mit großer Geschicklichkeit. Im Winkel der Hütte erblickten wir den ärmlichen Herd, mancherlei Fischergeräthe, Hangmatten und Bogen und Pfeile, Waffen, deren sich nicht bloß die Indianer, sondern auch die übrigen farbigen Einwohner bedienen. Ein cylindrisches, zwei Klafter langes Rohrgeflecht mit getriebener Mandiocawurzel angefüllt und am Untertheile durch einen Stein beschwert, hängt an einem Quersposten der Hütte. Auf diese einfache Weise wird der giftige Saft der frischen Wurzel ausgepreßt, welchen eine unterstehende Schüssel auffängt. Dieser Saft, über dem Feuer eingedickt und mit kleinen getrockneten Beißbeeren vermengt, liefert dann das Tucupí, die gewöhnliche Würze aller Fleischspeisen. Für die Röstung der Mandiocawurzel stehen einige runde irdene Darröfen unter einem Schilfdache zwischen den Häusern zerstreut, wahrscheinlich Gemeingut der Ortschafft, wie bei Uns auf dem Lande die Backöfen. Was die Bewohner an Kleider und Wäsche nicht eben benutzen, hängt zum Trocknen ausgebreitet über die Gesträuche um die Hütten her, oder ist in einem rohgearbeiteten Kasten aufbewahrt, der auch alle übrigen Reichthümer des Hauses einschließt. Wenn der Normann im höchsten Norden Europa's seine Hütte nicht verschließt, weil er der Treue der Nachbarn mehr als Schloß und Riegel vertraut, so läßt der Ansiedler indianischer Abstammung auf Marajó die seine offen, weil er kein Besizthum von Werth hat, und, selbst ohne Neugierde, auch bei den Nachbarn keine Heimlichkeiten erwartet. Wie verschieden ist in dieser Beziehung der Charakter des Negers! Sorgfältig verschließt er seine Behausung; zugleich mit dem Gefühle heimischer Behaglichkeit erkennt er den Werth eines Besizthums, und wird dadurch zu Thätigkeit und Erwerb aufgemuntert. Bei solcher Gemüthsart der Bewohner von Breves würde man hier vergeblich ausgebehnte Pflanzungen oder andere Beweise von Industrie suchen. Zwar gedeiht Caffe hier ganz trefflich, aber wir fanden die ehemals durch die Jesuiten angelegten Plantagen vollkommen verwildert; überhaupt schienen uns die Bewohner in entschiedener Sorglosigkeit von einem Tag auf den andern zu leben. Ein kleiner Fisch, den der Mann, einige Waldfrüchte oder Wurzeln, die die Frau nach Hause bringt, sind neben der trocknen, oder mit Wasser eingerührten Mandioca und eigenen Bananen, die man in einem vernachlässigten Hausgarten hegt, die gewöhnlichen Lebensmittel; höchstens sorgt man durch ein Paar, in einer Umzäunung am Wasser aufbewahrte, Schlußkröten für Tage des Mangels.

Und doch, was für Genüsse würde diese Gegend, wie die ganze Insel von Marajo, Bewohnern darbieten, welche verstanden eine fast überschwenglich reiche Natur zu benutzen! Aber die unglaubliche Reichthum, womit sich das hierher eingeführte Rindvieh und die Pferde, fast ohne Zuthun der Ansiedler, vermehrt haben, war Veranlassung, daß die Fruchtbarkeit des Landes vernachlässigt, und Viehzucht bisher der einzige Culturtrieb dieser Insel geworden ist. Das ganze Eiland ist niedrig, und enthält keinen einzigen Berg. Sümpfe sind häufig, und besonders verrufen ist ein meilen breiter sumpfiger Landstrich voll Lämpfel im nördlichen Theile der Insel. Dicht mit Würzschilfen, Stachelpalmen und Röhrrieh bedeckt, ein Aufenthalt der Dnzen und großer Kaimans, wird er von den Reisenden nur mit großer Gefahr und Anstrengung durchseht. Die Vegetation ist auf eine merkwürdige Weise über die Insel vertheilt: die nördöstliche Hälfte, im Allgemeinen etwas höher und trockner, wird von Wiesen bedeckt; die südwestliche aber, an Wasser reichere, von Wäldern, welche während der Regenmonate weithin übersüthet, an Verworrenheit, Dichtigkeit und Unreinlichkeit den Wäldern im untern Stromgebiete des Amazonas ähnlich sind. Der nördöstliche, mit Campos = Vegetation bedeckte Theil ist es vorzüglich wo eine ungemein große Menge von Rindvieh und Pferden gezogen wird. Die beiden, der Regierung gehörigen, Fazendas Arary und Chaves besitzen erstere vierzig, letztere dreißigtausend Stück Rindvieh, Arary überdies zehntausend Pferde. Auch die Carmeliten von Pará und die Mercenarii, deren Kloster später mit dem desselben Ordens in Maranhão vereinigt wurde, besitzen mehrere dieser, ehemals den Jesuiten zugehörigen Höfe, und man kann aus dem Umfange auf den Reichthum an Rindvieh daselbst schließen, daß Bischof Brandão sich darüber zu beklagen hatte, daß jedem Mercenário täglich sechs, dem Obern aber zwölf Pfund Rindfleisch gereicht wurden. Ein Dohs gilt dort 4000 bis 5000 Reis, ein Pferd 6 bis 10,000 Reis, eine Stute, die man bis jetzt zu gar keinem Dienste verwendet, nur 1 bis 2000 Reis. Die Provisionsen im Rindfleisch für das Heer und für die Marine werden von den beiden Fazendas und eben so die eingesalzten Fische von einigen auf Kosten der Regierung unterhaltenen Fischereien geliefert. Der Fischfang in den Seen der Insel und an ihren Küsten ist sehr ergiebig, und ward früherhin durch eine Gesellschaft in Pará betrieben. Die jährliche Einnahme der Regierung von den Nächtern soll sich auf zwei bis dreimalhunderttausend Cruzados belaufen. Unglaublich groß ist der Reichthum an Wasservögeln, unter denen besonders

viele wohlschmeckende Arten von Enten gefangen werden. Der eigenthümlichen Landesbeschaffenheit zu Folge ist hier Sebrtmann herrschend, und nicht selten sieht man die Huten, wenn sie sich der kleinen leichten Montaria in den ausgetrockneten Sümpfen nicht mehr bedienen können, diese am Schwanz ihres Pferdes befestigen, um weiter zu reisen. Die zahlreichen kleinen Bäche, welche von allen Seiten in die umgebenden Ströme fallen, setzen der Bereisung der Küsten große Schwierigkeiten entgegen, weil sie außerordentlich tiefen Schlamm mit sich führen. Man zieht daher vor, sich mit dem Pferde in den Strom zu werfen und jene gefährlichen Orte schwimmend zu übersetzen. Die Fluthen des Pará und des Amazonas umgeben Marajó von allen Seiten, so daß selbst große Kriegsschiffe in diesem Wasser vor Anker gehen können. Diese Inseln sind reich an Viehzucht, und unser Wirth, Senhor Ambrosio Henriquez, besaß daselbst zwei große Fazenda's, die acht- bis zehntausend Stück Vieh enthalten.

Am 3. September vor Mitternacht verließen wir Breves, obgleich unsere Indianer weiter nach dem Zurückgelassenen gefragt, ob wegen seiner Krankheit Furcht geäußert hätten. Der Mond stand hell am Firmamente, mit mildem Lichte die schweigend düstre Landschaft beleuchtend. Die Ebbe brachte uns um 7 Uhr vor Mittag in die Nähe des kleinen Flusses Marauahy, wo wir mit der Montaria landeten, um nochmals einen Streifzug in die Insel zu unternehmen. Auch hier ist ringsum Alles dichter Wald von himmelhohen Bäumen, mit jungem Gesträuche und vielen Palmen untermengt, und oft so geschlossen, daß man bei hellem Tageslicht tiefe Dämmerung findet. Der Boden, größtentheils aus verfaulten Stoffen, besonders aus aufgelöstem Wurzelwerke gebildet, ist sehr geneigt, nachtheilliche Gewächse hervorzubringen, und wir bemerkten mancherlei riesenhafte Blätter-, Röhren- und Stachelpilze. Die Indianer versäumten nicht, von den Ubuffüpalmen möglichst viele Blüthenzweige zu sammeln, aus denen sie sich dann Mützen, Säcke und Beutel machten. Diese Palme hat nämlich ihre Blüthen in eine ellenlange, aus braunen starken Fasern gewebte, Scheide eingeschlossen, und kommt dem einfachen Bedürfnisse Jener auf das Befriedigendste entgegen. Mit der Nachmittags eintretenden Ebbe setzten wir die Reise stets in der Nähe von Marajó, auf Canälen fort, wir kamen an Portento, einigen Indianerwohnungen, vorbei, und legten uns am Abend zunächst dem Rio dos Macacos, einem kleinen, aus Marajó kommenden Flusse, vor Anker. Auf gleiche

Weise ward die Schiffahrt am 5. früh bis zur Mündung des Rio Mapuá fortgesetzt.

Am Morgen des 6. Septembers befanden wir uns in dem Canale Jaburú, wo wir mehrere Pottfische bemerkten, die um uns her spielend, bald nahe bald ferne, den unformlichen Kopf aus dem Gewässer emporhoben. Diese Fische bewohnen eigentlich nur das Weltmeer, steigen aber bisweilen noch viel weiter im Strome aufwärts. Man hat schon in der Nähe von Gurupá einen gefangen, der auf eine Sandinsel gerathen, nicht mehr flott werden konnte. Die kleinen Fische fliehen vor ihnen, aufgeschreckt durch die große Bewegung, welche sie dem Wasser mittheilen, so daß sie oft in großer Anzahl stranden. Während des 6. Septembers verfolgten wir auf dem Canale Jaburú unsern Weg in nordwestlicher Richtung. Gegen Abend landeten wir am Festlande, um daselbst die Nacht zuzubringen. Weil der Anker nur schwierig von den Wurzeln der Uferbäume sich losmachen läßt, zogen wir vor, wie schon öfter geschehen war, das Fahrzeug an einen starken Baum zu befestigen.

Am 7. September mit frühstem Morgen erhob sich ein gelinder Ostwind, mit dessen Hilfe wir eine Insel umschifften, und nun befanden wir uns in der Mündung des Lagipurú in den Amazonak. Als am Abend der Wind frischer wurde, flog unser Fahrzeug in südwestlicher Richtung über eine Wasserfläche hin, die sich zwischen dem Festlande im Süden und mehreren Inseln im Norden auf vier und fünf Seemeilen Breite ausdehnt. Die meerähnliche Bewegung der breiten, einen Fuß hohen Wellen, und die ockergelbliche Farbe des trüben Gewässers zeigte uns an, daß wir uns nun in dem eigentlichen Amazonen-Strome befänden. Der Gedanke, daß wir uns auf dem ersten Strome der Welt, so nahe dem Aequator befänden gab dieser unvergleichlichen Anschauung noch höheren Werth und wir hingen mit begierigen Blicken an dem erhabenen Bilde, bis die Sonne unterging, und Strom und Ufer in unbestimmter Dämmerung zusammentraten. Noch waren wir im Nachgenusse dieses Naturschauspiels versunken, als sich plötzlich ein schwerer Ostwind hinter uns erhob, in kürzester Zeit die Wellen empörte, und unser ächzendes Fahrzeug so gewaltig hin und herschleuberte, daß wir von allen Schrecknissen eines Seesturmes uns umgeben sahen. Man wechselte die Segel, und zog sie endlich ganz ein, weil man für den Mast fürchtete. Die Bemühungen der Indianer, uns durch Rudern dem Festlande zu nähern, waren eitel, und wir mußten uns entschließen, mit dem Winde nach Westen zu gehen. Es war

ein Glück, daß sich die Wuth des Sturmes in einer Viertelstunde erschöpft hatte; nun konnten wir die Segel wieder ausspannen, und im Dunkel der Nacht erreichten wir das Ufer, wo wir in zwölf Klaster Anker warfen. Nun erkauten wir uns, indem das Fahrzeug unter hohen Bäumen in Sicherheit stand, der muntern Feuer im Walde, und der Heiterkeit unserer Indianer, die bei doppelter Gabe Brantwein in ein Lied ausbrach; da schwärzte sich plötzlich noch tiefer der nächtliche Himmel, und von Nordosten kam auf Windeflügeln ein schweres Donnerwetter einher, das bald den ganzen Himmel überzog. Wild ergoß sich der Regen aus der rauhenschwarzen Nacht; er weckte ein dumpfes, stets wachsendes Getöse in den Blättern der erseufzenden Waldung. Unaufhörlich von allen Seiten schimmernde Blitze, schwer rollender Donner, hohles Brausen der empörten Fluth: dieß waren die Grüße, unter denen uns der König der Ströme empfing. Nach Mitternacht wurde das Meer ruhiger, während das Wetterleuchten und die Sternschnuppen vorzüglich in Süden fortbauerten; und endlich konnten wir uns nach einem gefahrvollen, an den verschiedensten Eindrücken so reichen Tage der Stärkung des Schlafes überlassen.

8. September. Der Ostwind stellte sich schon mit Anbruch des Tages ein, so daß wir, ohne die Ruder zu gebrauchen, längs dem Festlande hinsteuern konnten. Wir waren während der Nacht vom 8. auf den 9. September nur einige Stunden von Gurupá vor Anker gelegen, und hatten am letztern Tage noch eine Landspitze umschifft, als wir diesen Ort auf einer geringen Höhe am südlichen Ufer des Stromes erblickten. St. Antonio de Gurupá hat als Besatzung nur wenige Soldaten, die den größten Theil des Jahres als Begleiter der Expeditionen auf dem Rio Xingú u. s. f. abwesend sind. Die Kähne, welche mit Handelswaaren den Amazonas herabkommen, werden hier einregistriert. Der Commandant des Vertchens schilderte uns die Ortschaft als Villa de Brancos, einen Marktflecken, dessen Bewohner lauter Weiße, keine Indianer, seyen. Einer der gelben Bewohner beklagte den Verfall des Ortes, indem er bemerkte, wie es zu Zeiten der Pái-tucúra viel besser gewesen. Mit Lachen erklärte unser Dolmetscher, daß unter Pái-tucúra oder Vater-Heuschrecke ein Kapuziner zu verstehen sey, und die Indianer solch' seltsamen Namen von der spitzigen Kapuze jener Geistlichen hergenommen hätten. Wir fanden in der Nachbarschaft der Villa sehr feine Thonerde, welche sich nicht bloß zu Ziegeln, sondern selbst zu schönen Töpferarbeiten eignet, und von den Indianern besonders zu großen Töpfen verarbeitet wird, und sogar

nach dem Innern ausführt, um das Fett der Schildkröteneyer darin aufzubewahren. Bisher hatten wir noch kein Terrain am Amazonas gesehen, das, wie das hiesige, sich fünfundzwanzig Fuß hoch über den Strom erhebt. Unser Blick konnte nicht ermüden, sich über die weite Wasserfläche zu ergehen. Die Reise von Gurupá nach Macapá wird bei günstigem Wetter in sechsundreißig Stunden zurückgelegt. Von allen Reisen in den Gewässern des Amazonas werden diese Fahrt, die von Pará um das Cabo de Maguary nach Macapá, für die gefährlichsten gehalten. Dennoch hat eine Indianerin, von treuer Gattenliebe getrieben, den furchtbaren Golf zwischen Macapá und der Insel Marajó auf einem Balken durchrudernd. Gezne erzähle ich die rührende Geschichte von Venancia wieder, wie ich sie in manchen Orten am Strome vernommen. Als Mendonça Furtado aus allen Orten der Küste Indianer zusammenreiben ließ, um sie zum Ruderdienste bei seiner Expedition nach Rio Negro zu verwenden, ward auch ein Indianer vom Stamme der Armabutós zum Matrosen gepreßt, der erst vor wenig Tagen mit seinem Weibe Venancia und einem Säugling nach Macapá gekommen war, um sich und die Seinen taufen zu lassen. Umsonst stellte der Geistliche dem Commandanten die Barbarei dieser Täuschung vor, umsonst warf sich Venancia verzweifelnd vor ihm nieder; selbst der Trost ward ihr versagt, den Geliebten begleiten zu dürfen, und thränenlos sah sie ihn, den plötzliches Unglück in rathlos stumme Verzweiflung gestürzt hatte, mit den Uebrigen sich einschiffen. Drei Tage und drei Nächte sitzt sie, den Säugling im Arme, am Ufer, und ihr tiefer Sarm rührt auch den Befehlshaber einer Kaufmannsharke nicht, den sie um einen Platz bis Chaves anfleht. Da verbirgt sie sich in dem absegelnden Fahrzeuge; aber das Wimmern des Kindes verräth sie, und der Unmensch zwingt sie, schwimmend an das Ufer zurückzukehren. Dieß gelingt, und neuer Muth erwacht aus der Probe. Sie findet ein Ruder, steht einen leichten Balken am Strande treiben, und dieser unsichern Hülfе vertraut sie nunmehr als den Menschen. In dem einen Arm das Kind, mit dem andern ruderd, erreicht sie, fast einen Tag lang den Fluthen Preiß gegeben, glücklich das jenseitige Ufer und findet den Geliebten. So viel Heroismus erweicht die harten Gemüther der Soldaten; sie gewinnt den Gatten wieder.

Sobald wir einen neuen Piloten aufgenommen hatten, hielt uns Nichts in dem traurigen Dertchen zurück, und wir lichteten noch Nachts 10 Uhr den Anker, um bei klarem Mondscheine die Reise in westsüdwestlicher Richtung längs dem Festlande fortzusetzen.

Unsere Indianer erheiterten sich zu dem Muderdienste durch einen einfachen Gesang, den sie ohne zu ermüden, Stunden lang wiederholten. Die Melodie, wahrscheinlich ein veränderter Theil aus einem Kirchengesange, ward von Einem der Gesellschaft vorgesungen, und dann fielen die Uebrigen pünktlich ein, wobei sich ihre Thätigkeit am Muder verdoppelte. Es konnte uns hiebei nicht entgehen, was sich durch längere Beobachtung vollkommen bestätigte, daß der Indianer mit einem sehr richtigen Gefühle für Harmonie ausgestattet sey; denn stets sangen sie in reinen Terzen und Quinten und vermieden jede Dissonanz in bewußtloser Sorgfalt. Auch hierin unterscheidet sich der rothe Mensch auf das Schärffte vom schwarzen, der allen Gefühls für Harmonie beraubt, und nur mit einer instinctartigen Vorliebe für Melodie begabt scheint. Wer jemals Gelegenheit hatte, das furchtbare Unisono zu hören, worin die Neger Stunden lang ihre einfachen, abgesetzt hervorgestossenen Sangweisen, ohne eine Spur von Gefühl für Harmonie, wiederholen, wird unserer Bemerkung beipflichten müssen. Freilich hatten aber unsere Indianer, außer ihrer angeborenen musikalischen Neigung, noch eine andere, leidige Veranlassung, sich die Stunden der Arbeit durch Gesang zu verkürzen; dieß waren die Mosquiten, welche sich heute zum Erstnemale in dichten Schwärmen über das Schiff lagerten, und uns Alle bis zur Verzweiflung peinigten. Schon öfter waren wir auf dieser Schiffsahrt von den summenden langbeinigen Verfolgern angefallen worden, wenn wir am Abend in der Nähe von dichtem Gebüsche landeten, oder durch enge Canäle fuhren; doch waren die Besuche vorübergehend und minder zahlreich. Heute aber, wo wir uns auf den Gewässern des Amazonas selbst befanden, fielen diese Harpyen in so dichten Schwärmen auf uns nieder, daß ihre beständige Berührung ein Gefühl gleich dem eines leichten Regens auf der bloßen Haut erregte, das alsbald in den Schmerz unzähliger Stiche überging. Der Schutz der Mosquiteira, eines weiten Feltes von dünnem Baumwollenzeuge, womit der Reisende sich und seine Handgatte umgibt, ist in der erstickend heißen Luft um so unheillicher, als er manche sehr stinkenden Weiniger dennoch nicht ausschließt; und so bleibt keine Schutzwaffe, als dicke Bekleidung von Leder oder Seidenzeug, für das Antlitz aber eine Maske oder — Gebuld. Dieses bößartige Insect, welches die Indianer Carapaná nennen, erhebt sich mit Sonnenuntergang von dem Schlamme der Ufer und den Gesträuchen in der Nähe der Gewässer, und fliegt, bald höher bald niedriger, je nach dem Zug der Winde, in zahllosen Schwärmen einher. Vor Gewittern oder Regen und bei

stillen trüber Luft sind sie unruhiger, thätiger und lästiger. Nur dichter Rauch, besonders von angebrannten Tabackblättern, den man in den Fahrzeugen unterhält, vermag sie zu verschrecken. Von Sonnenuntergang an bis nach Mitternacht schwärmen sie am dichtesten, dann ziehen sie sich theilweise in die Uferwäldungen zurück, wo sie bis zum nächsten Abend verweilen, denn sie fliehen dem hellen Sonnenschein, und kehren aus dem Schatten bei Tage nur dann zurück, wenn sich die Sonne hinter Wolken verbirgt. Es ist bereits von Herrn von Humboldt bemerkt worden, daß diese Schnaken sich nur in der Nähe solcher Flüsse aufhalten, die, im Ganzen angesehen, braunes oder schwärzliches Wasser führen. Auch wir machten diese Bemerkung; unter den Flüssen mit dunklem Wasser ist namentlich der Rio Negro ganz frei von jener Plage; dagegen bieten Flüsse von trübem, weißlichem Gewässer vorzugsweise die Wohnorte für jene Unholde dar. Wahrscheinlich sind die in dem schwarzen Wasser aufgelösten Extractivstoffe den Eiern und Larven verderblich, während der Flußschlamm der übrigen Gewässer ihre Entwicklung und Vermehrung begünstigt. Besonders auffallend ist übrigens, daß alle Reisenden, welche den Amazonas beschiffen, gerade in den Gegenden, wo wir uns befanden, am Grausamsten von den Carapanáschwärmen verfolgt werden. Man behauptet sogar, daß sie sechs Monate lang herrschen, und vom vierten October an verschwinden sollen. Vielleicht haben die Ostwinde und die Ueberschwemmungen des Herbstäquinociums Antheil an dieser Erscheinung. Mit der Zunahme der Cultur, der Verminderung jener großen Schlammflächen an den Ufern, die durch die Hitze in Gährung gefeht, den Insecten willkommene Brutorte darbieten, und wahrscheinlich auch mit der Abnahme gewisser Uferpflanzen darf man wohl auf allmähliche Verminderung dieser peinlichen Landplage hoffen. Manche der am Ufer wachsenden Bäume vermehren die Bösartigkeit dieser blutgierigen Insecten. Die leichte, schmerzhaftige Geschwulst, welche durch den Stich zahlreicher Carapanás* verursacht wird, nimmt an Höhe und Spannung zu und veranlaßt bisweilen einen fieberhaften Zustand, wenn Gebüsch von *Sapium aucuparium* oder Bäume des Oassacú (Hura) in der Nähe stehen. Wahrscheinlich tragen dann die Insecten einen Antheil der Milchäfte jener giftigen Euphorbiaceen auf die Haut über, von wo aus sie, gemäß dem in diesen heißen Gegenden doppelt lebhaften Einsaugungsproceß, schnell in die Blutmasse aufgenommen werden. Wenn andere Gegenden durch die Menge von Schlangen oder Fledermäusen fast unbewohnbar werden, so treten hier überhaupt gerade die unscheinbaren Geschlechter

der Insecten als die ärgsten Feinde der Anflebler auf. Den Ortschaften am nördlichen Ufer des Amazonas wird neben den Schnaden auch noch der fast unsichtbare, im Grase der Fluren wohnende, Mucum, und eine große Art von Wespe, *Moruçoca*, äußerst lästig. In der Villa Nova vistora da Madre de Deus heftet diese ihre Nester furchtlos überall in den Häusern an, und hat nicht wenig dazu beigetragen, viele Anflebler aus der, übrigens angenehmen Gegend zu vertreiben.

Am 10. September schifften wir längs dem Festlande gegen Westen.

Gegen Mitternacht waren wir bei Porto de Móz, am südlichen Ufer des Stromes, Anker. Diese Villa, eine unregelmäßige Straße niedriger, mit Palmblättern gedeckter Häuschen wird größtentheils von Indianern und Mischlingen bewohnt, deren erste Missionarien die Kapuziner von Pará waren. Im ganzen Stromgebiete des Amazonas hatten wir bis jetzt keinen Ort gesehen, welcher einen gleich heiteren Anblick dargeboten hätte. In dem Hause des Geistlichen sahen wir eine ganze Ladung von Nelkenzimmt bereit, nach Pará abgeschickt zu werden, welche der fromme Vater durch seine Indianer in dem obern Stromgebiete hatte sammeln lassen. Dieses angenehme Gewürz steht im Geschmack zwischen Zimmt und Gewürznelken. Es ist die Rinde des Cravaobaumes, der sich auf dreißig und mehr Fuß Höhe erhebt, und durch das dichte Laub seiner glänzenden Blätter schon von ferne sich als der Familie der Lorbeeren angehörig darstellt. Gewöhnlich sind die Stücke zwei Fuß lang, und gleich der China, jedoch in mehreren Schichten, concentrisch, bis auf die Dicke eines Follers, zusammengerollt. Zwanzig oder mehr solcher Stäbe, im Gewichte von fünfzig bis sechzig Pfunden, werden mit der schwarzen glänzenden Rinde einer Schlingpflanze zusammengebunden; solche Bündel kommen sodann entweder nochmals zwischen Palmblättern, in Körben oder in Säcken, in den Handel. Die Einsammlung der Rinde ist ein mühseliges, und bisweilen gefährliches Geschäft, indem die Indianer, durch die Wälder einsam unahersuchend, dem Ueberalle feindlicher Wilden oder Thiere ausgesetzt sind. Selten trifft die Expedition die Bäume so zahlreich beisammen an, daß sie sich ungetrennt der Arbeit hingeben kann. Dann pflegt man einen Platz im Walde zu reinigen, und für das Nachquartier einzurichten, und beginnt die Arbeit ohne alle Rücksicht, indem man die Bäume nur theilweise der Rinde beraubt, oder gänzlich fällt, je nachdem es gelegener erscheinen mag. Die Rinde wird entweder ohne weitere Zubereitung über gelindem Feuer

zur Röhrenform eingerollt oder mit einem Messer der bortigen Oberhaut beraubt. Man unternimmt die Einsammlung zu jeder Jahreszeit, doch vorzugsweise nach Verlauf der Regenmonate. Die rückwärtslose Behandlung, welche dieser edle Baum erfährt, würde ihn schon sehr selten gemacht haben, wenn nicht die Vorliebe zu den Nelkenzimmet in Europa, besonders dem nördlichen, bedauerlich abgenommen hätte, weshalb sich die Thätigkeit der Sammler jetzt vorzugsweise dem Sakao und der Salsaparilha zuwendet.

Nachdem wir von der Villa aus über den Strom geschifft waren, fand der Pilot es räthlich, in der Nähe der Ausmündung des Aquiqui zu landen, und die Nacht zu erwarten. Wir hingen unsere Hangmatten zwischen den niedrigen Bäumen des Ufers auf, und durchstreiften die durch den Aquiqui und Kingü gebildete Insel. Die Inblander versuchten inzwischen ihr Fischerglück mit dem Netze, Andere bereiteten einige große Schildkröten zum Mahle zu.

Mit einbrechender Nacht verließen wir die Insel von Aquiqui und suchten die nördliche Spitze derselben zu gewinnen; allein der Wind war nicht stark genug, und mit dem Ruder kamen wir nur langsam vorwärts. Erst mit dem Morgenwinde des 12. Septembers konnten wir daher den gelblichen Amazonenstrom erreichen. Sogleich mit dem Eintritte in denselben, stießen wir auf eine der eigenthümlichen Gefahren, welche die Reisenden in diesem Strom zu bestehen haben. Eine große Menge Treibholz kam uns nämlich mit der vollen Schnelligkeit der Strömung entgegen, und setzte die Mannschaft ohne Unterlaß in Thätigkeit, indem sie dasselbe mit Stangen von dem Schiffe ablenken mußte, eine bisweilen sehr mühsame Arbeit, weil die treibenden Baumstämme unser Fahrzeug an Länge zwei oder dreimal übertrafen. Die große Zahl derselben erklärte sich, als wir an der seichten Bucht einer Insel vorüber kamen; diese lag nämlich in solcher Richtung quer durch den Strom, daß sie die ungeheuren Massen des Treibholzes aufgefangen hatte, welches nun entweder am Ufer aufgeschichtet war, oder sich so lange vor demselben im Wirbel herumbewegte, bis es durch irgend einen Zufall befreit wurde. Die Bäume gehörten vorzugsweise dem Faulthierbaume und der Munguba an, und waren fast alle mit der Wurzel ausgerissen. Indem sie bald einen Theil der Stämme bald die Reste der Krone aus dem Wasser hervorstreckten, stellten sie, von Ferne gesehen, oft die seltsamsten Bildungen dar; andere führten einen großen Theil des Landes mit sich, auf dem sie gestanden waren, und bildeten kleine schwimmende Inseln; aber am seltsamsten erschienen diejenigen, auf welchen sich allerlei Thiere

übergelassen hatten, welche, in größter Ruhe und Friedsamkeit, neben einander die ungewisse Reise machten. Da sah man gravitatische Störche auf demselben Fahrzeuge mit neckischen Affen, welche beim Anblick unsrer Canoa in ein lautes Geschrei ausbrachen, dort eine dichte Kette von Enten und Tauchern neben Sichhörnchen, und auf einem modernden Cederstamme ein ungeheures Krokodil, dem ein wahrscheinlich feltner Zufall eine Tigerkage zum Nachbar gegeben hatte. Beide Thiere schienen sich in anhaltendem feindlichen Mißtrauen zu beobachten; aber die fleischfressende Eidechse war ohne Zweifel im Gefühle ihrer Ueberlegenheit sicherer, und ließ sich die Reise stromabwärts in hämischer Hoffnung einer gewissen Beute gefallen. Diese Anschauung konnte uns im Allgemeinen ein Bild sehn von der Herrschaft des Stromes, auf dem wir uns befanden. Bäume entwurzelnd und Thiere wider Sitte und Neigung zur Gefelligkeit zwingend, bewältigt er gleichsam die ganze Natur um sich her. Wenn die im Strome treibenden Stämme endlich unterstinken, vernachlässen sie bisweilen die Gefahren der Schifffahrt, besonders für Solche, welche den Strom herabkommen; und den aufwärts Schiffenden legen sie ein großes Hinderniß in den Weg, weil sie durch aufgeschwemmtes Röhricht und Reihig alsbald zu einem mächtigen Wehre werden, an dessen Enden der Strom mit weit erhöhter Geschwindigkeit strömt. Wie selbst der kleinste Balken oder ein Baumast, welcher vom Ufer in den Strom hereinhängt, eine mächtige Stromschnelle hervorbringt, wird Niemand glauben, der es nicht selbst gesehen. Die Indianer mußten nicht selten alle Kraft anwenden, ehe solche Stromschnelle mit dem Ruder zu überwinden, da der Ostwind Nachmittags nur sehr schwach wehte. Die kühle Bewegung der Atmosphäre in den Morgenstunden hatte uns von den lästigen Schwaden befreit, welche wir während der Nacht aufgesehen hatten. Sie machten sich allmählig aus den Falten der Kleider und den dunklen Orten des Fahrzeuges los, und verschwanden; allein gegen Abend sanken andere Schwärme auf das Schiff nieder, und ihre blutgerige Verfolgung nahm immer mehr zu, als ein finstres Gewitter heraufzog, das eine halbe Stunde lang unzählige Blitze über das Firmament und einen Strom von Regen über die Erde ausgoß. Wenn diese Gewitter am Amazonas das Gemüth des europäischen Reisenden durch die furchtbaren Donnerschläge, das wilde Brausen des Windes in der benachbarten Waldung und das härmliche Rauschen der Gewässer erschüttern, so sind sie doch rückföhrlich der Blitze wenig gefährlich; denn diese gehen stets so hoch, daß Einschlagen auf niedrige Gegenstände fast ohne Beispiel ist.

So gewöhnten wir uns bald an die majestätische Größe dieser Erscheinung, welche sich von nun an wöchentlich wenigstens drei oder viermal wiederholte.

Wir waren während jenes Sturms am Ufer vor Anker gelegen; allein gegen Mitternacht trieben die Mosquiten unsere Mannschaft auf, und wir ruderten am südlichen Stromufer aufwärts. Als die Sonne des 13. Septembers aufging, erfreute uns ein ungehobelter Anblick. Am nördlichen Ufer des Stromes erschien uns eine Reihe tafelförmiger, langgestreckter Berge. Vor den Bergen schwammen einzelne ganz niedrige Inseln, deren saftiges Grün um so glänzender aus der in Sonnenschein spiegelnden Fluth hervortrat, als der Hintergrund sich in ein düstiges Blaugrün fleidete. In der Nacht vom 14. auf den 15. September gingen wir mit vermehrter Geschwindigkeit stromaufwärts, bis uns das Geschrei der vordersten Ruderer erschreckte, daß wir nur in anderthalb Klafter Wasser gingen. Wir befanden uns nun in einer dunklen, sternlosen Nacht bei heftigem Winde und hochgehendem Strome, auf den verruhenen Sandbänken von Manary. Das Segel ward eiligst eingezogen, die Igatübas (d. i. Schiffsnabelmänner, Proeiros, die vordersten Ruderer) mußten sondiren und durch anhaltendes Rufen vom Befunde Nachricht geben, während die ganze übrige Mannschaft mit Stangen arbeitete, das Canon in ein tieferes Fahrwasser zu bringen. Mit Sonnenaufgang fuhren wir den ganzen Tag zwischen dem Festlande und einer niedrigen Insel hin, die einen ganz eigenthümlichen Charakter durch die zahllosen Umbaubabäume erhält, deren weißrindige, sanftgeschwungene Stämme in bedeutender Höhe über dem übrigen Buschwerk der Ufer das Laub ihrer ellenlangen lappigen Blätter ausbreiten. Rudel von Capivaras brechen bisweilen schwärmen durch das Dickicht der Ufer, oder das krächzende Geschrei der Araras tönt weit hin durch die Waldung; außerdem begegnet dem Reisenden nichts in dieser wilden Einiankeit, und der Mangel eines freien Luftzuges oder der heiteren Aussicht auf eine bewegte Stromfläche erregt den Wunsch in das Meer des Amazonas zurückzukehren. Am Morgen des 16. Septembers hatten wir die sogenannten Ihas de Uruará hinter uns, und traten nun in einen andern Canal ein. Der Eingang ist so enge und seicht, daß unser Fahrzeug einigemal nur mit größter Anstrengung durch den Leppich von Schlingpflanzen fortgeschoben werden konnte, die sich von einem Ufer zum andern ausgesponnen, und außerdem in dem benachbarten Walde zu undurchdringlichen Hecken auf zwanzig Fuß Höhe aufgerankt hatten. Es war besonders eine Kürbisplanze, deren unglaublicher Wucher

alle übrigen Gewächse gleichsam unterdrückt hatte. Am Ufer stand ein Wald der Munguba, deren graulichgrüne Stämme, schlanke Aeste und große gefiederte Blätter der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter verleihen. Die Munguba lebt gesellig in den Niederungen des Stromgebietes, einzeln und mehr auf hochliegenden Landstrichen begegneten wir hier auch der Samaüma, einem verwandten Baume. Er erhebt sich noch höher, als jener, und breitet seine Aeste in großer Entfernung vom Boden fast horizontal aus. Statt der leichtgedrehten Verzweigung und der lustigen Krone der Munguba, fesselt er das Auge durch die kühne Masse seiner ungeheuren Stämme und Aeste und das üppige Laub. Gewöhnlich steht über seine Nachbarn hervorragend, und die Indianer, besonders die raubsüchtigen Muras, besteigen ihn als Warte, um die Reisenden auf dem Strome zu erspähen, denen sie Hinterhalt legen. Die Frucht dieser beiden Bäume, eine eiförmige, oft spannenlange Kapsel, enthält eine bedeutende Menge feiner, gekräuselter Fäden, größtentheils am Mittelfäulchen befestigt, das nach dem Abfalle der Fruchtklappen stehen bleibt, und dem Baume, wenn er deren viele trägt, ein höchst seltsames Ansehen gibt. Die Wolle der Munguba ist graulichgelb, die der Samaüma aber von der Weiße der schönsten Baumwolle. Man hat versucht, diese vegetabilische Faser gleich der eigentlichen Baumwolle zu spinnen; da aber die Fäden spröder und nur mit wenigen jener kleinen Widerhaken versehen sind, wodurch die Baumwolle sich für mancherlei Gewebe vorzugsweise eignet, so hat man dabei wenig Vortheil gefunden. Am so geeigneter ist diese Art von Baumwolle zu Filzarbeit, namentlich zu leichten Sommerhüten und zur Bereitung weicher und sehr elastischer Polster. Für letztere Arbeit pflegt man von Pará aus schon seit längerer Zeit Sendungen nach Portugal zu machen. Bei dem Einsammeln und Trocknen ist große Vorsicht nöthig, denn da die Flocken sehr zart und leicht sind, so vermag selbst der schwächste Windstoß die in der Sonne ausgebreiteten Vorräthe aufzuheben und davon zu jagen. Die innere Rinde der Munguba theilt mit der vieler anderen Bombaceen eine außerordentliche Zähigkeit und Festigkeit. Oft erleyten daher unsere Indianer den Mangel anderer Stricke, die bei dem Ziehen des Fahrzeuges gegen starke Strömungen nöthig wurden, durch lange Bastbänder, welche sie mit großer Geschicklichkeit dem Baume auszuschneiden verstehen. In dem Canale von Uruará war es, wo wir die ersten jener Schiffsrüden im Zustande der Freiheit erblickten, welche für die Anwohner des ganzen Ama-

zonas, in so ferne die Stelle des Rindviehes vertreten, als ihr Fleisch die gewöhnlichste animalische Speise ist. Sie waren, im feuchten Sande des Ufers gelagert, beschäftigt, das hohe Gras desselben abzuweiden. Nächst der Meerschilbkröte ist diese Art, die *Tartaruga grande* der Anstödler, die größte von allen; ein ausgewachsenes Thier mag wohl neun bis zehn Pfunde Fleisch liefern. Sie werden von den Indianern eingefangen, und in dichten Vergämmungen aufbewahrt, die man in der Nähe der Gewässer so aufrichtet, daß diese Zutritt zu denselben haben. Blätter und Früchte der Ingg und anderer Bäume, welche man von Zeit zu Zeit hineinwirft, sind hier ihr eigenes Futter. In reichen Fazendas enthält der Curral nicht selten hundert und mehr Schildkröten, von denen man täglich, oder wenigstens an den Feiertagen, zum Behufe frischer Fleischzubereitung zu schlachten pflegt. Die Bewohner der Provinz von Rio Negro machen vielerlei, zum Theil sehr schwachhafte Gerichte aus der Schildkröte; aber am häufigsten sind die Zubereitungen von Suppen aus den Extremitäten und eines Gerichtes aus den dem Bauchschilde anhängenden Theilen, welche auf diesem selbst klein gehackt, und mit spanischem Pfeffer und andern Gewürzen stark versetzt über Kohlen gebraten werden. Das Schildkrot kann nicht verwendet werden, da es ohne Glanz, schöne Farbe und überdies geneigt ist, in dünnen Lamellen abzublättern. Man scheidet daher die Schale nur im Ganzen, statt anderer großen Gefäße, von den Indianern in ihrem dürftigen Hausrathe gebraucht. Die Thiere sind dumm und ziemlich träge, so daß es unsern Indianern leicht ward, einige zu fangen, indem sie ihnen den Weg zum Flusse abschnitten, und sie von der Seite mit einem Stock auf den Rücken legten. Die einzige Vorsticht ist, dem kräftigen Gebisse derselben nicht zu nahe zu kommen. Noch war die Zeit nicht da, in welcher die Schildkröten schaarweise den Strom zu verlassen, und ihre Eier in den Sand der Ufer zu legen pflegen. Ich behalte es daher einem spätern Abschnitte dieses Berichtes vor, von jenem Naturtriche und von dem Nutzen zu handeln, der aus ihm für die Anwohner entspringt. Das Jahr 1819 war übrigens, gemäß der Versicherung unserer Indianer, der Jagd nach Schildkröten sehr ungünstig, weil sich der Fluß auf einer, in den Monaten August und September, der Zeit des tiefsten Wasserstandes, seltenen Höhe erhielt. Manche der sandigen Ufer, welche sonst in dieser Periode frei von Wasser und mit Schildkröten angefüllt sind, waren dieses Jahr noch vier bis sechs Fuß tief überschwemmt. Die vorübergehenden Hochwasser des Frühlings hatten auch jetzt noch bemerkbare Vertiefungen an-

gerichtet. Die steilen Ufer erschienen an gewissen Orten gleichsam felsig abgerissen; ungeheure Massen von entwurzelten Stämmen lagen aufeinander gehäuft, oder trieben den Strom hinab, und manche der Cacaowälder längs den Ufern trugen Flußschlamm, Reisig und Nahrung bis auf zwölf Fuß Höhe in den Nisten. In ihnen war die Aernde des Cacao verdorben, oder wegen der Gefahren der Einsammlung unbenuzt geblieben. Weiter oben am Strome hörten wir viel von dem mannichfaltigen Schaden erzählen, den dieses gewaltige Hochwasser überdies in den Cacao-, Reis-, Zucker- und Caffe-Pflanzungen und auf dem nördlichen Ufer, zwischen Monte Alegre und Macapa, in den Heerden angerichtet hatte. Er ward von der Villa de Faro bis Santarem auf 60,000 Grubados geschätzt. Das Vieh ward auf enge, sich täglich verkleinernde Inseln im Strome eingeschlossen, wo es, sich selbst überlassen und den Anfällen hungrierer Kaimans und Duzen Preis gegeben, haufenweise zu Grunde ging. Besonders auffallend war übrigens die große Sterblichkeit, welche diese außerordentliche Ueberschwemmung unter den Schlangen, Kaimans und den Fischen veranlasste, die in den Seen und stehenden Gewässern längs dem Strome wohnten. Zum Theil ward sie durch die Fäulniß der anderea untergegangenen Thiere, ausserdem aber wohl auch durch die Herunterreinigung jener stillen Gewässer mit den Fluthen des Amazonas bewirkt. Die Ansiedler längs diesem Strome sind ohne Unterschied der Meinung, daß das Wasser desselben, weil es wohl gemischt und bewegt sei, vor den meisten andern Trinkwassern den Vorzug verdiene, sobald man ihm nur gestattet habe, die erdigen Theilchen, welche es in ziemlicher Menge enthält, niederfallen zu lassen. Man pflegt es daher in großen, schwach gebrannten Töpfen, welche durch eine unmerkliche Verdünnung die Temperatur verringern, vierundzwanzig Stunden lang ruhig zu lassen, wo es dann allerdings von reinem Geschmacke ist. Die Gewässer der Seen und Canäle dagegen sind im Allgemeinen, wenn gleich krystallhell, und durch erdige Theilchen minder bereinigt, von schlechterem Geschmacke und wärmer. Die zahllose Menge zum Theil fleischressender Amphibien, welche sie bewohnen, die darein aufgenommenen faulenden Pflanzentheile, und vielleicht auch der Mangel jener erquickenden Luft-Bewegung, welche täglich wenigstens einige Stunden lang über die Wasserfläche des Amazonas hinwegzieht, dürften die Gründe einer geringeren Salubrität der benachbarten stehenden Gewässer seyn. Obgleich man Kaimans und große Schlangen auch im Strome

selbst findet, so lebt doch die Mehrzahl derselben in den seitlichen Wasseransammlungen, und kommt nur in das fließende Wasser, wenn sie auf Raub ausgeht, oder von dem Gerüche der in der Nähe von Ansiedlungen, besonders von Fischereien, dem Strome übergebenen animalischen Reste angelockt wird. Wir scheuten uns nirgends im schnell bewegten Strome zu baden, und ich erinnere mich nicht, nur ein einziges Krokodil in einem der Hauptkanäle gesehen zu haben, während sie in tiefen Buchten, im Köhricht sumpfiger Ufer an den Ausmündungen der Canäle, und in der Nähe von Wohnungen oft zu hunderten beisamen vorkamen. Wenn ich übrigens den zahlreichen Aussagen vorurtheilsfreier Männer Glauben schenke, möchte die Tiefe des Amazonas, auffer den eben erwähnten großen Amphibien, noch einige Arten von Wasserschlängen beherbergen, die ihm und seinen größten Confluenten angehören, aber die stillen Gewässer der benachbarten Seen und Teiche verschmähen. Man hat ungeheure grünlich oder braungefärbte Schlangen gleich treibenden Stämmen daher schwimmen gesehen, und Kinder und sogar Erwachsene sollen von ihnen weggeraubt worden seyn, wenn sie, was jedoch selten geschieht, auf das Land hervorsteigen. Die Indianer nennen dieß Ungeheüm die Flussmutter, und scheuen sich, ihm zu begegnen, noch mehr es zu tödten, weil dann ihr und des ganzen Stammes Untergang gewiß wäre. Ein alter Ruderer auf unserer Canoa behauptete, diese furchtbare Wasserschlange bei Gurupá gesehen zu haben, und zwei Tage später habe sie seinen Bruder verschlungen. Dieser sei nämlich mit seiner Braut am Ufer des Stroms spazieren gegangen, und, an eine Stelle gelangt, wo sich in der Tiefe ein Lager des feinen schwarzen Letten bemerklich machte, womit die Indianerinnen ihre Baumwollenzeuge färben, von ihr gebeten worden, einige Hände voll herauszuholen. Der Jüngling taucht in die Tiefe nieder; allein die Braut wartet lange umsonst auf seine Wiederkehr. Als sie endlich genauer und ängstlicher nach der Stelle blickt, von wo er wiederkommen sollte, findet sie den schwarzen Fleck in der Tiefe verschwunden, und in der Mitte des Stroms peitscht die Flussmutter die Wellen mit dem furchtbaren Schwanz, und der unglückliche Bräutigam ist für immer hinweggerafft. Seit Jahrtausenden schon beschäftigt sich die Phantasie der Völker mit dem Bilde solcher riesenhaften Schlangen, die in verborgener Tiefe des flüssigen Elementes wohnen, und nur selten zum Schrecken und Unheil der Menschen daraus aufsteigen. In Europa bewundern wir die Kunstschöpfung eines Laocoon, aus dieser Sage hervorgegangen; in Amerika wird die Phantasie von

den colossalen Dimensionen ergriffen, unter denen sich das Ungeheure darstellen soll. Die neuerlich so vielfach bestätigte Erscheinung der Meerriesenschlange an den Küsten von Nordamerika erhöht die Wahrscheinlichkeit eines ähnlichen Factums in den lebensreichen Fluthen des Amazonas; freilich aber ziehen die Indianer den einfachen wahren Thatbestand durch allerlei seltsame Ausschmückungen in das Reich der Fabel hinüber. So soll die Flußmutter von Zeit zu Zeit mit einem glänzenden Diademe erscheinen, oder ihren Kopf leuchtend aus dem Wasser emporheben, wenn eine ungewöhnliche Verminderung des Wasserstandes und davon abhängige Krankheiten eintreten werde. Die Zuversicht, womit der Indianer solche Märchen vorträgt, gehört zu den eigenthümlichsten Zügen seines Charakters, und der Reisende in diesen Ländern mag durch sie aufmerksam gemacht werden, von allem, was er aus dem Munde der rothen Menschen erfährt, einen Antheil des Wunderbaren dieser phantastischen Neigung zuzuschreiben. Das Ausschmücken einfacher Naturerscheinungen mit dem Glanze des Wunderbaren ist die einzige Poesie, deren der Indianer, nach seiner trüben und verdüsterten Gemüthsart, fähig ist. Auf gleiche Weise hat denn auch fast jedes Naturfactum, das sich durch eine hervorragende Eigenthümlichkeit auszeichnet, eine Fabel erhalten. Von vielen Thieren und Pflanzen weiß der Indianer die abentheuerlichsten Dinge zu erzählen. Die Fabel von den Amazonen, von Menschen ohne Kopf und dem Gesichte auf der Brust, von andern, die einen dritten Fuß auf der Brust oder einen Schweif besäßen u. dgl., sind ähnliche Ausgeburten der träumerischen Phantasie dieser Menschentrage.

Die Fahrt durch den engen Canal von Uruará, welche man zu sieben Legoad anzuschlagen pflegt, ward bis zum Abend des 16. Sept. glücklich beendigt, da wir wieder in den Amazonas selbst kamen. An seinen Ufern oder auf den Sandbänken in ihm, wo sie schon entblüht sind, die Nacht zuzubringen, ist immer dem Aufenthalte in den Canälen vorzuziehen. Die freiere Aussicht über einen Theil des gewaltigen Stromes und der sanfte Lustzug, wodurch wenigstens manche Mosquiten hinweggeschweicht werden, sind Annehmlichkeiten, zu denen sich noch die ergiebigere Fischerei gesellt; denn sehr selten warfen die Indianer ihre Angeln aus oder trugen das große Netz durch einen Theil des Stromes, ohne einen reichlichen Fang an großen und kleinen Fischen zu thun. Unsere Indianer freuten sich immer schon im Voraus auf den Augenblick, wo sie das Ruder verlassen, und sich diesem Lieblingsgeschäft hingeben konnten. Kaum stand das Fahrzeug still, so warfen diese schon

vom Vordertheile ihre Angeln aus, jene sprangen unter Jubel über Bord, um einen günstigen Ort für die Ausbreitung des Netzes zu suchen, und Andere sorgten alsbald Feuer anzumachen, und die unter lebhaftem Geschrei herbeigeschleppte Beute zuzurichten. Gemäßige Portion Brantwein, die wir bei solcher Gelegenheit auszutheilen nie versäumten, hatte die gute Wirkung, sie heiter, gesellig und thätig zu machen. Der Indianer ist eben so geschickt im Fischfange als auf der Jagd. Weit hin im Wasser erblickt und unterscheidet er die verschiedenen Fische; er wählt mit Umsicht diejenige Art des Köders, dem die eben gegenwärtigen Fische vorzugäwies nachgehen, und handhabt die Werkzeuge mit unglaublicher Behendigkeit. Selten ist seine Angelschnur an einem Stöcke befestigt; er rollt sie künstlich zusammen; wirft sie weit ab vom Ufer in den Strom und fñhlt, ohne zu sehen, die schwächste Bewegung, welche der angelockte Fisch mit der Angel vornimmt. Dit hörte ich die Indianer behaupten, daß die Fische nicht sowohl durch den Geruch als durch die Gestalt des Köders angezogen würden; und zu meinem nicht geringen Erstaunen fingen sie gerade nur denjenigen Fisch, dessen eigenthümlichen Köder sie aus einem wollenen Lappen, aus Papier, Rinde, einem Insecte, Salzfish oder Fleisch eben so fertig als täuschend gebildet hatten. Wenn man bedenkt, daß unzählige Stämme der brasilianischen Ureinwohner, die in der Nähe großer Gewässer wohnen, eben so sehr auf die Fischnahrung als auf die Thiere des Landes und auf verhältnißmäßig wenige eßbare Vegetabilien hingewiesen werden, so kann es nicht befremden, wenn sie, bei aller übrigen Rohheit, dennoch in der Kunst des Fischfangs eine große Fertigkeit und sogar Kenntnisse besitzen, die bei uns gänzlich unbekannt sind. Der Fischfang des Indianers ist entweder eine Jagd, mit denselben Waffen, die er auch gegen andere Thiere und im Kriege anwendet, oder ein Fangen, indem er den Fisch bald seinem Elemente entzieht, bald durch allerlei mit dem Wasser vermischte Stoffe in Betäubung versetzt. Die Jagd auf Fische geschieht mit Lanzen, Wurffspießen, Pfeilen, oder mit der Eskolica. Die Pfeile haben gewöhnlich Wiederhaken an den Spitzen, und sind aus zwei von einander trennbaren Stücken zusammengesetzt. Sobald die Spitze in dem getroffenen Fische haftet, und dieser in die Tiefe geht, wickelt sich eine feine Schnur vom Vordertheile des Pfeiles ab, der Hintertheil bleibt auf der Oberfläche des Wassers zurück, und zeigt dem Jäger, wo der Fisch zu holen sei. Unglaublich ist die Geschicklichkeit, die der Indianer im Schusse auf pfeilschnell und unter der Wasserfläche dahineilende Fische bewährt. Er weiß die, durch die

Brechung des Bildes im Wasser bewirkte, Täuschung zu berechnen, und verfehlt selten sein flüchtiges Ziel. Vorzüglich geschieht in dieser Wassergattung sind die Vassés, denen ich deshalb oft ein reichliches Mahl am Rio Duvurá verdanke, als uns die Lebensmittel ausgegangen waren. Einige Stämme, wie die eben genannten und die Juris, rühmen sich so guter Bogenschützen, daß sie sogar Schildkröten erlegen könnten, indem sie den Pfeil so gut berechnet in die Luft schießen, daß er, senkrecht herabfallend den hervorstreckten Hals des Thieres, die einzige verwundbare Stelle, durchbohren muß. Die Cordica ist eine Art Brett vom leichtem Holze des Cedro- oder Ambaubaumes, dessen sie sich statt einer Schleuder für lange und schwere Pfeile bedienen, indem sie das parallel in eine Rinne oder auf einen niedrigen Quersteg gelegte Wurfgeschöß mit einer unscheinbaren Bewegung der Hand abwerfen. Wir fanden diese Waffe nur bei einigen alten Indianern vom Stamme der Gambebas und Sorimoés in Tza; sie scheint in den östlichen Gegenden unbekannt zu seyn. Eine ganz verschiedene Art des Fischfangs, die man in Europa wohl schwerlich anders als bei Schleusen der Fischteiche anwendet, sollten wir noch am Spätabend des 16. Septembers sehen. Sie besteht in nichts Geringerem, als die Fische in kleinen Bächen durch plötzlich Auswässern des Wassers auf das Trockne zu setzen. Unser Fahrzeug lag an einer Landspitze vor Anker, durch die ein seichter Wassergraben in den Amazonas herabkommt. Einer unserer Vorkämpfer im Fahrzeuge hatte, wahrscheinlich dem Fischerglücke der übrigen zu Gantzen seines uuerättlichen Appetites nicht genug verdauend, sich in der Gegend umgesehen, und kam von dorthier mit wohlgefälligem Schwunzeln unter dem Ausruf zurück: Jassoana! Aique Igapuja! Aique Piracté! Corutum! (Laßt uns gehn! Da gibts Fische auszuwässern, viele Fische! Gilling!) Fast alle ließen die angefangene Arbeit zurück, und liefen, einige Cujas und Schildkrötschalen in den Händen, zu dem Bache; durch zwei niedrige Sandbänke dämmten sie das stillfließende Wasser in einer Ausdehnung von sechs Klaffern ein, und warfen nun mit solcher Schnelligkeit das Wasser zwischen den ausgespreizten Füßen rückwärts, daß in weniger als zehn Minuten eine Menge von Fischen auf trockenem Grunde zappelten. Die Uebereinkunft, was von dieser Beute mitzunehmen, was zurückzulassen sei, schien ihnen größere Mühe zu machen, als die Arbeit; denn darüber stritten sie lange, indem ein Jeder die Eigenschaften seines Lieblingsfisches anpries, und am Ende kam ihnen unser Ausspruch sehr gelegen, daß alle nützlich wären, und diejenigen, welche nicht zur Speise dienten, für

die Sammlung in das Faß mit Brantwein geworfen werden sollten. Unser Boimann schien durch den glücklichen Fang zu erhöhter Thätigkeit ermuntert; denn da es Nacht geworden war, schlich er sich, während die übrige Rotte, um das Feuer kauend, mit hungrigen Blicken an dem noch unvollendeten Mahle hing, mit einem Feuerbrand an den Strom hinunter. Es dauerte keine Viertelstunde, so kam er mit einem ungeheueren Pirarara zurück, den er triumphirend vor uns in den Sand warf. Diesen zwölf Pfund schweren Fisch hatte er durch den Feuerbrand an's Ufer gelockt, und mit den Händen gefangen. An Orten, wo von Krokodillen nichts zu fürchten ist, stellen die Indianer solche einfache Jagd nicht selten an, die mit der Lachs Jagd am Rhein und in Schottland verglichen werden kann. Auch das sogenannte Forellentzeln, wodurch geschickte Fischer in England die Forellen zwingen, aus ihren Höhlen unter den Steinen hervorzukommen, ist ein den Indianern bekannter Handgeiff. Hat man einmal gesehen, mit welcher Geschicklichkeit der rothe Mensch auch den schlauesten Vogel anzulocken und so lange mit der Schlinge zu umgaukeln versteht, bis er auf eigenen Antrieb hineinschlüpft, so wird es nicht befremden, daß er auch die dummen und minder scheuen Fische durch ähnliche Kunstgriffe fangen kann.

Am 17. und 18. September verfolgten wir unsern Weg im Amazonas, und zwar längs dem südlichen Ufer, stromaufwärts. Begünstigend wehte der Wind, besonders vom frühen Morgen, bis gegen Mittag. Sobald er aufhörte, ward am Festlande oder an einer Insel Halt gemacht, um das Mahl zu bereiten, zu welchem der Strom fast immer seinen Beitrag trefflicher Fische lieferte. Die Nächte wurden in der Nähe des Landes hingebracht, wobei wir von den Mosquitos auf das Empfindlichste gequält wurden. Wenn wir während der Landreise, aus Besorgniß eines Ueberfalles, Nachtwachen anstellen mußten, so schien uns dort die Entbehrung des Schlafes bei weitem minder schmerzlich als hier, wo sie nicht die Folge freien Entschlusses, sondern einer qualvollen Verfolgung war. Wir erblickten übrigens während dieser Tage eben so wenig als früher außer unsern Begleitern ein menschliches Wesen. Diese tiefe Einsamkeit, welche nicht ungünstig auf die Heiterkeit unseres Gemüthes wirkte, kündigte uns an, wie weit wir uns schon von den belebten Küsten entfernt hätten.

Am Morgen des 18. Septembers hatten wir die Ufer von Guzary, etwa sechs Fuß hohe Lettenabhänge, am südlichen Ufer des Amazonas zu unserer Seite. Den ganzen Tag hindurch fuhrten

wir längs diesem Ufer hin; und die Indianer brachen mit dem Frühesten des folgenden Tages auf, so daß uns ihr Rudergerausch erweckte. Als wir aus der Casüte hervortraten, bemerkten wir eine bedeutende Veränderung des Wassers; es war nicht mehr schmutzig gelb, wie das des Amazonas, sondern dunkelgrün und sogar heller, als das des Kingü; wir befanden uns also in der Mündung des Tapajöz. Gegen Mittag erreichten wir die, zwei Legoa oberhalb der Mündung am östlichen Ufer gelegene Villa de Santarem, wo wir uns beeilten an's Land zu gehen, um von den vielen Mühseligkeiten der bisherigen Reise auszuruhen. Santarem ist die wichtigste Villa am ganzen Amazonas, und ihre Lage verbürgt schnelles Aufblühen und Reichthum, bei zunehmender Bevölkerung dieser Gegenden. Sie liegt auf einem ungleichen Grunde, der sich zwölf bis dreißig Fuß über den Strom erhebt. Mehrere Reihen einstöckiger Häuser bilden eine Haupt- und mehrere Nebenstraßen, und tragen das Gepräge von Reinlichkeit und häuslicher Bequemlichkeit. Die neue Kirche, deren Bau noch nicht vollendet war, zeigt von Geschmack und guter Anordnung. Sie ist mit zwei niedrigen, vieredigen Thürmen versehen; eine in den nördlichen Provinzen Brasiliens häufige Bauart. Hier, wie in den übrigen Districten des Innern von Pará, bestehen die Wände der Häuser gewöhnlich aus hölzernen Pfosten, welche mit Flechtwerk verbunden, dick mit Letten bestrichen und weiß bemalt werden. Das Dach ist entweder von Holzziegeln oder von Palmblättern. Nur wenige Häuser haben einen gemauerten Grund und Untermauern von Bruch- oder Backsteinen. Die Zimmer sind geräumig, und zuweilen statt der Fenster gegen die Straße hin mit Thüren versehen, weil sie im vorkommenden Falle auch als Waarenlager benutzt werden sollen. Die Zahl der Gemächer in einer Reihe nicht unbeträchtlich und wird, nach dem Bedürfnisse, in Wohnungen für mehrere Familien abgetheilt. Die Höfe hinter den Häusern sind durch niedrige Lehmwände von einander getrennt, und enthalten gemeinlich einen offenen Hangard, unter dem getrocknet wird, und Hütten für die Diener des Hauses, die größtentheils Indianer, selten Neger oder Mulatten, sind. Statt der Glasfenster steht man fast überall nur Läden von Holz oder von feinem Flechtwerk. Die Fußböden sind selten getäfelt, gewöhnlich mit Backsteinen ausgemauert, oder, besonders in ärmeren Wohnungen, nur mit gestampften Letten ausgeglatzt. Die Thüren bestehen fast überall aus zwei Flügeln, deren jeder aus einem einzigen Brette gearbeitet ist. Die Wände werden mit weißem oder gelblichem Thone bemalt, von dem mächtige

Lager in den Flüssen vorkommen; um dieß Material inniget zu binden, wird es nicht bloß mit Wasser, sondern theilweise auch mit der zähen Milch der Sorbeira, eines Baumes angemengt. Dieser einfachen und anspruchlosen Bauart entspricht auch die Einrichtung der Zimmer. Feine Meubels sind selten, obgleich manche der edelsten Holzarten einheimisch und leicht zu erhalten sind. Gewöhnlich findet man Stühle mit Rohrgeflecht oder mit Leder überzogen, statt der Sopha's einige von weißer Baumwolle in zierlichen Mustern gewebte Hangmatten und einen kleinen Spiegel. Statt der Leuchte erscheinen große messingene Lampen, in denen aus mehreren Dochten das Del des Wunderbaums brennt. Die Anzahl der Einwohner von Santarem erhebt sich nicht viel über zweitausend.

Wir fanden freundliche Aufnahme bei einigen angesehenen Einwohnern der Villa, unter denen seit mehreren Jahren ein Geistlicher wohnte, der früher den Missionengeschäfte in Ostindien obgelegen hatte. Die Indianer um uns her, Arbeiter bei den Colonisten oder Eigner kleiner Anpflanzungen, waren eine Mischung aus zahlreichen Stämmen. Diese durch Zufall vereinigten Indianer kommen übrigens unter einander ganz vorzüglich in dem Haße überein, den sie jeder Einzelne gemäß der angeerbten Eindrücke und Gefühle seines Stammes, gegen irgend einen andern Stamm tragen. Nichts kann niederschlagender für den Menschenfreund seyn, als die Bemerkung, wie tief gerade dieß Gefühl der nationalen Feindschaft und Verfolgungswuth in der Seele des Indianers wurzelt. Es ist so mit seiner Natur verwebt, daß man selten Erkundigungen über irgend einen Stamm einzieht, ohne daß der befragte Indianer aus eigenem Antriebe die erklärten Feinde desselben angäbe. Auf einem ähnlichen, wenn gleich gemildertem, Gefühle beruht auch der Unterscheidungsname, welchen die unter den Weißen wohnenden und ihrer Stammeigentümlichkeiten verlustigen Indianer sich selbst geben. Sie nennen sich nemlich mit Selbstzufriedenheit die *Canicará*, was etwa so viel als die Bekleideten, Gebildeten bezeichnen soll; die weiter westlich, besonders längs dem Amazonas, wohnenden Stämme dagegen nennen sie *Naphruara* d. h. Leute des oberen Flusses, der Wildniß.

Am 21. September hatten wir das Vergnügen, den Capitän Zany ankommen zu sehen, der von Pará aus eine schnelle Reise von siebenzehn Tagen gemacht hatte um uns einzuholen. Da sein Fahrzeug, größer als das unsere, mehr Bequemlichkeiten darbietet, so ließen wir unsere nöthigsten Effecten dahin bringen, um ohne

Unterbrechung in seiner Gesellschaft zu bleiben, und sendeten die eigene Canoa voraus. Von Santarem können verschiedene Wege eingeschlagen werden, um die Reise auf dem Amazonas zu verfolgen. Wir zogen vor, die Reise im Amazonas selbst fortzusetzen. Am Ufer und auf einigen Sandbänken bemerkten wir in Abständen von vierzig bis fünfzig Fuß Pfähle, nach unten convergirend, eingeramelt, die uns als Beweis einer Industrie auffallen mußten. Man beehrte uns, daß sie den Indianern als Standpunkt auf der Schildkrötenjagd dienten. Der Jäger wadet auf jene Stellen hin, besetzt ein Bretchen zum Sitze zwischen den Pfählen, und kauert auf demselben nieder, schußfertig, das Erscheinen der Schildkröten an der Oberfläche des Wassers gewärtigend. Es ist schon vorgekommen, daß der Indianer, wenn er selbstbergessen die Füße in's Wasser hinabhängen ließ, den Krokodilen zur Beute wurde. Die Strömung des Amazonas war an diesen Küsten so heftig, daß wir sehr oft dem Ruder durch ein Seil zu Hülfe kommen mußten, welches in der Montaria stromaufwärts vorausgetragen, um einen Baum geschlungen und zurückgebracht wurde, um das Fahrzeug aufwärts zu ziehen. An hohen Ufern und in der Nähe von Sandbänken mußte ein zweites Seil angebunden werden, damit die Canoa bei dem Zerreißen des ersteren nicht gefährdet würde. Die Arbeit wird überdies noch mühseliger durch dicke Schlingpflanzen und Dornhecken, oder durch das plötzliche Einstürzen der unterhöhlten Thonruer, welche der Mannschaft das Landen erschweren. Mit dieser anstrengenden Schifffahrt brachten wir drei volle Tage längs dem nördlichen Ufer der Insel Paricatiba zu. Dieses Eiland ist fast überall mit künstlichen Anpflanzungen von Cacao bedeckt, und gewährt durch den Anblick der in regelmäßigen Reihen stehenden, anmuthig schattenreichen Bäume einigen Ersatz für den Mangel anderer Beweise einer industriösen Bevölkerung. Nur wenige Hütten und Landhäuser erscheinen an den Buchten und Bächen der Insel, welche wir an mehreren Punkten durchstreiften, um ihre Vegetation kennen zu lernen. Am dritten Tage erreichten wir die ansehnliche Fazenda des Cap. Cabalcante, die fast am westlichen Ende der Insel, noch eine Legoa von der Villa de Obidos entfernt liegt. Mit Eintritt des abendlichen Ostwindes fuhren wir durch diese Meerenge von süßem Wasser. Wir brachten die Nacht oberhalb der Enge von Obidos auf einer niedrigen Sandinsel zu, die der Strom eben erst entblößt hatte. Der Mond war aus düsteren Wolken hervorgetreten, und beleuchtete, in tausendfach gebrochenen Reflexen auf dem Riesenstrome spiegelnd, mit mildem

Lichte die schweigsame Landschaft. Ein fernes Gemurmel der bewegten Fluth tönte in unser Ohr. Doch bald veränderte sich die ruhig heitere Bild; schon verbarg sich der Mond, die tiefste Nacht lagerte sich auf Insel, Wald und Strom, und von ferne brüllten, gleichsam zürnend, von allen Seiten schwere Donnergewitter. Während wir hier mit frohem Gemüthe so zu sagen einen glücklichen Abschnitt in unserem Reisedrama feiern konnten, fühlten wir mit erhöhter Empfänglichkeit alle Schauer dieser furchtbar schwarzen Nacht, die ohne Stern und Leuchte uns nur auf uns selbst, unter Larven die einzige fühlende Brust," zurückwies. Unter ähnlichen Verhältnissen sollten wir von nun an manche Nacht durchwachen, und der freundliche Leser mag wenigstens einmal Zeuge der tiefen niederdrückenden Schwermuth sehn, welcher der Reisende auf dem Amazonas sich bisweilen wider Willen Preis geben fühlen muß.

Reise von der Enge von Ohydos nach der Fortaleza da Barra, dem Hauptorte der Provinz von Rio Negro.

Von dem südlichen Ufer des Amazonas oberhalb der Enge wird die Ueberfahrt bis nach der Villa ohne Mühe in zwanzig bis fünf und zwanzig Minuten gemacht, indem man, alle Kraft der Ruder lediglich für die Durchschneidung des Stromes in nordöstlicher Richtung verwendend, sich nun bloß den abwärts treibenden Wellen überläßt. Die Hügelreihe, welche sich von Ohydos bis an den Rio das Trombetas hin erstreckt, senkte sich allmählig immer tiefer vor uns nieder, und wir erblickten jenen Fluß, der seine klaren Gewässer in eine weite Bucht des Amazonas ergießet. Hier war es, wo Orellanas landende Mannschaft von Indianern angegriffen wurde, in deren Reihen Weiber kämpften, und dieß ist daher ein classischer Ort für die Ethnographie und Geographie des größten der Ströme, der seinen Namen von jener so vielfach geschmückten und bezweifelten Thatsache herleitet. Bei dem allgemeinen Interesse, welches der Gegenstand erweckt, wird man der Versicherung trauen, daß wir, Dr. Spix und ich, keine Mühe scheuten, hierüber Licht oder Gewißheit zu erhalten. Jedoch haben wir, weder irgendwo eine Amazone gesehen, noch von irgend einem zuversichtlichen Einwohner europäischer Abkunft eine Thatsache vernommen, welche auch nur von Ferne mit den fabelhaften Traditionen zusammengehangen wäre. Freilich, Indianer äußerten sich hierüber so, daß eine thätige Einbildungskraft ohne Mühe aus ihrem Verichte ableiten könnte, was nur immer zur Begründung der Fabel nothwendig erscheinen möchte. Auf die Frage: gibt es Amazonen? ist die gewöhnliche Antwort: *Apá*, es scheint so." — Der Rio das Trombetas ist noch nicht bis zu seinen Quellen verfolgt worden, weil zahlreiche und hohe Fälle dem Reisenden entgegen stehen. Oberhalb der Katarakten soll er durch

Fluren laufen. Sein unterstes Gebiet dagegen ist so flach, wie das der übrigen Beiflüsse des Amazonas.

Wir hatten bisher außer den Schnacken keine geflügelten Verfolger gehabt; aber heute fiel uns plötzlich ein Schwarm von Pium an, und mehrere andere Fliegenarten schienen sich mit jenem zu vereinigen, um uns einen lästigen Krieg zu machen. Der Pium ist eine kleine Mücke mit großem Kopfe und starkem kurzem Saugerüssel. Er kommt in engen Kreisen mit außerordentlicher Schnelligkeit angeflogen, setzt sich auf die Haut, indem er gleichzeitig alle sechs Füße und den Rüssel aufstemmt, und im Augenblicke, da er seinen Blutdurst zu befriedigen anfängt, fühlt man einen durchdringenden, stechenden Schmerz, der immer heftiger wird. In einer halben Minute hat sich das Thier gewöhnlich vollgefogen, und nun fliegt es schnell davon. Die Saugkraft seines Rüssels ist so groß, daß es die ihm ausgesetzte Oberhaut in eine halbkuglige hohe Blase erhebt, die anfänglich halbdurchsichtig, später aber von einer Blutergießung eingenommen und rothgefärbt wird. Keine Worte reichen hin, die Qual zu beschreiben, welche dieses furchtbare Insect über den Reisenden verhängt, wo es in dichten Schwärmen auf ihn nieder fällt. Wenn eine große Anzahl Stiche irgend einen Theil getroffen haben, so verbreitet sich über ihn ein brennender Schmerz, der einigenmassen durch ein kühles Bad gelindert wird. Sind die Stiche aber sehr dicht gefallen, so verursachen sie oberflächliche Geschwüre, die bei dem fortwährenden Jucken und Hautreiz gefährlich werden können; ja man erzählte uns von Fällen, daß Indianer an der *Viéra*, so nennt man den Ausschlag, gestorben seyen. Kein Reisender auf dem obern Theile des Amazonas kann dieser Plage entgehen, und man findet deshalb nicht selten in den Häusern der Ansiedler einen Diensthoten bereit, am Abend beim Fußwaschen die Reste jener Stiche, welche besonders den Händen das Ansehen geben, als seyen sie mit unzähligen Blutpunkten besetzt, mittelst einer feinen Nadel auszugraben, ebenso wie in den südlichen Provinzen die Diensthbarkeit eines Sklaven sich auf das Ausziehen der Sandflöhe aus den Zehen bezieht. Der Pium fliegt übrigens nur bei Tage, und ist gerade am lästigsten im hellen Sonnenscheine, bei Nacht zieht er sich zurück. Ein anderes Insect, welches besonders um Sonnenuntergang erscheint, ist der *Maruiu*, eine Schnackenart, die, obgleich fast dreimal kleiner als die *Carapaná*, dennoch durch den eindringenden Schmerz ihrer Stiche nicht weniger, als diese, lästig wird. Nur darin zeichnet sie sich vortheilhaft vor der *Carapaná* aus, daß sie ihre Verfolgung in der Stille, ohne das widerliche Gefumse anstellt,

und daß sie nur kurze Zeit bei den Reisenden verweilt, denn mit Eintritt der dunklen Nacht zieht sie sich in die Wälder zurück, um jener, dem Feinde nächtlicher Ruhe, Platz zu machen. Maruim und Carapaná werden nur durch dicke Seidenzeuge abgehalten, während der Vium immer nur die unbedeckte Haut angreift. Die Indianer, größtentheils unbekleidet, bieten ihren fleischigen Rücken diesen fürchtbaren Feinden mit einem Gleichmuth dar, dessen keine andere Race fähig wäre. Im Dienste des Schiffes beschäftigt, schlagen sie sich oft die ganze Fläche des Ruders maschinenmäßig auf den Rücken; aber nur höchst selten suchen sie sich gegenseitig ihre Beiniger zu verschrecken. Solche Dienste freundlicher Aufmerksamkeit sind ihrem Charakter fremd. Selten hört man sie über die Unzahl der Moskiten klagen, wo dann die Plage eine selbst dem bekleideten Europäer fast unerträgliche Marter geworden ist. Ein Stück Baumwollenzeuges, oder des in großen Lappen abziehbaren Bastes bisweilen eine Lage schwarzen Morastes, oder ein Pulver aus Sand und Pech, womit sie die schutzloseren Theile des Körpers überziehen, sind die Mittel, wodurch sie der Verfolgung wenigstens einigermaßen zu entgehen trachten. Nur in dem obersten Gegenden am Uburá fand ich jene kleinen, backofenartigen Hütten in denen die Indianer am Drenoco sich den Stichen ihrer Beiniger zu entziehen suchten. Die stärkere Bewegung der Atmosphäre auf dem Amazonenstrom, über dessen Mitte diese Insecten stets seltner sind, als an den Ufern, läßt mich glauben, daß nichts so sehr zu der Verminderung dieser fürchtbaren Landplage mitwirken werde, als die Ausrottung einzelner Waldstriche, wodurch dem Zuge der Winde Bahn gemacht würde.

Vor der westlichen Mündung des Neamundá bewegen sich die Gewässer in einem gewaltigen Wirbel, der so gefährlich seyn soll, daß ihn alle Fahrzeuge geflissentlich vermeiden, indem sie wieder auf das südliche Ufer des Amazonas übersetzen. Auch wir suchten daher, an der östlichen Mündung des Neamundá angelangt, das südliche Ufer des Stromes. Auf der Südseite angelangt, fanden wir die zerstreuten Cacaoplantagen von Maracau-açu Tapera (Ort der großen Klapperbüchsen). Diese Pflanzungen entschädigen durch ihren fruchtbaren Boden keineswegs für die traurige Einsamkeit des Waldes. Hier war es, wo uns zum erstenmale eine große Dnze erschreckte, der wir, Dr. Spix und ich, bei einem Spaziergange begegneten, welchen wir, während die Mannschaft kochte, in den dunklen Wald unternahmen. Das Thier war von ungewöhnlicher Größe, und kam, wie es schien, vom Saufen am Ufer des Flusses

zurück, indem es einigemal stehen blieb, um die benäßte Schnauze mit der Bordertage abzutrocknen. Wir waren kaum dreißig Schritte von ihm entfernt, und der seltene Anblick hemmte plötzlich unsere Schritte. Da nur Dr. Spix mit einer Vogelflinte bewaffnet war, so wußten wir dem Zufalle Dank, welcher das gefährliche Thier an uns vorbei in den Wald zurückführte, ohne daß wir von ihm bemerkt worden wären. Die Indianer erzählen viel von der Stärke, des Jaguars, welcher sogar einen Kamantin von mehreren Zentnern Gewicht bei der Schnauze ergreifen und schwimmend an das Ufer ziehen, ja selbst im Kampfe mit dem Kaiman gewöhnlich Sieger bleiben soll. Auch hier, wie in den meisten Gegenden Brasiliens ist die gefleckte Abart häufiger, als die einfärbige schwarze. Weilien kommen diese Thiere, von Hunger getrieben sogar in die Ansiedlungen, wo sie jedoch den Menschen nur gereizt, und dann denn schwarzen oder färbigen furchtloser, als den weißen, angreifen.

Die Schiffahrt an der südlichen Küste des Continentes war langsam, weil der Wind gänzlich fehlte. Wir erreichten daher erst am 1. October den Grenzposten von Parentim, einige Hütten am Fuße eines etwa 200 Schuh hohen, mit dichter Urwaldung bedeckten Hügel, der gewissermaßen als ein natürlicher Grenzpunkt zwischen den Provinzen von Pará und Rio Negro betrachtet werden kann. Der Gouverneur, erschreckt von dem Gerüchte einer bösarigen Blatterseuche, welche in der untern Provinz wüthe, hatte ein Detachement Milizsoldaten mit der Absicht hieher beordert, den Eintritt aller Reisenden in die obere Provinz einer strengen Controlle zu unterwerfen. Zwar waren wir seit mehreren Wochen ohne Verührung mit den Bewohnern der Ufer, bei dem vollkommensten Gesundheitszustande der Equipage, überzeugt, daß wir keine Ansteckung mit uns führen könnten; jedoch durften die heilsamen Maaßregeln der Gesundheitspolizei durch uns auf keine Weise verletzt werden. Auf der andern Seite konnten wir uns nicht zu einer vierzhtägigen Quarantaine in dieser einsamen Wildniß entschließen, welche uns durch die Dual unzähliger Mosquiten, schon nach wenigen Stunden eine Hölle schien. Wir nahmen daher den Vorschlag des commandirenden Unteroffiziers an, auf einer, mit zehn hier anwesenden Indianern equipirten Canoa nach Villa nova da Rainha voranzugehen, und unsere Mannschaft mit den beiden Fahrzeugen unter dem Befehle des uns begleitenden Sergeanten zurückzulassen, bis eine Erlaubniß der Weiterreise von dem Herrn Gouverneur in der Fortaleza da Barra eingeholt sey. Eine Schiffahrt von sechs Stunden

brachte uns in jene Villa. Die Ortschaft besteht aus mehreren Reihen niedriger, zum Theil fensterloser, mit Palmblättern bedeckter Häuschen.

Der Aufenthalt in der Villa nova da Rainha ward uns in jeder Beziehung angenehm, vorzüglich durch die freundschaftliche Aufnahme des Commandanten, Sr. Elias de Seiras. Die Villa hat, als östliche Ortschaft der Provinz von Rio Negro eine Besatzung von einigen und zwanzig Soldaten, mit der Bestimmung, die benachbarten Indianer in Furcht zu halten, und die vorbeifahrenden Handelscanoes zu controlliren, deren Fracht angegeben werden muß. Vor dem Wachthause (Quartel) fanden wir zwei Canonen aufgestellt, die vorzüglich zu Salutationen bei Kirchensesten gebraucht werden. Kleine Detachements der Soldaten begleiten bisweilen die Reisenden auf den Madeirafuß, oder zu den beiden großen Indianerbevölkerungen von Canomá und Mauhé, deren Einwohner von zwei Missionären regiert werden, und zwar friedliche Gesinnungen gegen die sie besuchenden Handelsleute hegen, aber ihrer großen Zahl wegen Vorsicht nöthig machen. Wir fanden daselbst lange Reihen von Goajarabäumen und am Abhange des Ufers nahe am Strome, eine unglaublich reiche Bisangpflanzung. Neben den Goajaven fanden wir einen großen Cassaci, jenen verrufenen Giftbaum, mit dessen Milch die Indianer die Fische betäuben. Es ward beschloffen, selbst einen Versuch in diesem Fischfange zu machen, und sogleich fanden sich einige Indianer, die den Saft auffingen. Eine, in den untern Theil des Stammes gehauene, anderthalb Zoll tiefe, Spalte an welche ein dünnes Rohrstück befestigt wurde, lieferte in drei Stunden etwa zwei Flaschen eines fast geruchlosen Milchsaftes, der auf der Spitze der Zunge einen scharfen brennenden Geschmack und eine längere Zeit andauernde Röthe hervorbrachte. Er war von der Consistenz einer sehr fetten Milch, und hatte, als er etwa eine Stunde lang getragen worden war, auf dem Boden des Gefäßes eine zähe käsartige Substanz abgesetzt. Wir begaben uns in den Wald, wohin mehrere Indianer vorausgegangen waren, um einen schiefeichen Graben einzudämmen, welcher dort in einen größeren Igarapé einmündet. In dem letzteren fanden wir jene, aus einer Reihe, in dem Umriß einer Seige eingesteckten, Stäbe gekildete, eigenthümliche Art von Fischreusen angebracht, welche die Indianer in allen Theilen Brasiliens anlegen, um die, den Fluß herabkommenden, Fische in den Windungen aufzuhalten. Der kleinere Bach war an seiner Mündung in den größeren durch ein Wehr von Faschinen und Sand abgedämmt worden, und wir bemerkten bereits

viele Fische in dem untern Theile, welche mit Lebhaftigkeit umher schwammen. Nachdem das aufgestaute Gewässer überzutreten anfing, hieben die Indianer einen buschichten Uferbaum um, warfen ihn etwa hundert Schritte oberhalb der Mündung in den Bach, um den Fischen die Rückkehr zu erschweren, und goßen nun die Töpfe des Milchsaftes an mehreren Stellen über das Wasser aus. Die Vermischung ward durch Umrühren mit langen Stöcken befördert. Etwa zehn Minuten mochten verfließen sehn, als die zahlreichen Fische in eine allgemeine und immer lebhafter werdende Bewegung gerietben. Sie kamen häufig an die Oberfläche des Wassers, aus dem sie den Kopf hervorstreckten, schnalzten hin und her, und mehrere der größten und stärksten sprangen so hoch aus dem Bache auf, daß sie zum Theil auf das Ufer herabfielen, andere befreiten sich, indem sie glücklich über das Wehr in den größeren Bach entkamen. Diese Anstrengungen waren jedoch nur von kurzer Dauer; es trat eine allgemeine Stille ein, und die kleineren Fische kamen ohne Bewegung, die größeren mit fortdauerndem, aber schwächerem Schnalzen an die Oberfläche. Die Kiemendeckel waren weit geöffnet und die Thiere schienen ohne Bewußtseyn und Bewegungsfähigkeit zu sehn, indem sie sich von den, in den Bach wadenden Indianern mit den Händen fangen ließen. Bevor sie ganz regungslos, mit dem Bauche nach oben gekehrt, im Bache flottirten, kehrten sie sich gleichsam trunken von der einen auf die andere Seite. Die Fische wurden übrigens ohne Nachtheil gegessen. Die Indianer neigen sehr dahin, diese Art von Fischfang allen andern vorzuziehen, wodurch sie oft großen Schaden in Tüchchen und Bächen veranlassen. Die Regierung hat deßhalb das Vergiften der Flüsse durch Verbote untersagt, welche jedoch wenig gehalten werden. Im Yupurá hatte ich Gelegenheit noch anderen Arten des Fischfanges beizuwohnen. Statt der giftigen Milch bediente man sich dort, wie es in vielen andern Gegenden Brasiliens üblich ist, der Ranken des Limbó. Große Büschel derselben werden zwischen Holz oder Steinen gequetscht, und dann von mehreren Kähnen, welche den See in mancherlei Richtungen durchkreuzen, an der Oberfläche des Wassers herumgeführt, worauf die Fische, von Schwindel ergriffen, aus dem Wasser hervorspringen, oder bewegungslos darauf hintreiben, bis sie von den Schützen, welche jenen Kähnen in anderen entgegenkommen, geschossen oder mit den Händen gefangen werden. Die einfachste aller Arten beobachtete ich an dem Bache Jui. Als dort meine Indianer bei gänzlichem Mangel der Provisionsen auf den Fischfang hingewiesen waren, dämmten sie einen Theil des Baches ein, und peitschten das Wasser mit langen

Stöcken, bis mehrere Fische betäubt und halb todt in ihre Hände fielen.

Der Aufenthalt in Topinambarana bereicherte uns mit mancherlei Anschauungen von dem Leben der Indianer, die wir unter der Leitung eines wohlwollenden Commandanten zutraulicher und friedlicher fanden, als irgendwo sonst. Die Nähe der großen Völkerstämme Mundrucú und Mauhés bringt Leben und Betriebsamkeit in das Dertchen, und verleiht den angefehlten Indianern noch etwas von jener Lebensfrische ihres ursprünglichen Naturzustandes, welche in den meisten längere Zeit bestehenden, Aldeas von Schläfrigkeit, Unlust und größter Sittenlosigkeit verdrängt wird. Doch mußten wir auch hier mit Bedauern das Hauptlaster der Indianer, ihre Trunkenheit, bemerken, wodurch der schönste Keim der Civilisation in diesen Ländern unterdrückt, und vielleicht auch die Entvölkerung befördert wird. Man würde Unrecht thun, wollte man die Trunksucht als lediglich durch die Europäer eingeführt betrachten. Die rothen Menschen kannten schon vor der Entdeckung Amerika's berausende Getränke, das Basuarú aus sauer gewordenen Mandioccamurzeln, und das Casiri aus den großen Broden des Mandioccamehles. In dem Zustande der Trunkenheit geht ihre ruhige und schweigsame Natur zu wildem Lärm und Geschrei über, und es fehlt dann nicht an Zank und Streit, der Blutvergießen macht. Wir hatten deshalb unieren, auf Erlaubniß des Commandanten zur Villa gekommenen, Leuten strenge verboten, nach Sonnenuntergang die Hütten der Indianer zu besuchen; aber es war schwer, sie von der lärmenden Lustbarkeit zurück zu halten, welche sie aus den gast freundlich geöffneten Hütten der Indianer beim Scheine des Mondes anlockte. Einer der Soldaten, ein Portugiese, mit dem wir bald aus gegründeteren Ursachen unzufrieden sehn sollten, konnte des Lobes der wild durchschwärmten Nächte kein Ende finden, und der wackere Sergeant äußerte mit Bedauern, daß man hier im Sertão die Lustigkeit, wenn auch nicht des Himmels, doch der Hölle, fände.

Als wir am 5. October die Villa verließen, fanden wir die Ufer bis auf eine Höhe von zwölf Fuß entblößt, da der Strom seit einigen Tagen sich stärker zu entleeren begann. Die Sandinseln im Strome tauchten in größerer Ausdehnung aus der Fluth auf; von nun an boten sie uns für jede Nacht Herberge, und überdies ein erfreuliches Schauspiel, weil sie mit unzähligen Wafserbögen bedeckt waren, welche eben jetzt ihre Eier legten. Unsere Leute brachten ganze Körbe voll Eier, die sie unter lautem Ge-

schrei der ängstlich umherfliegenden Möven vom Sande aufgelesen hatten. Dieser Vogel legt zwei, denen unserer Kibizen, ähnliche Eier. Auch Enten, Laucher, Reiher und bisweilen die gravitatischen Magoaris belebten diese Inseln, welche sich nicht selten auf eine halbe Stunde und mehr in die Länge bei verhältnißmäßiger Breite ausdehnen. Von zahlreicher Beute angelockt, steigen auch die Kaimans in großer Anzahl auf die Ufer herauf. Wir sahen deren manchmal ganze Haufen mit halbgeöffnetem Rachen und blinzenden Augen liegen, der Annäherung des harmlosen Gefieders gewärtig. — Sobald wir landeten, war das erste Geschäft, unsere Hammatten aufzuhängen. Die Indianer brachten alsbald zahlreiche Beute von Fischen herbei. Feuer verschafften sie sich entweder durch Reibung zweier Stäbe trocknen Cacaoholzes, deren einer senkrecht auf dem andern in quirlender Bewegung herumgeführt wird, oder durch Stahl und Stein, indem sie die Funken auf ein trockenes, von Ameisen durchstreffenes Holz fallen ließen, dessen zunderartige Lappen sie in einem Bambusrohre aufbewahren. Frische Fische wurden gekocht, oder auf einem Roste, der getrocknete Piraruci aber auf die einfachste Weise, gebraten, indem sie die Stücke auf Holz oder selbst im Sande um das Feuer her legten. Das Mandiocamehl pfliegten sie meistens, jeder in einer eigenen Cuja, mit heißem Wasser anzubrühn. War das Mahl gehalten, wobei gewöhnlich wenig gesprochen wurde, und verhinderte die einbrechende Nacht, weiteres Umherstreifen auf der Insel, so suchte sich jeder eine Schlafstätte auf, die er nach seinem Bedürfnisse einrichtete. Die wenigsten blieben auf dem Fahrzeuge zurück; meistens lagerten sie sich rings um das Feuer, gruben einen Theil des Körpers in den Sand ein, und spannten über den übrigen ihre wenigen Kleidungsstücke aus, um die Moskiten und den Nachthau abzuhalten, den sie Alle fürchteten. Wenn sie in der Nähe unseres Bivouac Palmen fanden, so hieben sie wohl einige nieder, um aus den kreisförmig in den Sand gesteckten Wedeln ein Blätterdach zu bilden. War das Lager unbequem, so hörten wir oft die ganze Nacht hindurch reden, bisweilen sogar scherzen und lachen, und fanden dessen ungeachtet bei Anbruch des Tages die Mannschaft frisch und zum Ruderdienste aufgelegt. Um so länger schliefen sie dagegen an bequemen Orten, wo wir sie oft erst spät am Morgen austreiben konnten. Bei aller Rohheit dieser Naturmenschen muß dennoch der europäische Reisende ihrer gutmüthigen Unverdroffenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Oft rührte mich die Betrachtung der harmlosen Einfalt dieser armen Menschen, welche unwissend wohin, auf hunderte von Meilen

etnem ihnen ganz fremden Interesse folgten, und dabei von jedem Gedanken eines Erwerbes oder Gewinnes so weit entfernt waren, daß es schien, sie begleiteten uns bloß aus — Langeweile.

Wir hatten anderthalb Tage von Villa nova aus zurückgelegt, ohne das nördliche Ufer des Stromes zu erblicken, indem wir stets in Nebencanälen zwischen niedrigen Inseln aufwärts ruderten. Die Sandinseln nahmen von nun an Ausdehnung immer mehr zu, und auf ihnen wurden die Spuren ste besuchender Schildkröten häufiger. Wo immer wir an irgend einer von Wasser unbedeckten Sandbank stille hielten, um Wind zu erwarten, oder kochen zu lassen, mußten wir die Leichtigkeit bewundern, womit unsere Indianer die Spuren der Schildkröten und ihrer tief im Sande vergrabenen Eier auffanden. In diesen Gegenden brachten sie uns häufiger die Eier der Tracara, als der großen Schildkröte. Die ersteren, von elliptischer Gestalt und eines Holles Länge, enthalten eine krümelige Dotter, welche besonders im Caffee, wo sie uns die Stelle der Milch ersetzen mußte, oder in Fett gebraten, sehr wohlschmeckend ist. Aus diesem Grunde werden sie von den Anstiedlern zu diesem und ähnlichen Gebrauche den Eiern der sogenannten großen Schildkröte vorgezogen, deren Fett besonders für die Bereitung der Butter aus Schildkröteneiern verwendet wird.

Von der Villa nova aus, war uns ein, seit längerer Zeit daselbst angefehdeter Indianer vom Stamme der Mundrucús in der Absicht gefolgt, seinen kleinen Kahn mit Eiern gefüllt, zurück zu führen. Dieser stieß, den Strand der Sandinseln durchstreifend, auf mehrere Familien Muraú-Indianer, und lud uns ein, sie in ihren wandernden Hütten zu besuchen. Vielleicht geschah es in der eiteln Absicht, sich uns jenen herumerschweifenden Wilden gegenüber als gefürchteter Besieger zu zeigen. Die kriegerische Nation der Mundrucús nämlich, welche 1770, und in den darauf folgenden Jahren mehrere verheerende Anfälle gegen die portugiesischen Niederlassungen am Tapajoz gemacht hatte, ist seit zwanzig Jahren durch Geschenke und wohlwollendes Betragen den portugiesischen Anstiedlern befreundet worden, und hat sich, wenigstens theilweise, durch ein Friedensbündniß so enge angeschlossen, daß man ihre Waffenstärke gegen die Muraú richten konnte, die in einzelnen Trupps einherziehend, als Räuber und Wegelagerer die Fahrt auf den Strömen und die Niederlassungen an denselben gefährlich machten. Dieser kleine Krieg war von den Mundrucús unter Beihülfe portugiesischer Waffen Jahre lang mit beispielloser Grausamkeit fortgesetzt worden, und hatte die Folge, daß die Macht der

Muras gebrochen und ein Theil derselben veranlaßt wurde, sich nach Süden gegen die Katarakten des Madeiraflusses zu wenden; ein anderer aber in kleineren Haufen an dem Hauptstrome zurückblieb, wo er sich nur in kleinen Räubereien eher lästig, als gefährlich zeigt. Das Uebergewicht, welches sich die Mundrucú hiedurch erworben, ist so groß, daß die Muras ihren Todfeinden überall aus dem Wege gehen, ja es nicht einmal wagen sollen, sich gegen sie zur Wehre zu setzen, wenn sie einzeln zu ihren Hütten kämen, und ihnen sogar ihre Weiber wegzuführen versuchten. Die Hoffnung einer reichen Beute hatte gegenwärtig mehrere Familien der Muras auf die Inseln und Stromufer herbeigeloct, an welchen wir vorüberfuhren. In einer kleinen Bucht sahen wir eine Horde von etwa dreißig Personen gelagert. Männer, Weiber und Kinder standen um ein großes Feuer, worauf sie einige Schildkröten brateten. Auf Sr. Jany's Zuruf in ihrer Sprache: „Gamara! abutia hey! Gôbe schurey: dohe pae-tisse“ (Kamerad, komm schnell! Bring Schildkröten! Hier ist Branntwein!) warien sich mehrere derselben in ihre Kähne, um uns zu folgen. Jedoch, entweder weil wir zu kräftig ruderten, um halb erreicht zu werden, oder vielleicht, weil sie des begleitenden Mundrucú anständig geworden waren, — sie kehrten nach einiaer Zeit wieder um, ohne uns besucht zu haben. Am folgenden Tage erblickten wir eine andere Horde, die sich auf einem waldigen Vorsprunge des Ufers Hütten erbaut hatte. Als sie vier Bewaffnete und einen gravitätischen, mit Bogen und Pfeil gerüsteten, Mundrucú in einer Montaria auf sich zukommen sahen, wollte die Mehrzahl die Flucht ergreifen. Doch gelang es unserm Zurufe, sie festzuhalten. Am Lande angekommen, ließen wir den Mundrucú seine Waffen im Kahne niederlegen, und wir selbst suchten sie durch einige Geschenke von Glasperlen und Angeleisen zutraulich zu machen, was jedoch wenig gelang. Man deutete auf eine entfernter im Walde stehende Hütte, als dem Wohnorte des Anführers, welcher eben dort sey. Als wir in die Hütte traten, und der Mundrucú uns folgte, malte sich Zorn, Verwirrung und Furcht in den Zügen des Tuxaua (Anführers), und er schien froh, daß wir uns bald aus der niedrigen, rauchigen Hütte ins Freie zurück zogen. Auch reichten wenige Minuten hin, um den ärmlichen und unreinlichen Hausrath zu überschauen. Noch nirgends war uns das rohe Glend des amerikaniſchen Wilden so unheimlich und traurig erschienen. Alles deutete darauf hin, daß selbst die einfachsten Bedürfnisse auf eine fast thierische Weise be-

friedigt würden. Die aus kurzen Baumstämmen errichtete, mit Reisig und Palmblättern gedeckte Hütte, deren niedrige Thüre auch als Fenster und Rauchfang dienete, war kaum länger, als eine Gangmatte, zu der hier kein künstliches Flechtwerk, sondern nur eine fahnförmig abgezogene Baumrinde benützt war. Außer einigen Waffen fehlte jeglicher Hausrath. Das Weib, welches bei unserm Eintritte erschrocken aus der Liegerstatt aufstuh, war eben so wenig bekleidet, als der Mann, und die der Horde zugehörigen Kinder. Der Ausdruck der Physiognomien war wild, unstät und niedrig. Selbst das Freiheitsgefühl konnte die breiten, verwirrten, von lang herab hängenden Haupthaaren verdüsterten, Züge nicht erheitern. Die Männer trugen ein zolldickes Stück Holz in der Unterlippe, und ein Weib hatte in dem durchbohrten Nasenknorpel einen dünnen Cylinder von Bambusrohr, den sie bei unserer Annäherung selbstgefällig mit einem Stücke gelben Harzes vertauschen wollte. Um den Hals trugen die Meisten eine Schnur dicht gereihter Affen- und Coatzähne, oder zwei halbmondförmig vereinigte Klauen eines großen Ameisen-ressers, mittelst eines Baumwollensfadens befestigt, und am ganzen Körper waren sie mit rother und schwarzer Farbe bemalt. Einiae Männer mit großen, unregelmäßigen, schwarzen Flecken auf Brust und Unterleib, hatten davon ein eckelhaftes Aussehen, das durch Schmutz und Unreinlichkeit vermehrt wurde. Zwei junge Weiber hielten sich am ganzen Körper mit Flußschlamm überstrichen, um die Plage der Moskiten weniger zu empfinden. Die Horde hatte sich seit mehreren Wochen hier niedergelassen, und war von einer Wache verfolgt worden, welche auf Befehl des Gouvernements die von Schildkröten besuchten Prahas begeht, um Unfug durch zu frühes Ausarbeiten der Eier und Verschwendung der Thiere zu verhindern. Um diese zu täuschen, hatten sie ihre kleinen Kähne, an Lianen festgebunden, in den Strom versenkt, und sich auf einen Tag lang in die benachbarten Wälder vertieft. Diese Nachrichten erzählten sie mit grinsendem Lachen dem Kapitän Zany, der die Murasprache gelernt hat, weil seit mehreren Jahren eine Niederlassung des Stammes nächst seiner Faznda besteht, die er daselbst duldet, und, wenn ihre launenhafte Trägheit einwilligt, zum Fischfange benützt.

Die Muras sind einer der zahlreichsten Stämme, und um so weiter verbreitet, als sie keine festen Wohnsitze haben, sondern nach Loune und Bedürfniß an den größeren Strömen umherwandern. Man nimmt an, daß die Gesamtzahl aller einzelnen Horden sich auf sechs bis siebentausend Bögen, d. h. bewaffnete Männer, belaufe,

und demgemäß dürfte die ganze Nation aus dreißig bis vierzigtausend Individuen bestehen. Sie scheinen ursprünglich an dem unteren Madeira gewohnt zu haben, von wo aus sie sich zum Theile vielleicht wegen der Verfolgung der Mundrucus, in kleinere Horden zerstreut und an den Solimoes, Rio Negro und den Amazonas gezogen haben. So wie die Bahagoas die Geißel des Paraguaystromes sind, haben die Mura, seit man sie kennt, entweder allein, oder mit den befreundeten Toras die nördlichen Ströme unsicher gemacht. Diese beiden Stämme wurden deshalb von den europäischen Anstiedlern als freie Wegelagerer rücksichtsloser, denn alle übrigen, verfolgt. Sie pflegten an Stellen der Flüsse, welche durch stärkere Strömung die aufwärts Schiffenden beschäftigen, Ueberfälle zu wagen, zu welchem Ende sie Wachtposten auf hohen Bäumen aufstellten. Der nahende Feind wird durch das Ture, ein schnarrendes, zinkenartiges Instrument signalisirt, das sie aus einem dicken Bambusrohre bereiten, in dessen durchbohrte Knotenwand ein dünneres, der Länge nach in eine Zunge eröffnetes Rohrstückchen befestigt wird, so daß das Ganze die einfachste Nachahmung einer Drossel darstellt. Unter der Begleitung dieses Instrumentes führen sie auch ihre wilden Tänze auf. Obgleich gegenwärtig, wenigstens theilweise, schon aus dem feindseligen Verhältnisse getreten, verachteten sie dennoch den Dienst des Weißen, mehr als irgend ein anderer Stamm, und nur ihre Neigung zum Brauntweine macht sie bisweilen auf kurze Zeit dienstbar. Ohne diesen Talisman würde die Erscheinung eines Mura unter den Weißen die größte Seltenheit seyn. Alle übrigen Lockungen bleiben ohne Kraft bei Menschen, deren niedrige Cultur selbst die einfachsten Bedürfnisse verschmäht. Als geschickte Fischer und Jäger, und nur mit der Gegenwart beschäftigt, haben sie gewöhnlich hinreichende Mittel zur Subsistenz, und sie prassen im Genuße des Ueberflusses, während sie in Tagen des Mangels mit Resignation Hunger leiden. Ihre ungebändigte Wildheit äußert sich auch in ihrem Zähorne und in einer Raufsucht, welche durch den Genuß des Branntweins oft zum Nachtheile der Anstiedler ausschlägt. So sehr sie übrigens die Dienstbarkeit der Weißen scheuen, und so hartnäckig sie sich bisher von jeder Art von Frohne im Dienste der Regierung frei gehalten haben, hat man dennoch Beispiele, daß Weiße sich bei kluger Ausföhrung lange Zeit unangetastet unter ihnen erhalten konnten. Ihre Sprache, ganz guttural, und stets mit Gesticulation der Hände und mit lebhaftem Mienenspiele hervorgestossen, lautet höchst unangenehm, und ist schwer nachzusprechen. Die wilde und unfläte Gemüthsart die-

ses Stammes hat ihn den meisten Nachbarn befeindet, und der Krieg mit den Mundrucús, Catauris und Mauhés, als erklärten Feinden, wird ohne Unterlaß, mit andern Stämmen aber nach vorhergängiger Kriegserklärung geführt, die darin besteht, einige mit der Spitze nach oben gerichtete Pfeile auf feindlichen Grund und Boden zu stecken. — Eine höchst seltsame Sitte, welche unter die Eigenthümlichkeiten des Stammes gehört, ist der Gebrauch eines Schnupstabs (Paricá). Das Pulver wird aus den gedörrten Saamen der Parica-üva, einer Art Inga, bereitet. Jährlich einmal gebraucht jede Horde das Paricá acht Tage lang unter anhaltendem Trinken berausender Getränke, Tanzen und Singen. Das Fest soll den Eintritt der Jünglinge in die Mannbarkeit feiern; wir hörten jedoch, daß es ohne Beziehung hierauf nach der Reise der Saamen gehalten würde. In einem geräumigen offenen Hause versammelt sich die ganze Horde, und wird von den Weibern mit reichlich gespendeten Gulas des Cajiri und anderen vegetabilischen Getränken erhitzt. Die Männer reihen sich sodann nach gegenseitiger Wahl paarweise zusammen, und peitschen sich mit langen Riemen vom Leder des Tapirs oder Lamantins bis auf das Blut. Diese seltsame Geißlung wird von ihnen nicht als ein feindseliger, sondern vielmehr als ein Akt der Liebe angesehen. Nachdem die blutige Operation mehrere Tage lang fortgesetzt worden, blasen sich die paarweise verbundenen Gefährten das Paricá mittelst einer fußlangen Röhre, — gewöhnlich ist es der ausgehöhlte Schenkelknochen des Tapirs, — in die Nasenlöcher; und dieß geschieht mit solcher Gewalt, und so unausgesetzt, daß bisweilen einzelne, entweder erstickt von dem feinen, bis in die Stirnhöhlen hinaufgetriebenen Staube, oder überreizt von seiner narkotischen Wirkung todt auf dem Plage bleiben. Nichts soll der Wuth gleichen, womit die Paare das Paricá aus den großen Bambusröhren, worin es aufbewahrt wird, vermittelst eines hohlen Krokodilzahnes, der das Maas einer jedesmaligen Einblasung enthält, in den dazu bestimmten hohlen Knochen füllen, und es sich, auf den Knien genähert, einblasen und einstopfen. Eine plötzliche Exaltation, unsinniges Reden, Schreien, Singen, wildes Springen und Tanzen ist die Folge der Operation, nach der sie in eine viehische Trunkenheit verfallen. Man kann nicht umhin, durch diese Lustbarkeit an die edelhafte Sitte der Ostiafen und Kamischadalen erinnert zu werden, welche sich bekanntlich durch den Genuß des Fliegenschwammes und des Urins derjenigen, die den giftigen Absud getrunken, zu einer ähnlichen Wuth erhitzen. Nachdem wir uns unter den Muras und in ihren Hütten umge-

sehen hatten, wendeten wir uns an die Untersuchung ihrer Fahrzeuge. Nur ein einziges war von leichtem Holze gezimmert, und hatte eine Länge von zwanzig Fuß; die übrigen bestanden bloß aus einigen Lagen von Baumrinde, die durch Spö verbunden, und an beiden Enden in die Höhe gebunden, einen halbcylindrischen Schlauch von zwölf bis fünfzehn Fuß Länge bildeten. In solch elendem Fahrzeuge setzen sich drei oder vier Muras dem größten der Ströme aus, und wenn es zufällig umschlägt, oder sich allmählig mit Wasser anfüllt, so schwimmen sie so lange neben demselben her, bis es wieder ausgeschöpft und in Stand gerichtet ist, die Mannschaft einzunehmen. Bei unserer Abreise von den Muras ließen wir ihnen einige Flaschen Brantwein zurück, deren sie sich mit wahrer Leidenschaft bemächtigten, indem sie dieselben mit verschränkten Armen an sich drückten. Wie es schien, berathschlagten sie lange, auf welche Art ihre Dankbarkeit zu beweisen sey; und als wir bereits vom Lande gestossen hatten, brachten sie eine große Schildkröte als Gegengeschenk nach.

Am Mittage des zweiten Tages nach unserer Abreise von Topinambarana erschienen die hohen röthlichen Lettenwände von Cararau = açú am nördlichen Ufer des Stromes. Wir setzten zu denselben in der Montaria über. Auf dem Rückwege zu der großen Canoa begegneten uns zwei Kähne von Muras, deren einen sie hoch auf mit abgeblähten und getrockneten Affen angefüllt hatten. Sie waren freundlich genug, uns mit grinsenden Gebärden einige Stücke des edelhaften Haufens zum Geschenke anzubieten. Seit einigen Wochen waren sie am nördlichen Ufer beschäftigt gewesen, diese Provisioren für ihre Horde zu machen. Die Thiere waren reinlich abgebläht, ausgeweidet und auf einem Roste über dem Feuer gedörrt worden. Ich erinnere mich nicht, einen unangenehmeren Anblick, als den dieser Masse menschenähnlicher Leichen gehabt zu haben, auf der die Augen der Jäger mit kanibalischer Freude ruhten.

Wir brachten auf der Reise von Topinambarana bis zu der Villa de Serpa sechs volle Tage zu, indem wir uns zwischen den zahlreichen Inseln, meistens auf der Nordseite des Stromes hielten. Die Reise wegen Mangels an Wind, bloß auf das Ruder und die Zugseile angewiesen, war langsam und im höchsten Grade beschwerlich. Wo es die Niedrigkeit des Ufers erlaubte, war das Fahrzeug von den vorgespannten Indianern gezogen; gewöhnlich aber waren die Ufer sechs bis zwölf Fuß hoch steil abgerissen und bis an den äußersten Rand so dicht bewachsen, daß Niemand auf ihnen Fuß fassen konnte. Mächtige Bäume, von hier aus in den Strom

gefallen, lagen nicht selten in unserm Wege, und mußten mit großer Anstrengung und Zeitverlust umschifft werden. An andern Orten drohten sie den Einsturz, so daß wir mit verdoppelten Kräften an ihnen vorüber zu eilen trachten mußten. Wo wir an's Ufer steigen konnten, war unser Spaziergang auf wenige Schritte landeinwärts beschränkt. Mit fußlangen Stacheln besetzte Palmenstämme und ein dichtes Unterholz von Inga und andern Hülsenfrüchten, von zahlreichen Schlingpflanzen durchzogen, bildeten eine undurchdringliche Hecke; überdies war der Wald, den häufigen Spuren im Sande nach zu schließen, von zahlreichen Inzen bevölkert. Zu diesen Unannehmlichkeiten gesellte sich eine fürchterliche Hitze. Die hohe Temperatur war um so empfindlicher, als sie mit feuchten Nächten wechselte, während denen wir, um den Stichen unzähliger Schnacken zu entgehen, auf dem offenen Verdecke bleiben mußten. Zu den geflügelten Verfolgern kamen, damit keine Stunde frei von ihnen sey, un noch Schwärme kleiner Bohrkäfer am Morgen nach Sonnenaufgang, wenn sich die Carapanás verloren hatten. Diese Thiere belästigten zwar nicht durch Stiche, flogen aber haufenweise in Augen, Mund und Nase, und ließen uns Alles für unsere Branntweinfässer fürchten, denen wir deshalb einen schützenden Ueberzug von Theer geben mußten. — Im Norden des Stromes liegt der große See von Silber, durch sechs, fast parallel gen Süden herablaufende Kanäle in den Hauptstrom mündend. An dem ersten von diesen, wohin wir zwischen zahlreichen Inseln gelangten, fanden wir eine indianische Familie, die sich einen kleinen Rancho aus Blättern erbaut hatte. Drei Weiber waren damit beschäftigt, ihre Röcke und kurzen Camisole schwarz zu färben. Sie bedienten sich dazu eines sehr feinen, schwarzen, eisenhaltigen Morastes, der nicht selten in den Buchten des Stromes vorkommt, und der Früchte von *Alex Macucu*. Diese Früchte, von der Größe einer Nopflastanie, scheinen eine bedeutende Menge von Gerbestoff und Gallussäure zu enthalten; denn sobald sie mit Wasser fein gerieben unter den Morast gemengt werden, ergiebt sich eine dauerhafte Tinte. Die gewöhnlichste Weise, diesen chemischen Prozeß auszuführen, ist folgende: Die zu färbenden Stoffe werden einige Tage lang mit Morast bedeckt, sodann mit Wasser ausgespült, und auf einlge Zeit in einen Kübel geworfen, worin das Pulver der Macucuf Frucht mit Wasser angerührt ist; oder umgekehrt, man beizt die Zeuge mit dem Wasser, worin die Frucht zerrieben worden, und bringt sie darauf mit dem Letten in Berührung. Gelingt die Färbung das erstemal nicht vollständig, so wird sie wiederholt. Die Indianerinnen schätzen auf

solche Weise gefärbte grobe Baumwollenzeuge höher, als die ungefärbten, vielleicht auch, weil sie weniger des Waschens bedürfen.

Auf einer Insel zwischen der zweiten und dritten Mündung des Saracá flogen wir am 11. Okt. an's Land, um eine Fazenda zu besuchen, deren Eigner das Lob hatte, Meister in der Zubereitung des Tabackes zu seyn. Der Tabacksaame wird in lockerem, schattereichem Erdreiche ausgesät; die aufgehenden Pflänzchen werden entweder versezt, oder durch Ausjäten gelichtet, und wachsen nun in wenigen Monaten zu Mannshöhe auf. Die Blätter werden gebrochen, abgeschwelkt, in Cylindern von drei bis sechs Fuß Länge und einen Zoll Dicke zusammengedreht, und darauf mit einem Zoll breiten Bande vom Baste des Castanheiro stark pressend umwickelt. Nach einigen Tagen nimmt man das erste Band hinweg, zieht ein anderes noch strenger herum, und fährt damit fort, bis der Taback zu einer fast gleichartigen wohlriechenden Masse zusammengeschürt ist. Man umwickelt endlich diese Würste mit der zähen Rinde junger Marantastengel, welche viel Aehnlichkeit mit dem ostindischen Rotang (Stuhrohr) zeigen. Dieser Taback erhält sich so versendet Jahre lang mit trefflichem Geruche. Er ward bisher vorzugsweise in die Schnupftabackfabriken von Portugal geschickt. Die Einwohner des Estado pflegen auch ihre Cigarren daraus, mittelst dünner Papierstreifen, zu bereiten. — Am 12. Mitternachts kamen wir bei der Villa de Serpa an. Wir fanden einen elenden, an Menschen und Industrie gleich armen Ort von etwa einigen und zwanzig Hütten. Alles zeigt hier den größten Verfall an. Die wenigen hier wohnenden Indianer schienen ein träges, unempfindliches Volkchen. Um so mehr mußte uns eine junge Indianerin vom Stamme der Passé interessieren, welche vom Yupura, wie es schien, als Sclavin, hieher gebracht worden war. Sie war das vollkommenste Schwarzgesicht, welches wir bis jetzt gesehen hatten. Die Tätowirung bildete eine halbe Ellipse, welche unter den Augen mit einem feichten Bogen anfang, und sich, den größten Theil der Wangen einnehmend, bis in die Kinngrube verschmälerte. Die Nase war nicht tatowirt, die pechschwarzen Haare waren über die Stirns abgestutzt, auf dem Hinterkopfe mit einem breiten Bastbande zusammengezogen und mit einem portugiesischen Kamme geziert. Die gutmüthige Naivität verlieh dem seltsam verunstalteten Gesichte einen Ausdruck, der neben den häßlichen Zügen eines jungen, ebenfalls gefangenen Mirauha mit durchbohrten Nasenflügeln, doppelt interessant erschien. Es lag etwas unendlich Rührendes in dem stummen Gebärdenspiele des so gänzlich verwaissten Naturmäd-

thens. — Auf der westlichen Seite von Serpa bestehen die Ufer des Stromes meistens aus Sand, mit etwas Dammerde und Schlamm gemengt, darüber aus Thon von grauer, gelblicher oder grünlicher Farbe. Unsere Indianer ließen sich den letzteren zu der Mandioca und dem Pirarucúfisch schmecken, und wir hatten von nun an oft die Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß der seltsame Gebrauch des Erdeessens allen indianischen Anwohnern bekannt, wenn schon nicht von allen geübt sei. Ich zweifle nicht, daß das Erdeessen aus einer dem Hunger zwar verwandten, jedoch nicht mit ihm identischen Sensation hervorgehe. Unsere Indianer konnten uns auf die Frage, warum sie ohne Mangel zweckmäßiger und beliebter Speise diesen feinen Thon gleichsam als Zuspeise verzehrten, keine andere Antwort geben, als daß ein unbestimmtes Wohlbehagen erfolge, wenn sie sich den Magen mit einer mehrere Unzen schweren Portion beladen hätten. Die Gefräßigkeit dieser Völker, und vor allem der Mangel eines sorgfältigen Maasses der Nahrung, welche unentwickelten Kindern zugetheilt wird, dürfte eine Erweiterung und Erschlaffung des Magens zur Folge haben, wodurch die Sensation eines unbefriedigten Hungers geweckt wird.

Am 14. Okt. kamen wir an dem Furo de Arauató, der westlichsten oder sechsten Mündung des Lago de Saracé, vorüber. Die durch diese Abflüsse gebildeten Inseln sind von ebener Oberfläche. In ihrer dichten Waldung erlegten wir einige jener großen und schönen Hühnerarten, welche bei uns Hocco, in der Linqua geral Mutumúm genannt werden. Die Einwohner der Amazonas hegen diese Vögel, welche für Amerika die Stelle unseres Haushuhns zu vertreten scheinen, in ihren Höfen; aber es gelingt nur selten, sie daselbst zur Paarung zu bringen. Für ihre Zauberer und Aerzte der Indianer sind besonders folgende Vögel von Wichtigkeit. Der Caracara, ein durch ganz Brasilien vorkommender Habicht, der ein klägliches Geschrei von sich giebt, wird von den Indianern als ein Unglücksvogel angesehen. Seine Begegnung soll Unglück andeuten und nach sich ziehen; und die Zauberer geben vor, daß sie aus dem Rufe desselben vernehmen, wer von der Horde sterben werde. Seine Dreistigkeit, sich in ihrer Nähe niederzulassen, und gleichsam zuzusehen, was vorgehe, wird so geedeutet, als wenn er von dem bösen Dämon abgeschickt sey, sie zu belauschen. Andere glauben, daß er die Seelen der Abgeschiedenen gleichsam anderen Thieren einimpfe. Nicht minder bedeutsam ist in den Augen der Indianer der Cãoa ebenfalls ein kleiner Geier, dessen Hauptnahrung Schlangen sind. Sie halten

ihn für einen Beschützer gegen diese, behaupten, daß er seinen Namen rufe, um die Giftschlangen zu verschrecken, und ahmen ihn nach, wenn sie durch Gegenden wandern, wo sie sich den Anfällen derselben ausgesetzt halten, in der Meinung sie dadurch zu verschrecken. Der Schnabel, und, wie Andere wollen, alle Knochen, sollen, in Pulverform eingenommen, ein treffliches Gegengift gegen Schlangenbiß seyn.

Wir hatten den Furo von Arauató passiert, als uns ein furchtbares, aus S. vom Madeira herziehendes, Donnerwetter überfiel. Es dauerte zwei Stunden lang, und wir mußten uns glücklich schätzen, an dem hohen Ufer einer Insel Schutz gefunden zu haben. Solche Gewitter sind hier besonders in der Regenzeit häufig. Während wir vor Anker lagen, ruderte ein Rahn voll Indianer auf uns zu, die in unserer Nähe das Gewitter abwarten wollten. Es waren Bewohner von Sylbes, und auf der Reise nach der Praya de Tamanca im Madeira begriffen, wo sie Schildkröteneier sammeln wollen. Lauter wohlgebauete Männer, mit angenehmen Gesichtszügen, gesprächig, und zum Theil der portugiesischen Sprache mächtig. Keiner von ihnen hatte ein nationales Abzeichen, und sie wußten nicht, von welchem Stamme sie sich herschrieben. Einer derselben trug einen Amazonenstein, ein Parallelogramm von anderthalb Zoll Länge und zwei Linien Dick, mit zwei Löchern durchbohrt, an einer Schnur von Baumwolle am Halse, und legte so großen Werth auf dieses Amulet, daß er es um keinen Preis verhandeln wollte. Er hat die Form eines Säbels oder einer Schlachtkelle mit einseitigem Griffe. Der Stein ist so sauber und scharf geschnitten und polirt, daß es räthselhaft bleibt, wie ihn Indianer, denen der Gebrauch irgend eines Metalles fremd war, in dieser Art bearbeiten konnten. Diese Steine sind übrigens nicht das einzige Amulet, welches sie gegen Krankheiten, Schlangenbiß und andere Uebel am Halse tragen. Gleiche Kräfte schreiben sie dem Muraquc-itá, einem aus dem Rücken der großen Flußmuschel geschnittenen, unförmlichen Halschmucke, der Perlmutter oder irgend einem großen abgerundeten Fischknochen zu.

Am 15. Okt. erblickten wir die Mündung des großen Madeirastromes. Obgleich sie durch eine bedeutende Insel getheilt erschien, hatten wir dennoch vom nördlichen Ufer bis in jenen Strom ein wahres Meer von süßem Wasser vor uns. Nach Mittag gelangten wir an die hohen und steilen Ufer von Mattary, wo der Südseite sahen wir kleine Sandinseln aus dem Gewässer hervortreten, welche mit einer unzähligen Schaar von Wasservögeln

aller Art bedeckt waren. Ihr Geschrei tönte bevorren zu uns herüber, und sie schienen durch keinen Lärm oder Annäherung der Menschen verschreckbar. Zwischen den großen Störchen und den Enten herrscht beständiger Streit, welchem der weißfedrige Reiher gewöhnlich von einem Baume neutral zusieht. Auf einer anderen Insel lag ein todt's Krokobil, um das eine Menge von Geiern beschäftigt war. Unsere Indianer machten uns darauf aufmerksam, daß ein Königsgeier eben erst von jenem Leichname aufgelogen sei, und den übrigen freies Spiel gelassen habe. Je höher die Ufer des Stromes anstiegen, um so schwieriger ward unsere Schiffsahrt wegen Zunahme der Strömung. Diese war vorzüglich stark oberhalb der Ponta de Mattary, so daß wir nur mit Hülfe von am Ufer angebundenen Stricken das Fahrzeug aufwärts ziehen konnten. An einer Stelle, wo sich die Fluth im Halbkreise um eine mehr als zwanzig Fuß hohe Sandsteinwand herumbewegte, wurden zwei starke Seile an den Uferbäumen und am Vordermaße befestigt und des kräftigen Zuges unserer Indianer ungeachtet, brauchten wir mehrere Stunden, die Strömung zu überwinden. Nach Mittag ward die Arbeit auf ähnliche Weise fortgesetzt, und während die Montaria die Seile an's Ufer voraustrug, glaubten wir uns plötzlich eines frischen Windes erfreuen zu können, der von D. her die Fluth zu kräufeln begann. Allein in einem Nu bedeckte sich der ganze Himmel mit schwarzen Wolken; die Wellen des Stromes häumten sich vor uns auf, und unter fürchterlichem Donner fiel eine schwere Windsbraut auf das Schiff nieder. Binnen drei Minuten war der helle Tag zu so tiefer Nacht verdunkelt, daß wir die Ufer nicht mehr oder nur beim Scheine der Blitze erkannten, und obgleich wir so glücklich waren, die eben entfaltenen Segel wieder einzurollen, jagte uns dennoch der Sturmwind zugleich mit dem Regen pfeilschnell stromaufwärts, so daß wir in wenig Minuten fast eine halbe Meile zurücklegten. Doch gelang es endlich, das Schiff am Ufer unterzubringen, auch hatten wir die Freude, die Montaria nach dem Sturme unversehrt herbeikommen zu sehen, und ausser einer zerbrochenen Segelstange nur den Verlust einiger Papageien zu beklagen, welche in der Verwirrung von dem Verdecke in's Wasser hinabgestreift worden waren. Dieser plötzliche Sturm, der heftigste, den wir auf unserer ganzen Schiffsahrt zu bestehen hatten, bewährt die Nothwendigkeit schärfster Beobachtung der Wetterveränderungen über dem Strome. Diesmal war es nur ein gutes Glück, was das Fahrzeug stromaufwärts, und nicht gegen die steile Küste führte, wo es ohne Zweifel ge-

scheitert und mit uns untergegangen wäre. Dieß heftige Gewitter hatte einen höchst merklichen Einfluß auf die Temperatur. Sowohl wir, als die Indianer fühlten Kälte, und selbst die Insekten schienen davon ergriffen, da sie mit verboppelter Wuth eifrig zwischen unsern Kleidern einzubringen sich bemühten. Während der Nacht nahm der, am Tag mit düsteren und tiefen Wolken behängte, Himmel eine wahrhaft graustige Schwärze an, und dann herrschte eine Melancholie in dieser einsamen Natur, die ich nicht zu schildern versuche. Auf ähnliche Weise hatten wir vier Tage lang mit dem Wechsel einer schwülen Hitze, furchtbar heftigen Gewittern und kühlen, schwermüthigen Nächten zu kämpfen, und bei gänzlichem Mangel des Windes ging die Schifffahrt nur äußerst langsam von Statten. Es schien uns, als nähme die Gewalt der Strömung täglich mehr zu, je mehr sich die thonigen Ufer erhoben. Dabei bot weder die Vegetation, noch das Thierreich einen erheiternden Wechsel. Einige arme Ansiedler, Indianer und Mamelucos, kamen in kleinen Rachen herbei, um gegen eine Schildkröte etwas Branntwein einzutauschen. Sie schienen sorglos und ohne Bedürfnisse; auch trugen die einzelnen Häuschen, welche hier und da am Hochufer erschienen, und die kleinen Anpflanzungen von Tabak und Baumwolle den größten Mangel an Industrie zur Schau. Am 22. Okt. vor Tagesanbruch setzten wir von der Südseite des Stromes in nordwestlicher Richtung über, und gegen Mittag warfen wir im Hafen der Barra do Rio Negro Anker. Wir hatten zu der Fahrt von Pará bis Rio Negro, die in kleinen Fahrzeugen und bei größter Eile in einem Monate gemacht worden ist, dritthalb Monate gebraucht.

Aufenthalt in der Fortaleza da Barra do Rio Negro, und Ausflüge in der Umgegend.

Der Reisende athmet freier, sobald er sich aus den Niederungen am Amazonas auf die höheren Ufer des Rio Negro versetzt sieht. Diese reinlichen Sandufer werden niemals von den Fluthen des Hochwassers gänzlich überschwemmt; sie sind deshalb frei von dem verworrenen, unreinlichen Igabowalde, der sich längs dem Amazonas hin erstreckt. Aus gleicher Ursache nehmen sie auch jene Schwärme von Moskiten nicht auf, die den Reisenden bis hierher verfolgt haben. Der Wald längs den Ufern erscheint, selbst von weitem gesehen, regelmäßiger geschlossen, und in der Nähe mit der herrlichsten Auswahl großer, schönfarbiger Blüten geschmückt. Einfach und monoton zieht er sich längs den Ufern hin, die sich nirgends zu Bergen erheben, oder zu steilen Schluchten vertiefen; doch ist das Terrain ungleich, hie und da mit Hügeln wechselnd, und zahlreiche kühle Bäche, welche aus dem nördlichen Festlande in den Strom herabellen, bringen Leben und Mannichaltigkeit in die waldbedeckten Niederungen, während die Höhen, bisweilen durch Menschenhände in Wiesen umgewandelt, jene heitere Aussicht auf grüne Flächen darbieten, denen der Reisende hier so selten begegnet. Zu allen diesen Reizen gesellt sich die majestätische Ruhe eines Aequatoriaklima, welches frische Morgen, einen glühenden Mittag, labend kühlende Abende und heitere Sternennächte in gleichmäßigem Wechsel heraufführt. Mit den seltsamsten Empfindungen erfüllt sich das Herz des Menschen, der, den düsteren Wäldern des Amazonas entrückt, die milde Gluth dieses Tages, bis ernste Stille dieser Nächte genießen kann. Die

Zahl der Einwohner ward uns auf mehr als dreitausend angegeben; jedoch findet sie sich nie vollständig in dem Orte, da ein Theil der Familien in entlegenen Fazenda's oder Fischereien hauset, und nur bei den größten Kirchenfesten hierher kommt. Barra do Rio Negro liegt am nördlichen Ufer des Rio Negro, auf einem ungleichen, durch mehrere kleine Bäche zerschnittenen Terrain, und besteht, wie alle übrigen Villas, fast lediglich aus einstöckigen Häusern, deren Wände aus Balken, Flechtwerk und Lehm, die Dächer meistens aus Palmblättern erbaut sind. Die Häuser liegen weit auseinander, und bilden einige unregelmäßige Straßen. Das unseres Freundes Jany schien das stattlichste von allen, und hatte selbst vor der Residenz des Gouverneurs voraus, aus zwei Stockwerken erbaut zu seyn. Es fehlt übrigens in diesen Wohnungen an Bequemlichkeiten, welche in heißen Ländern Bedürfnis sind; und obgleich so weit vom Ocean entfernt, findet man dennoch zahlreiche Spuren des Handels in Meubeln, vorzüglich aber in kleineren Geräthschaften des Hausrathes. Nebst der, dem Gouverneur von Pará untergeordneten, höchsten Autorität, residiren hier der Duvidor und der Generalbicarius der Provinz. Es fehlte noch an einem Arzte, Apotheker und Schullehrer. Der größte Theil der Bevölkerung, neue Einwanderer aus Portugal, oder Abkömmlinge von diesen, meistens mit indianischer Blutmischung, betreibt Handel mit den Produkten seiner Fazenda's und den, im Tausche von Indianern erhaltenen, Naturerzeugnissen. Doch ist dieser Handel verhältnismäßig sehr geringfügig, und der bereits in Santarem bemerkliche Mangel an baarem Gelde, wird hier immer fühlbarer. Aus diesem Grunde steht sich die Regierung veranlaßt, die Renie der Provinz nur durch den Zehent der Naturerzeugnisse zu erheben. Einen sehr beträchtlichen Theil des Zehnts macht die Abgabe vom Schildkröteneierfett aus. Sie dürfte etwa tausend Löpfe betragen. Der Zehent ist übrigens auch auf Hühner, Schweine u. s. w. ausgedehnt, und Generalpächtern überlassen. Die Staatsdiener übernehmen gewöhnlich einen Theil des Zehnts statt der Besoldung.

Die Annehmlichkeit des Aufenthaltes in der Barra do Rio Negro wurde durch die geselligen Tugenden unseres Reisegefährten Jany und seiner Frauunde erhöht; doch drohte uns in den ersten Tagen ein seltsamer Vorfall Verdruß zu machen. Wir hatten nämlich mit denjenigen Indianern, welche uns noch fernerhin zu begleiten entschlossen waren, das uns angewiesene Haus bezogen, und angefangen, den gewohnten Geschäften nachzugehen, als

unser nächster Nachbar, ein wackerer Bürger, erschien, und sich über mancherlei Diebstähle beklagte, die seit unserer Ankunft in seinem Hause, mit eben so viel Keckheit als Muthwille ausgeführt, sich fast täglich wiederholten, und keinen Zweifel ließen, daß sie einem unserer Begleiter zugeschrieben werden müßten. Bald fehlte die im Hofe zum Trocknen aufgehängte Wäsche, bald Küchengeräthe, ja sogar das bereits zum Feuer gestellte Gerichte. Die zusammengerufene Mannschaft mußte ihre Unschuld gründlich zu erweisen, so daß uns nichts übrig blieb, als den Nachbar zu strenger Aufsicht zu ermahnen. Einige Tage später war er auch so glücklich den Thäter zu ertappen, und brachte ihn, da er allerdings uns zugehörte, herbei; es war ein großer Coataaffe, den wir frei umherlaufen zu lassen pflegten. Das Thier hatte dem angeborenen Triebe zum Stehlen mit großer Schlaueit gehorcht, und alles gestohlene Gut neben seinem Neste verborgen; es war erwischt worden, als es den gewohnten Weg über das Dach herabkam, um den Fleischtopf am Herde auszuleeren. Diese dröckliche Geschichte gab Veranlassung zu mannichfaltigen Erzählungen von den Eigenthümlichkeiten des Coatá. Man könnte ihn den Orang-Utan Brasiliens nennen, da er der größte, thätigste und schlaueste aller hier einheimischen Affenarten ist. Er wohnt einzeln in dichten Urwäldern, über deren höchste Aeste er sich mit einer fast unergreiflichen Schnelligkeit mittelst der langen Arme und des langen Wickelschwanzes hinschwingt. In der Gefangenschaft nimmt er den Charakter eines harmlosen Schwantmachers an, und wird daher von den Einwohnern häufig gezähmt gehalten. Allgemein gehen fast durch alle Indianerstämme Brasiliens die dunklen Ideen von Geistern und spuckenden Unholden hindurch. Der Indianer kennt fast überall drei Arten von bösen Geistern: Jurupari, Gurupira und Uuauara. Die Natur des Jurupari ist böse, und er thut sich den Menschen in allen ungünstigen Schicksalen kund, denen sie ausgesetzt sind. Seuchen, reisende Thiere, schädliche, elementarische Einflüsse werden von dem Indianer nicht etwa als durch den bösen Geist gesendet, sondern als dieser selbst in concreter Erscheinung gedacht. Dem Basé wird nicht selten ein unmittelbarer Verkehr mit dem Jurupari und die Fähigkeit zugeschrieben ihn herbeizuschwören. Jedoch erscheint der Dämon niemals in menschlicher Gestalt; er verschwindet eilig wieder, und berührt somit nur flüchtig, gespensterhaft, die Schicksale der Menschen. Minder schrecklich als Jurupari ist der Gurupira, ein neckischer Waldgeist, welcher den Indianern unter allerlei Formen begeg-

net, sich mit ihnen wohl auch in Gespräche einläßt, feindliche Gefühle zwischen einzelnen Personen erweckt oder unterhält, und mit Schadenfreude dem Ungemache oder Unglücke der Menschen zusieht. Als ich in der Barra do Rio Negro einst einen gewandten Indianer, der von den Fluren am Rio Branco hither gekommen war, auf eine Excursion in den Wald mit mir nahm, verlor er, von Jugend auf an die offenen Fluren gewohnt, in der Nacht des Waldes den Weg, und wir irrten einige Stunden lang umher, wobei seine Ungestlichkeit immer mehr zunahm. Tief einherziehende Gewitterwolken erkälten die Luft, und machten eine Eidechse vor Verstarung auf meinen Nacken herabfallen. Von diesem Augenblicke an war es um die ruhige Ueberlegung des Indianers volends gethan. *Aiqué timá catú, aiqué Gurupira*, (Hier ist es nicht geheuer, das ist der Gurupira!) murmelte er zwischen den Zähnen, und mit Entsetzen sah er, wie ich den vermeinten Dämon in meiner Botanistkapsel aufbewahrte. Wir verloren uns immer tiefer in den Wald, und da endlich mein erschrockener Führer bis zur Hälfte des Leibes in einen mit Gras bewachsenen Sumpf versank, blickte er mit der sprechenden Gebärde auf mich zurück, als sei er schon in der Macht des Unholdes. Er zitterte am ganzen Leibe, und ich konnte ihn nur langsam, nach mehrmaligem Ausruhen, vorwärts bringen, bis ich so glücklich war, das Ufer des Stromes wieder zu gewinnen. Noch scheuer war ein Indianer vom Stamme der Catauris, mit welchem ich in Coari botanistiren ging. Jeder krumme Ast oder abgestorbene Baumstrunk, jede seltsame Verschlingung von Sipöb erschreckte ihn, und seine Furchtsamkeit schien in dem Grabe zuzunehmen, als sich, mit Verzögerung der Rückkehr, die Sensationen des Hungers bei ihm einstellten. Er fand sich nicht eher zurecht, als bis er auf einen mit eßbaren Früchten beladenen Baum stieß, über dessen rothe Beeren er mit Heißhunger herfiel. Sobald er sich hier genug gethan hatte, nahm sein Muth wieder zu, und es schien, als wären die phantastischen Gebilde seiner Furcht nur aus dem leeren Magen aufgestiegen. So wie der Gurupira die dichten Wälder unsicher machen soll, halten die Anwohner der großen Flüsse die Gewässer von anderen Unholden bevölkert, welche sie *Yupiara* nennen. Dieses Wort, eigentlich Herr des Gewässers, ist wohl dasselbe, welches von den, tief im Inneren des Landes wohnenden, Indianern für ein, mit rückwärts stehenden Füßen oder mit einem dritten aus der Brust hervorgewachsenen Scheufel versehenes, Unthier (Waldteufel) gebraucht wird, dem man um so näher komme, je

weiter man sich von ihm zu entfernen glaube, und das seine Wuth an dem einsamen Wanderer auslasse, indem es ihn mit verschränkten Armen erdroffele. Wenn ein schlafender Indianer, von einem Krokodil aus dem Kahn in's Wasser gezogen, verschwindet, so ist dieß das Werk des bösen Yyupiará gewesen. Ein Dämon von einer ganz untergeordneten Natur ist der Uaiuára (etwa Waldherr?), der den Indianern gewöhnlich unter der Gestalt eines kleinen Männchens oder eines gewaltigen Hundes mit langen, klappernden Ohren zu erscheinen pflegt. Er läßt sich, wie das wilde Heer in der deutschen Sage, am furchtbarsten um Mitternacht vernehmen. Auch die Irrlichter, welche die Portugiesen unter der Form eines kopflosen Pferdes darstellen, sind ihnen feurige Gespenster. So hat die verbüßerte Phantasie des rohen Urmenschen Amerikas ihn von allen Seiten mit Larven und furchtbaren Gestalten umgeben, von deren Einflüsse sich seine eingeschüchterte Gemüthsart nie befreien kann; und in allen Handlungen hat er Furcht und Schrecken zu steten Begleitern. Vielleicht durch diese Gespensterfurcht veranlaßt, hängt er hie und da Gegenstände aus seinem täglichen Leben, z. B. Waffen, Büschel von Kräutern oder Vogeliedern, in der Einsamkeit des Waldes auf, entweder als stilles Opfer, den schwarzen Mächten zur Sühne dargebracht, oder als ermutigende Zeugen, daß diese, an düsteren Eindrücken so reiche, Einsamkeit, bereits schon von menschlichen Wesen durchwandert, dadurch dem Einflusse böser Dämonen entzogen sey.

Wenn wir uns in den Wäldern weiter von der Barra entfernten, ward eine Begleitung bewaffneter Indianer nothwendig geachtet, weil die Gegend nicht selten von Onzen durchstreift wird. Inr Barra zurückgekehrt, belohnten wir die Begleiter durch einige Flaschen Brantwein, und ermunterten sie, ihre Gesellschaftsspiele zu spielen. Unter diesen ist der Fischtanz das beliebteste. Die Gesellschaft schließt einen Kreis um einen, der den Fisch vorstellt, und vom Chor gefragt wird, welche Art von Fisch er sey, worauf er antwortet: ich bin eben ein Fisch. Während der Kreis alle Namen von Fischen im monotonen Gesang abstingt, und dem Gesangenen mit dem Betäubungsmittel des Limbó oder mit Fischreusen droht, sucht dieser den Reihen zu entflüpfen, und wo es gelingt, muß derselbe in den Kreis eintreten, dessen Nachlässigkeit die Flucht gestattete. So einfach dieses Spiel ist, so fesselt es dennoch die Indianer ganze Tage lang, besonders wenn irgend ein gelbliches Getränk vorhanden ist, ihre Fröhlichkeit zu steigern. Ein anderes Spiel, dem die Indianer mit noch größerer Leidenschaft

nachhängen, kommt dem Würfelspiel nahe. Sie haben eine Anzahl kleiner, auf den verschiedenen Flächen mit mehr oder weniger Kerben versehener Stäbe; diese werfen sie, auf den ebenen Boden gelagert, in die Höhe und derjenige gewinnt, dessen Hölzchen beim Herabfallen die meisten Kerben aufweist. Obgleich von den Geistlichen streng verboten, wird es dennoch überall gespielt, wo sich Indianer allein und unbelauscht glauben.

Wir verließen die Barra eines Abends, in Begleitung unseres Gastfreundes und des Herrn Gouverneurs, welcher überhies einen Besuch in den Fischereien der Regierung vorhatte. Die Fahrt von einigen Stunden brachte uns aus den dunkelbraunen Gewässern des Rio Negro in den Amazonas, auf eine ausgedehnte Sandbank, wo die Hangwatten an eingerammelten Wädhlen aufgehängt, und die meisten Indianer mit Fischfang beschäftigt wurden. Während wir ihnen bei dieser heitern Arbeit zusahen, kamen einige unter ängstlichem Geschrei, daß eine Jacaravamboha umherfliege, vom Innern der Sandinsel hergerannt, stürzten sich in den Strom, und tauchten so lange, als es ihnen möglich war, darin unter. Zu unserem Erstaunen vernahmen wir, daß die Indianer den Laternenträger für ein höchst giftiges Insect hielten, und sich vor den Stichen desselben auf diese Weise zu sichern suchten. Die seltsame Gestalt des Thierchens hat bei so abergläubigen Menschen diese ungegründete Furcht, und wahrscheinlich auch den Namen der so viel als Krokodilschlange bedeutet, veranlaßt. Wir sungen noch an jenem Abend einige derselben, zum größten Grauß der Indianer. Der Laternenträger fliegt schnell, in großen Kreisen, und erscheint besonders am Abend über den Sandinseln. Wir haben niemals bemerkt, daß er leuchtet; auch wissen davon die Indianer nichts. Am folgenden Morgen setzten wir die Reise am nördlichen Ufer des Solimoës stromaufwärts fort, und passirten die der Regierung zugehörige Caffeeplantage von Calbitão. Obgleich die Anlage erst wenige Jahre bestand, lieferte sie doch jährlich schon dreihundert Arrobas eines ganz vortrefflichen Caffees. Die Bohnen sind groß, schwer und sehr aromatisch, so daß der Caffee von Rio Negro bei zweckmäßiger Zubereitung eine beliebte Sorte werden dürfte. Manacará liegt auf der südlichen Seite des Solimoës, wohin wir nun zwischen ausgedehnten Inseln übersehten. Am Spätabend traten wir in einen Kanal, auf welchem wir, ohngefähr eine halbe Meile landeinwärts, bis zur Fazenda unseres Freundes gelangten. Das Terrain ist jeder Art von Cultur fähig. Der Eigenthümer hat bereits 20,000 Caffee- und eben so viele

Cacobäume in Reihen gepflanzt, welche einen großen Raum hinter dem Wohnhause einnehmen. Vor diesem stehen, in ein Viereck vereinigt, die Hütten zur Aufbewahrung der Erndten, die Spinnstühle und Schmiede, und zur Seite die Wohnungen der Sklaven und der Indianer. Sr. Janh hatte vorzüglich Passés, Juris und Macunás in seinem Dienste, die er veranlaßt hatte, aus den Wäldern am Rio Yapurá zu ihm herabzukommen. Die beiden ersten Stämme, gewöhnlich Yuru-pixuna (Schwarzmäuler) genannt, zeichnen sich durch Fleiß, Geschicklichkeit und Anhänglichkeit an ihre Pflegherren aus. Alle diese gezähmten Indianer zeigten einen frohen und heiteren Ausdruck, die Folge ihres jetztigen, so günstig gegen die Sorgen und Unruhen in den Wäldern absteigenden Zustandes. Die in der Nähe von Manacarú angesehdelten Muras hatten kaum unsere Ankunft vernommen, als sie bei dunkelnder Nacht in großer Anzahl mit der Absicht herbeikamen, gegen die Freudenbezeugung wegen Rückkehr ihres Schutzherrn einige Flaschen Brantwein zu erhalten. Es waren etwa sechzig Personen, Männer, Weiber und Kinder. Die Erwachsenen erschienen zwar indgesammt bekleidet, aber ihr unreinlicher Aufzug, besonders die wildherwirrten Haare, welche über die schwarz- und rothbemalten Gesichter hinabhingen, ließ errathen, daß dies über ihre Natur und nur auf Befehl unsers Wirthes geschehe. Sobald der Mond aufgegangen war, ordneten sie sich im Hofe zum Tanze an. Sie bildeten, einander bei den Händen fassend, einen großen Kreis, der auf der einen Seite die Weiber und Kinder, auf der andern die Männer enthielt. Wenn der Anführer, ein stämmiger Mann, dessen Auszeichnung in einem Büschel schwarzer und gelber Federn bestand, die er am Vorderkopfe angebunden hatte, das Zeichen gab, so bewegte sich der Kreis im Dreischlag stampfend, bald rechts bald links herum, dabei ertönte das Ture und ein furchtbares Unisono, das Männer und Weiber bald abwechselnd, bald gemeinschaftlich hervorschrrien. Der Wechselgesang ward uns folgendermaßen übersezt: die Männer: „Hier ist dein Teufel; wer will mich heirathen.“ Die Weiber: „Du bist ein hübscher Teufel; alle Weiber wollen dich heirathen.“ Dieser fast Stunden lang fortgesetzte Tanz und das wilde Geschrei der ausgelassenen Menge begann endlich auch unsere zahmen Indianer zu erhizen. Sie erbaten sich einen eigenen Tanzplatz und singen an, fast mit gleicher Ausgelassenheit umherzuspringen, wobei sie folgenden einfachen Gesang wiederholten: *Xe kyryreta poranga-eté oerá taguá maiaabé.* (Meine Brüder sind schöner als ein gelber Vogel). Je länger die Festlichkeit dauerte, um so mehr nahm die romantische Wuth der Tänzenden zu. Keine Abmahnung vermochte

sie zurückzuhalten, so daß wir uns lange schon zur Ruhe zurückgezogen hatten, während ihr wilder Lärm fortbauerte. Am andern Morgen fanden wir ziemlich spät unsere Leute in ihren Hangmatten, und bei einem Besuche in dem Bibouac, den die Muras südlich von der Fazenda an der Lagoa de Manacarú aufgeschlagen hatten, erfuhrten wir, daß sie Alle am frühen Morgen ein Bad genommen, und sich dann in ihre Hütten begeben hätten, wo wir die Männer schlafend, die Weiber mit Kochen beschäftigt, antrafen. Mehrere dieser herumziehenden Muras werden als gewandte Fischer von den benachbarten Ansiedlern benützt; denn überhaupt sind alle Höfe in diesen Gegenden auf Fischfang eingerichtet und berechnet; so auch hier in Manacarú. Ein Ableitungskanal der Lagoa de Manacarú, welcher sich in den Stromast mündet, auf welchem wir angekommen waren, ist in der Nähe der Wohnungen mit einem Dache für die Canoas und einem Gerüste versehen, worauf die gefangenen Fische ausgeweidet und eingesalzen werden. Solche Fischereien sind vorzugsweise auf den Fang des Pirarucú berechnet, weil dieser große, oft fünfzig bis sechzig Pfund schwere, Fisch sich am meisten zum Einsalzen und Trocknen eignet. Man erlegt ihn mit dem Harpun, oder mit Pfeilen; seltener wird er in Netzen gefangen. Die Zubereitung in der Fischerei ist einfach und schnell. Kopf, Eingeweide, Rückenwirbelsäule und Schuppen werden in das Wasser geworfen; das Fleisch wird in großen Stücken von den Knochen abgeschnitten, eingesalzen und an der Sonne, oder auch über einem Feuer getrocknet. Unglaublich groß ist die Menge dieses Fisches, welche alljährlich in den, theils der Regierung gehörigen, theils von Privaten unterhaltenen, Fischereien eingesalzen wird. Er vertritt hier vollkommen die Stelle des Stockfisches, und macht die wichtigste Speise der arbeitenden Klasse aus. Die übrigen kleineren Fische werden in geringerem Verhältnisse gesalzen und getrocknet, aber um so häufiger frisch verzehrt. Die Fischerei des Pirarucú wird am vortheilhaftesten in denselbigen Monaten getrieben, wenn der Strom entleert ist, und Gleiches gilt von dem Delfin, der uns in den Gewässern des Amazonas um so häufiger erschienen war, je weiter wir uns nach Westen begeben hatten. Es ward beschloffen, hier auf diese beiden Thiere für unsere Sammlung Jagd zu machen, und schon am ersten Tage ward ein großer Delfin herbeigebracht, den die Muras harpunirt hatten. Dieser Delfin bewohnt die tiefen klaren Buchten des Stromes. Nicht selten erschienen uns ganze Rudel derselben, pfeilschnell an der Oberfläche des Gewässers herum schwimmend, untertauchend und im Heraufkommen plätschernd Waf-

fer um sich herpritzend. Sie erheben bisweilen nicht bloß die spitze Schnauze, sondern auch einen Theil des ganz haarlosen, flecken bis acht Fuß langen Leibes aus dem Wasser. Ihre Nahrung besteht nicht bloß aus kleinen Fischen, sondern auch aus allerlei, in den Strom fallenden Früchten. Der Delfin ist übrigens für die Anwohner des Stromes minder wichtig, als die andern großen Wasserthiere, denn sein Fleisch ist hart und von einem etwas thranigen Geschmacke. Auch ist die Lage weißen Speckes unter der Haut nicht so ergiebig, als die des Lamantin. Aus dem dicken Felle machen die wilden Indianer Schilde, und in der Höhle eines reinlich skeletirten Delfinschädels heben sie bisweilen ihr Paricá- oder Opadúpulver auf. — Die thierischen Abfälle an der Fischerei hatten eine große Menge von Kaimans herbeigelockt, welche bald ruhig hin- und herschwimmend, bald den Fluß mit dem Schwanz schlagend oder abwechselnd auf- und untertauchend, sich um die Nähe arbeitender Menschen nicht zu kümmern schienen. Schon öfters hatten wir diese Unthiere vorzüglich an solchen Orten in Menge bemerkt, wo sie durch Fleisch oder Blut angelockt worden waren; noch nie aber bot sich uns ein gleich furchtbares Schauspiel dar. Man hat im Allgemeinen eine zu milde Vorstellung von dem amerikanischen Krokodil; weder an Größe noch an Gefräßigkeit und Bödsartigkeit steht es dem afrikanischen nach. Die Thiere, welche hier in einer Gesellschaft von sechzig und mehr Individuen heimisch geworden zu seyn schienen, maßen fünfzehn bis vier und zwanzig Fuß. Zwei Skelete, die wir von dort nach München brachten, haben zwölf Fuß Länge. Die Indianer versicherten uns, daß das stärkere unter ihnen von einem fünfzehn bis zwanzig Jahre alten Thiere seyn dürfte. Es kostete wenig Mühe, einige dieser gefräßigen Ungeheuer zu fangen. Der aufgeblasene Magen einer Schildkröte, im Innern mit einem großen Haken bewaffnet, ward an einer eisernen Kette von dem Gerüste der Fischerei aus zwischen die Krokodille hinabgelassen, unter denen alsbald ein Streit wegen der Beute entstand. Von allen Seiten schwammen sie herbei und schnappten nach dem Köder, den endlich dasjenige festhielt, welches den furchtbaren Rachen am weitesten aufgesperrt hatte, um ihn zu verschlingen. Als sich das Ugethüm festgebissen hatte, war große Kraft nöthig, es von der Flucht in die Tiefe abzuhalten, und es unter gräßlichem Schnarchen und Schlagen mit dem Schweife an das Land zu ziehen, wo seine Fesseln an einen Baum befestigt wurden, und wir es einen Tag lang sich selbst überließen, bis ein kühner Mura ihm den Unterleib aufschlitzte und es durch Verletzung der edlen Eingeweide

tödtete. Gewöhnlich werden die Thiere mit Keulen erschlagen, was wir zur Erhaltung des Skeletes vermeiden wollten. Es ist bekannt, daß die Wilden auſſer der eben beſchriebenen Weiſe, den Kaiman zu tödten, noch die einfachere üben, ihn ſeines Gebiſſes zu berauben, indem ſie ihm ein weiches Stück Holz vorhalten. Hat er ſich darin verbiffen, ſo kann man ihm ohne Gefahr den Kopf zerſchmetterern. So mährchenhaft es auch klingen mag, iſt es doch wahr, daß die Indianer dem Thiere hiſweilen auf den Rücken ſpringen, und ihm das weiche Holz der Umbaúba, wie einen Zaum in den Maſchen geben. Uebrigens zielen ſie immer nach den Augen, wenn ſie ſich, was nicht ſelten geſchieht, von dem Thiere überfallen ſehen; und die kleinſte Wunde veranlaßt es dann, von ſeiner Verfolgung abzustehen. — Nach dem Fange eines Krotobils blieb uns noch ein dritter Bewohner des Gewäſſers übrig, den wir ebenfalls in Manacarú erhielten, nämlich der Lamantin oder Manati. Dieſer Wall ſcheint früherhin in Braſilien häufiger geweſen zu ſeyn, als jetzt. Er bewohnt die Küſtenflüſſe zwiſchen Rio de Janeiro und Maranhão, und wurde von den Anſiedlern wegen ſeines Ehrans ſo ſtark verfolgt, daß er gegenwärtig faſt ausgerottet iſt. Nur im Rio de S. Francisco kommt er hiſweilen vor. Um ſo gemeiner iſt er aber immer noch im Amazonenſtrom. Wegen der Aehnlichkeit mit einem Ochſen nennen ihn die Portugieſen Ochſenfiſch, die Spanier Seekuh. Man ſieht oft mehrere im ruhigen Waſſer beiſammen, vorzüglich in den tiefen ſtillen Buchten des Stromes. Seine Jagd wird, nicht wie die des Delphins in der Stromleere, ſondern während der Hochwaſſer angeſtellt. Man harpunirt ihn wie den Wallfiſch, vorzüglich um des Ehrans willen, wovon von einem ſogenannten Ehranfiſche 480 bis 500 Gallonen ausgeſotten werden können. Das ſehr weiße, dem Schweinsfleisch ähnliche, mit Fettilagen wechselnde Fleisch, beſonders des Unterleibes, iſt ein treffliches Gericht. Ich erinnerte mich nicht, in Braſilien eine köſtlichere Fleiſchſpeiſe geſoffen zu haben. Man macht daraus, mit den Därmen des Ochſenfiſches ſelbſt, ſehr wohlſchmeckende Würſte, welche als Seltenheit nach Portugal verſendet werden. Unter den erheiternden Beſchäftigungen, denen wir uns in Manacarú hingeben konnten, muß ich auch des Vogelſanges erwähnen. Die Wälder, beſonders des inneren Feſtlandes, ſind mit ſchönen Laubenarten zahlreich bevölkert, und obgleich es dieſen Thieren nicht an Futter fehlt, ſuchen ſie doch mit großer Begierde die ihnen vorgeſtreuten Gerſtenkörner auf. Dieſer Köder ward über Nacht in friſch ausgepreßten Mandi-

succhsast eingeweicht, ein sehr gefährliches Gift für sie. Wenn sie genug der Körner gefressen hatten, vermochten sie nicht, wieder aufzusteigen und fielen zuckend in unsere Hände. Es ist bekannt, daß manche Pflanze sich des frischen, in der Sonne etwas verdickten Mandioccafastes auf gleiche Weise bedienen, um die Papageien und andere Vögel von den Verheerungen in der Saat von Mais, Reis und Bohnen abzuhalten. Die Körner nehmen, darin eingeweicht, bald hinreichenden Giftstoff auf, um jene Vögel zu betäuben, wenn sie die aus der Erde hervorgescharrte Saat verschlucken.

Ähnliche Ausflüge, als der nach Manacarú, wobei wir Gelegenheit hatten, die Einförmigkeit zu beobachten, worin das Thier- und Pflanzenreich in den Niederungen am Amazonas überall gleich bleibt, bestimmten uns, die Reise in Westen von der Barra do Rio Negro so weit als möglich auszubehnen. Wir schifften uns mit unserem Begleiter auf zwei Rähnen ein. Der Sergeant ward beordert, in unserem größeren, die Vorräthe führenden Fahrzeuge bis Ega vorauszuweilen.

Reise von der Barra do Rio Negro auf dem Solimoës nach der Villa de Ega.

Wir umschifften, um aus dem Rio Negro in den Solimoës zu gelangen, die äußerste Sandspitze zwischen beiden Flüssen. Der Solimoës, in welchem wir uns jetzt befanden, hatte im Durchschnitte eine Seemeile und mehr Breite. Seine schmutzig weißlichen Gewässer erschienen durch mehrere Sandinseln zertheilt, die sich oft in großer Länge ausdehnten. Der Windzug über dieselbe verschleucht die Mosquiten, weshalb wir von nun an stets auf Jenen die Nächte zuzubringen pfl egten. Die Indianer waren bald daran gewöhnt, einige Stämme der Dirana abzuhauen, und an einer erhöhten Stelle in den Sand einzurammeln, um unsere Hangmatten daran aufzuhängen. Sie selbst wollten auf der Gewöhnheit beharren, zunächst dem Ufer, in den Sand hingestreckt und mit ihren wenigen Kleidungsstücken bedeckt, die Nacht hinzubringen, obgleich wir nicht ermangelten, ihnen die Gefahren eines Ueberfalls von Krokodilen vorzustellen. Mehr als unsere Ermahnungen fruchtete die Erfahrung dieser Nacht. Nachdem sich nämlich die ganze Equipage dem Schlafe überlassen hatte, wurden wir durch ein lautes Geschrei aufgeschreckt, das uns halbbekleidet, mit den Waffen in der Hand, an's Ufer rief. Hier trafen wir alle Indianer im größten Entsetzen, denn ein großes Krokodil war zwischen den Schlafenden an's Land gestiegen, um unsern wohlgefüllten Hühnerkorb zu erreichen, hatte diesen aufgerissen, und war mit der Beute einiger Hühner so eilig zum Wasser zurückgekehrt, daß wir nur noch das Schlagen seines Schweifes bemerken konnten, eh' es in die Tiefe untertauchte. Von nun an gewannen wir es über unsere Indianer, daß sie ihre Lagerstätte weiter landeinwärts in unserer Nähe zubereiteten. Der Zufall hatte übrigens die Ruhe verschleucht, und da inzwischen der Mond hellerscheinend hinter Wolken

hervorgetreten war, kehrten wir in die Rähne zurück, und setzten die Reise fort, indem sich die Indianer zum Ruderpienste durch ihren einfachen Gesang ermunterten. Einzig und unauslöschlich sind die Eindrücke, welche der Reisende bei solcher nächtlichen Fahrt empfängt. In der Ruhe und Schweigsamkeit dieser Gegend vernimmt man nichts als das Rauschen der Wellen oder das ferne Geschrei wandernder Affenheerden. Der dicke Urwald tritt bald hell beleuchtet an die Küste vor, bald in düstere Buchten zurück; geisterhaft schwanken die Bilder einzelner Bäume oder heller Uferstreifen über das Wasser, und Alles in diesem wunderbaren Gemälde scheint zu unbeweglicher Ruhe entschlafen, bis auf das nächtliche Firmament, das, erhellte oder schwarze Wolken langsam aus- und über einander schiebend den Strom bald in dunkle Schatten fällt, bald zum Wechselspiele schimmernder Reflexe beleuchtet. Wir waren nächst der Praha de Beataray an den Mündungen des gleichnamigen Flusses vorbeigefahren. An den Abhängen des Ufers stehen hie und da dicke Gehäge von Pfeilrohr, welche die Wilden für ihre Waffen benützen. Obgleich der Strom noch in ziemlich starker Entleerung begriffen war, so machten doch mehrere Strömungen an den Küsten unseren Rudern viele Arbeit, und wir waren froh, mit Anbruch des Tages durch einen Ostwind begünstigt zu werden, welcher, den ganzen Tag anhaltend, uns gegen Abend auf die Praha de Goajaratowa brachte. Hier bot sich uns zum erstenmale das Schauspiel einer Lesse von Schildkröteneiern und der Zubereitung derselben zu dem Schildkröteneierfette dar. Auf einer Spitze der Sandinsel hatten die Sammler mehrere Hütten aus Palmblättern errichtet; große Haufen von so eben ausgegrabenen Eiern, ganze Rähne voll solcher, die bereits zer schlagen ihren Inhalt aussonderten, dampfende Kessel mit dem Fette angefüllt, und etwa hundert und fünfzig Menschen, Indianer, Mulatten, Neger und einige Weiße, mit diesen mannichartigen Arbeiten beschäftigt: alles dieses gestaltete sich zu einem uns neuen und, nach der gewöhnlichen Einsamkeit unserer Reise, erfreulichen Gemälde. In den Monaten October und November, wenn die Gewässer des Stromes einen tiefen Stand erreicht haben, steigen die großen Flußschildkröten, auf gewisse, weithin entblöste Sandinseln, und legen ihre Eier. Das Eierlegen, gleichsam der wichtigste Akt in dem Leben der unbehülsslichen Thiere, vereinigt sie in den Monaten October und November, etwa zwanzig Tage lang, zu unzähligen Haufen, die aus den benachbarten Seen, wo sie hinreichende Weide haben, in den Strom, und dann in die Nähe der Sandbänke oder sandigen

Uferspitzen ziehen. Durch einige Wenige wird der Legeplatz ausgewählt, indem sie die Praya umgehen und durchspähen, an mehreren Orten graben, um zu sehen, ob sich die nöthige Tiefe trocknen Sandes findet, und dann wieder zurück kehren. Die geringste Spur von Menschen, oder irgend eine Gewaltthätigkeit gegen diese Späher verscheucht die ganze Schaar, welche dann eine andere Praya aufsucht. Wenn sie Alles sicher glauben, beginnt das Eierlegen. Bei Nacht, vorzüglich im Mondenscheine, kommt dann ein Zug nach dem andern aus der Fluth hervor. Die Weibchen gehen in der Mitte, die bei weitem weniger zahlreichen und kleineren Männchen gleichsam zum Schutze, an den Seiten. Ein dunkles Gewimmel bedeckt nun weithin den weißen Sand, und mit solcher Eile kommen und gehen die Thiere, daß sie dicht neben, ja aufeinander sich den Vorsprung abzugewinnen suchen, und das Wegen der Schilder, dem Gerassel schwerer Wagen ähnlich, in großer Entfernung durch die stille Nacht gehört wird. Dies Schauspiel, welches ich auf einer Sandinsel im Yupurá gehabt habe, wo wenigstens noch einige Tausend versammelt waren, hat in seiner nächtlichen Unruhe etwas Schauerliches. Auf der Insel angelangt, geht die Schaar unverzüglich an das Geschäft; in unglaublicher Schnelligkeit ist die Sandfläche aufgewühlt, und der Staub verfinstert den Horizont. Das Thier hebt mit den abwechselnd thätigen Hinterfüßen unter sich den Sand heraus und bildet eine Grube, die bisweilen drei Fuß Tiefe hat; es setzt sich feuchrecht hinein, legt seine Eier (als deren geringste Zahl 64, als höchste 140, im Durchschnitt 100 anzunehmen ist), indem es sich mit den Vorderfüßen stützt, bedeckt sie wieder mit trockenem Sand und schlägt diesen fest, indem es sich mit dem Brustschild darauf fallen läßt. Jedes Weibchen braucht zu seinem Gesichte drei bis vier Stunden. Die Gruben werden auf den flacheren, nicht auf den steilen Rändern der Prayas, bis auf hundert Schritte landeinwärts gebildet, und zwar liegen sie meistens einige Fuß höher, als der tiefste Wasserstand, welcher halb nach dem Eierlegen eintritt. Im Drange des Eierlegens, während welchem man ein leises, abgebrochenes Schnarchen vernimmt, werden nicht selten Einzelne von den Nachbarinnen verschüttet, oder die Nachfolgende wühlt die bereits gelegten Eier hervor, um ihre eigenen in dieselbe Stelle zu bringen. Auch lassen sie sich in dem, einmal begonnenen, Gesichte nicht mehr irre machen, und man kann unter ihnen herumgehen, ohne Gefahr gebissen zu werden, so lange man nicht einem Männchen begegnet. Die Indianer versichern, daß weiß bekleidete Menschen am sichersten sehen, weil die

Thiere sie dann mit den großen Störchen verwechselten, welche sich bei diesem Anlasse, wie überhaupt oft, auf den Prayas einfänden. Das Geschäft des Eierlegens dauert von Sonnenuntergang bis zur Morgendämmerung, mit stets gleicher, gewissermassen bewußtloser Eile der Thiere. Ist die Zahl der versammelten Schildkröten sehr groß, so beginnt das Eierlegen schon Abends gegen 5 Uhr und endet des Morgens 10 Uhr; gemeiniglich aber hat sich die Schaar schon in den Fluß zurück begeben, sobald die Sonne aufgeht, und nur einzelne Weibchen, die verhindert waren, sich früher ihrer Bürde zu entledigen, laufen ängstlich umher. Diese werden nicht selten eine Beute der Dnzen, welche sich jetzt häufig auf den Prayas einfänden, die auf den Rücken gelegten Thiere mit großer Geschicklichkeit zwischen Rücken- und Bauchschild eröffnen, und mit der Vorkepfote alles eßbare herausholen. Die Weibchen halten sich einige Tage am Ufer des Flusses auf, wo sie sich von Gräsern nähren; dann ziehen sie wieder in die benachbarten Seen und Sümpfe zurück, wo sie von den Männchen erwartet werden. Die Orte, wohin vorzüglich viele Eier gelegt worden, erkennt man an den Schaa-len, welche zertrümmert umherliegen, und an dem mit dem Eigelb in Massen zusammen geballten Sand. Wenn die Thiere wieder in den Strom zurückgekehrt sind, so unterscheidet nur ein geübtes Auge die Orte, wo sich Eier befinden, durch leichte, bisweilen wellenförmige Erhebungen der Sandoberfläche.

Von der Regierung abgeordnete Wachen beobachten, wann dieß Geschäft auf den Inseln, die gemäß mehrjähriger Erfahrung als die gewohnten Orte erkannt worden sind, vollendet ist, und schützen die Prayas vor den Störungen nomadischer Indianer, besonders der Muras. Hierauf finden sich (vorzüglich um den Neumond Octobers, als der besten Zeit) zahlreiche Sammler, oft aus sehr entfernten Gegenden, ein, und ein eigens dazu bestimmter Aufseher hält Ordnung unter den Ankömmlingen, vertheilt die Lese, und sorgt für die Ablieferungen des Zehentens für das Arar. Die Wahl für dieses, gewöhnlich sehr einträgliche, Geschäft, geht von dem Gouverneur der Provinz aus, und trifft gewöhnlich Mitglieder der Garnison oder andere angesehene Bürger. Eine genaue Ausmessung der Eierschichten, welche gemeiniglich auf jeder Insel in einer zusammenhängenden Strecke, selten an mehreren Orten vorkommen, wird unter Berathung erfahrener Indianer, vorgenommen, indem man die Grenzen derselben durch lange Stäbe ausmittelt, die beim Einstossen in den Sand mehr Widerstand finden, als in die Nester. Das gesammte Areal wird sodann unter die Anwesen-

den nach Verhältniß der Arbeiterzahl vertheilt, welche jeder Bürger mitgebracht hat. Ein Zehnthheil des Ganzen wird als Eigenthum der Krone mit einer Flagge bezeichnet. Sobald die Vertheilung geschehen ist, fallen die Anwesenden, Jeder über seinen Antheil her, und wühlen ihn auf mehrere Fuß, so tief als Spuren von Eiern vorhanden sind, um. Die Eier liegen bald in einer bald in mehreren Schichten über einander, dem gemäß die Ausbeute an verschiedenen Orten der Praha verschieden ausfällt. Man beeilt sich, die Ausgrabung in kürzester Zeit zu vollenden, weil die Eier nach sechsen bis acht Tagen in Fäulniß übergehen. So entstehen denn in wenigen Stunden ungeheure Eierhaufen von fünfzehn bis zwanzig Fuß Durchmesser bei verhältnißmäßiger Höhe, ein seltsamer Anblick; und die vorher flache Sandebene wird, in Gräben und Hügel aufgewühlt, der Ausgleichung durch die Hochwasser überlassen. Am frühen Morgen werden dann Böte bis zur Hälfte mit Eiern angefüllt, diese mit hölzernen Dreizacken, unseren Heugabeln ähnlich, zerbrochen, und endlich mit den Füßen zerstampft. Da die Eier nur sehr wenig Eiweiß bei viel Dotter enthalten, so stellt diese ganze Masse einen gelben Brei dar, in welchem Stücke der Schalen schwimmen. Man gießt nun Wasser darauf, und überläßt das Gemenge der Einwirkung der tropfischen Sonne, welche bereits nach drei bis vier Stunden anfängt, das fette Del als den leichtesten Bestandtheil, auf die Oberfläche zu ziehen. Von hier wird es nun mittelst Lufas oder Löffeln aus großen Flußmuscheln abgeschöpft, und in irdene Töpfe gesammelt. Man wiederholt in jedem Rahne das Zerstampfen, Aufrühren und Abschöpfen zwei bis dreimal, worauf das Del größtentheils abgenommen ist. Diese Substanz hat jetzt vollkommen die Farbe und Consistenz zerührter Eierdotter. Man bringt sie in einen großen kupfernen oder eisernen Kessel über ein gelindes Feuer, wo sie mehrere Stunden lang, unter Umrühren, abgeschäumt und geklärt wird, wobei sich die gerinnenden Theile vorzüglich der Faserstoff, niederschlagen. Der von hier sorgfältig abgeschöpfte flüssige Antheil wird zum zweitenmale über noch schwächerem Feuer gekocht, bis keine Blasen mehr aufgeworfen werden, wo er dann Farbe und Consistenz unseres zerlassenen Schmalzes hat. Das abgekühlte Schildkrötenelerfett wird in große, oben weit offene, etwa sechszig Pfunde enthaltende irdene Töpfe geschüttet, welche, mit Palmblättern oder Baumbast verbunden, versendet werden. Es ist um so schmächhafter und reinlicher, je schneller nach dem Ausgraben der Eier es gemacht wird, und je frischer diese waren. Bei zweckmäßiger Bereitung verliert es den Geruch der Schild-

kröten vollkommen, doch behält es etwas Thraniges im Geschmacke, woran sich nur der Gaumen der Inländer gewöhnen kann. Wenn die jungen Schildkröten bereits zu weit entwickelt und an der Sonne in Fäulniß übergegangen sind, so werden Geruch und Geschmack höchst widerlich, und nur den stumpfen Sinnen der Indianer kann es dann noch als Leckerei gelten. Die schlechtere Qualität wird statt des Brennöles in den Lampen verbraucht. Die Zahl der Potes de Manteiga, welche jährlich auf den Inseln des Solimoës bereitet wird, beläuft sich auf mehr als acht- (die in der ganzen Provinz gesammelten auf fünfzehn-) tausend. Herr v. Humboldt hat eine ohngefähre Berechnung aufgestellt, daß zu der Summe von 5000 Töpfen, welche auf den drei Eierinseln in Drenoco jährlich bereitet werden, 33 Millionen Eier, von 330,000 Weibchen geliefert nöthig wären. Ausgewachsene Schildkröten sollen jährlich im Solimoës 20,000 getödet werden, und die Zahl aller in diesem Strome und in seinen Binnengewässern lebenden Individuen soll sich auf wenigstens zwei Millionen belaufen. Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß das gegenwärtige System aller Productivität der nützlichen Thiere ungeachtet, sie austrotten werde; und die Regierung sucht daher wenigstens den unregelmäßigen Nachstellungen Einhalt zu thun, welche die Eier und die ausgekrochenen Thierchen von den nomadisch umher ziehenden Indianern erleiden. Diese pflegen vorzüglich auch eine große Anzahl der Eier zu trocknen, um sie als Vorrath aufzuheben. Es geschieht dieß entweder über dem Feuer, oder an der Sonne. Das Ei wird auf ein Drittheil seines Gewichtes eingetrocknet, und nimmt einen widerlich thranigen Geschmack an. Da die Legezeit einen ganzen Monat dauert, so halten sich Indianer sowohl, als andere Anstebler, während dieser Zeit in der Nähe des Stromes auf, und sammeln so viel es ihnen vor den dagegen herumziehenden Patrouillen möglich ist, von den eben ausgekrochenen Jungen forbweise auf, um sie entweder auf Stöcke gespießt am Feuer zu braten, oder Krafsuppen daraus zu bereiten. Diese Gerichte sind allerdings das Schmachhafteste, was der Reichthum der Gewässer darbietet. Zu dieser Verringerung des nützlichen Thieres helfen auch die bereits oben erwähnten Thiere, die Schlangen und die Onzen, welche insgesammt sehr lecker dar- nach sind, mit, wenn die hilflose Brut dem Wasser zueilt. Nicht selten sah ich die Sandufer von den kleinen Schildkröten wimmeln, und einige alte Kaimans quer im Sande liegend, um dieselben zu verschlingen, welche sich in ihrer Unerfahrenheit in den weit aufgesperrten Rachen wagten. Die ausgewachsenen Schildkröten wer-

den größtentheils in dieser Periode, wenn sie von den Prahas zurück kommen, gefangen, und in Umzäunungen am Ufer aufbewahrt. Man nennt sie, als die gewöhnlichste Fleischspeise am Verlaufe des ganzen Amazonas, das Rindvieh des Landes und ein oder mehrere Gerichte davon fehlen auf keiner wohlbesetzten Tafel. Das ausgelassene Gefröse liefert ebenfalls ein wohlschmeckendes Fett, das zur Bereitung gewisser Speisen verwendet wird. — Auch die andere Schildkröte, Tracaja, wird auf ganz gleiche Weise benützt. Sie ist übrigens um mehr als die Hälfte kleiner als jene, ein minder häufiges Gericht. Auch kommt sie niemals in großen Schaa- ren auf die Sandinseln, um ihre Eier zu legen, sondern thut dies einzeln, und legt nur fünf und zwanzig bis dreißig Eier. Sie soll in Monogamie leben. Schildkrot kann von keinem dieser Thiere gewonnen werden.

Während der Nacht auf der Praha de Coasaratuba wurden wir durch den ununterbrochenen Lärm gestört, den die hier vereinigte Menschenmenge in wilden Bechgelagen erregte. Nur selten sehen sich die Bewohner dieser Gegenden so zahlreich vereinigt; und dann thut sich der Trieb der Geselligkeit aller Art kund, denen die Regierung umsonst zu steuern versucht hat. Mit frühestem Morgen segelten wir unter Begünstigung des Ostwindes längs des südlichen Ufers aufwärts. An der Mündung des Lago Anury brachten wir, in den Hangmatten von Moskiten auf das Grausamste gequält, eine feuchte Nacht zu. Der See Anury ist sehr reich an Schildkröten, weshalb die Regierung hier einen Pesqueiro errichtet hat, der monatlich zweimal 150 Stücke nach der Barra do Rio Negro liefert. Der Strand wimmelte von Wasservögeln jeder Art, die eben ihre Eier in den Sand gelegt hatten, und uns in niedrigen Kreisen, unter ängstlichem Geschrei, umflogen. Von Onzen und Kaimans, die, durch solch zahlreiche Beute angelockt, die Prahas unausgesetzt besuchen, fanden wir häufige Spuren; und es war nöthig, nächtliche Ueberfälle durch große Wachtfeuer abzuhalten, die wir, bei der Sorglosigkeit der Indianer, selbst unterhalten mußten. Dessen ungeachtet wurde der Vivouac vor Sonnenaufgang durch den Ueberfall eines großen Krokodils erschreckt, welches den Hühnern nachstellte, und nur durch vereintes Geschrei der Indianer zurück geschreckt werden konnte. Von nun an nahm überhaupt die Zahl dieser Ungethüme im Strome immer mehr zu; in großen Schaa- ren lagerten sie am Strande, oder schwammen in den ruhigen Buchten umher. Wir wagten daher nur im seichten Wasser zu baden, wo wir einen Kreis von Indianern um uns schließen lie-

hen. Unter diesen gab es einige, denen der Kampf mit einem Jacaré nur ein Spiel schien. Sie stürzten sich mit einem Prügel in der einen, mit einem langen Messer in der andern Hand in die ruhigen Buchten des Stromes, schwammen dem Ungeheuer entgegen, tauchten vor ihm unter, und schlugen ihm mit dem Messer den Bauch auf. Da wir diese, das erste Mal ohne unser Wissen verrichtete Heldenthat mit einer Flasche Brantwein belohnt hatten, bedurfte es unseres ausdrücklichen Verbotes, sie nicht zu wiederholen.

Wir fuhren längs des gegenüber liegenden Ufers aufwärts, bis wir am Abende des folgenden Tages auf der zweiten Schildkröteninsel, der Praya das Duças, landeten. Hier trafen wir gegen dritthalbhundert Menschen mit der Fettbereitung beschäftigt, und in einigen Buden mancherlei Bedürfnisse zum Kaufe ausgelegt.

Der Aufenthalt in der Praya das Duças ward uns unangenehm durch die widerliche Ausdünstung, welche die faulenden Schildkröteneier weithin verbreiteten; überdies litten wir Alle von der furchtbarsten Hitze. Selbst die Indianer schienen von ihr angegriffen; sie liefen so schnell als möglich über den heißen Sand der Insel, und gruben sich, wenn sie geschäftslos waren, in die kühleren Schichten der Tiefe ein. Nachdem wir die Insel verlassen hatten, war ein schweres Gewitter zu überstehen, dem jedoch ein frisches Lüftchen aus Osten folgte, so daß wir das Segel aufspannen konnten, mit dessen Hülfe wir Tags darauf die dritte Schildkröteninsel, Praya do Jurupari erreichten. Der Name des bösen Dämon, Jurupari, spielt häufig eine Rolle in den Ortsbezeichnungen der Indianer. Hier soll dieser Feind des rothen Menschengeschlechtes einen Kahn mit Fischern in die Tiefe gezogen haben, was dem Orte seinen Namen verliehen. Vor einigen Jahren lieferte die Praya do Jurupari mehrere tausend Potes Eierfett; gegenwärtig ist das Erträgniß viel geringer. Unsere Indianer behaupteten, daß die Schildkröten sich, nach den hier erlittenen Verfolgungen, in den benachbarten großen See von Cudaiás und durch dessen Nachbarflüsse gezogen hätten. Von der ersten fast drei Viertelstunden breiten Mündung des eben erwähnten Sees an, bis zu der des Lago de Coari, welche wir am 16. November erreichten, haben wir kaum einmal den Strom in einen einzigen Körper vereinigt gesehen. Wir hatten bald mit Strömungen, bald mit Untiefen zu kämpfen, so daß, da überdies alle Arten von Moskiten stets in dichten Wolken über uns schwebten, diese langsame Fahrt auch die männlichste Geduld zu erschöpfen drohte. Besonders waren die Nächte, welche wir auf den Prayas von Juçara und Urutari zubrachten,

eine Zeit der Dual und des Schreckens; denn wenn wir, vom Schlafe überwältigt, gegen die Stiche jener Harpyen unempfindlich geworden waren, schreckte uns das Geschrei der Wachen auf, die von großen, überaus kühnen, Kaimans oder von Dnzen angegriffen wurden. Wir befanden uns jetzt zwischen den Inseln der Sorimoës. Gegenwärtig war nicht eine Spur indianischer Bevölkerung weder auf denselben, noch auf dem Festlande anzutreffen. Wie erfreulich mußte uns daher sehn, endlich die höheren, mit Wald bekränzten Ufer des Lagao de Coari aus der gleichförmigen Landschaft hervortreten zu sehen. Wir fanden seine Gewässer ziemlich klar, und von grünlicher Farbe. Im Ganzen ist er seicht, so daß in der stärksten Trockene nur ein fahrbarer Canal zum Lugar de Albellos übrig bleibt. Wir hatten nur die Hälfte des Weges zu dieser Ortschaft zurückgelegt, als eine finstere Nacht um uns dunkelte, und da der geringste Windstoß die stillen Wasser hoch aufwühlte, so sahen wir uns lange gefährdet, bis uns angestrengetes Rudern über die Untiefen hinweg, gegen Mitternacht in den Hafen brachte.

Albellos, von den Indianern Coari genannt, ist eine von den Carmeliten angelegte Mission. Die Bewohner haben in gegenseitiger Vermischung und im Umgange mit den Weißen ihre Sprache und übrigen Stammverschiedenheiten aufgegeben. Wir fanden gerade jetzt nur wenige der Einwohner anwesend, indem die Männer größtentheils auf der Jagd oder zur Bereitung von Schildkrötenleberfett abwesend waren. Ueberhaupt hat die Bevölkerung des Districtens seit längerer Zeit stets abgenommen. Die Blattern und ganz neuerlich, durch Ueberschwemmung des Sees veranlaßte, bößartige Wechselfieber richteten von Zeit zu Zeit arge Verheerungen an, denen man ohne ärztliche Hülfe um so eher unterliegt. Leider ist in der ganzen Provinz Rio Negro kein graduirter Arzt ange stellt. Unter den anwesenden Indianern machte uns der Geistliche mit zweien bekannt; die beide über hundert Jahre alt und dabei noch von unglaublicher Körperkraft und Munterkeit waren. Mit dem Mangel an Reizbarkeit und mit der eigenthümlichen Indolenz dieser Menschenrace hängt die Eigenschaft zusammen, nur spät zu ergrauen und die Zähne zu verlieren. Selbst im Gange verräth der Indianer sein Alter nicht, da auch jüngere Stammgenossen vorgebückt und mit kleinen Schritten zu gehen pflegen. Die Häuser, oder vielmehr die kleinen, mit Palmblättern gedeckten Lehmbütten, liegen in einer unregelmäßigen Reihe längs dem niedrigen Ufer.

Ausflüge von Coari aus waren übrigens beschränkt, weil wir unsere eigene Mannschaft nach den bisherigen Strapazen ausruhen lassen mußten, und der Geistliche des Ortes, die wenigen, gerade anwesenden Indianer nur ungerne zur Begleitung mitgab. Zwei Tage vorher hatte ein sehr großer Kaimann, der, in der Nähe des Ortes hausend, seit langer Zeit Jedermann bekannt geworden war, den Kahn eines einzeln heim kehrenden Indianers umgeworfen, und diesen gefressen. Wir sahen noch, wie das fürchterliche Thier und seine Brut mit dem abgebissenen Kopfe des Unglücklichen spielten, und der ganze Ort war durch dieses schreckliche Schauspiel so sehr in Furcht gesetzt worden, daß wir den Entschluß aufgeben mußten, die Ufer des Sees ringsum im Kahne zu besuchen.

Wir verließen Atbellos, um nach der Villa de Ega zu gelangen, eine Reise, welche stromaufwärts in vier bis fünf Tagfahrten, stromabwärts oft in einer halben, gemacht wird. Der See vom Coari lag kaum hinter uns; so stellten sich auch schon wieder Schaaren von Moskiten ein. Wir mußten uns glücklich schätzen, die Nacht frei von ihnen auf der Praha des Sorubims zubringen zu können. In dieser Gegend erheben sich am Strome die Costa de Tauana und Taua-Coara, steile Wände von farbigem und weißem Letten. Seit wir uns im Solimoës befanden, begegneten uns nicht selten mit Erdfarbe aus solchem Letten ausgeführte Malereien der Indianer auf den Thüren der Hütten, auf ihren Rähren, Rudern und ähnlichen Werkzeugen. Sie sind oft ohne Pinsel, mit dem Finger oder mit einem Stückchen Holz, höchst plump angetragen. Allerlei Schnörkel, rohe Figuren von Menschen und Thieren sind die Gegenstände dieser ersten Kunstversuche. Die Indianer, welche wir von nun an in den christlichen Niederlassungen oder zerstreut am Ufer des Stromes fanden, bewiesen nicht nur durch solche Versuche in der Malerei auf ihrem Hausrathe und an den Wänden der Kirchen, sondern auch durch andere Kunstfertigkeiten einen Grad von Bildung und Industrie, der bedeutend gegen die fast thierische Rohheit der Stämme im Süden Brasiliens abstach. Ihre hölzernen Geräthe und Waffen, fein polirt oder bemalt und mit Vogelfedern zierlich geschmückt, ihre Flechtarbeiten und Geschirre — Alles zeigte eine Art von Vollendung die nur durch ruhigen, gleichsam behaglichen, Fleiß gewonnen werden kann. Auch schien es, als hingen sie an ihrem Besitze nicht bloß mit dem Gedanken der Nutzbarkeit, sondern auch mit einer Art von Liebhaberei. Es ward uns oft schwer, sie zu einem Kaufse dieser Waffen und Geräthe gegen europäische Artikel zu

vermögen. Ganz vorzüglich galt dies von dem Pfeilgifte und von den Blasrohren, woraus sie die durch jenes vergifteten Pfeilchen blasen; Waffen, die wir zuerst in Coari, von hier an aber überall am Solimoës und an seinen Beiströmen antrafen. Freilich sind diese Gegenstände theilweise nicht ihr eigenes Fabrikat, denn das Gift selbst erhalten sie von einigen, mit der Bereitung vertrauten Völkerschaften am Dupurá und oberen Solimoës, vorzüglich von den Juris, Passés, Miranhas und Tecunas; und die Blasrohre werden ebenfalls, wenigstens zum Theile, von westlichen Nachbarn eingehandelt, so daß ihnen selbst nur die Bereitung der Pfeilchen und der Köcher für dieselben übrig bleibt. Die Geschicklichkeit, womit diese gefährlichen Waffen gehandhabt werden, ist außerordentlich. Ein geübter Schütze fehlt auf fünfzig bis sechzig Gänge seines Zieles nicht; und die Kraft, womit er das Pfeilchen von sich bläst, ist eben so bewundernswerth, als die Gewandtheit, die er in der Führung des langen, unbehilflichen Blasrohres mitten im Dickicht eines Urwaldes bethätigt. Kleinere Säugethiere und Vögel werden am häufigsten mit dieser Waffe erlegt; doch gebraucht der Indianer seine Esgravatana wohl auch gegen den Tapir oder die Onge. Diejenigen Stämme, welche sich mit vergifteten Pfeilen bekriegen, ziehen dazu die Wurfspeße vor. Die tödtliche Wirksamkeit des Pfeilgiftes hängt von der Tiefe, in die es eindringt, von dem Alter und dem Feuchtigkeitsgrade des Giftes, und von dem Orte der Verwundung ab. Je entschiedener das Urari mit dem Blute des Wildes in Berührung gekommen, desto sicherer und schneller tritt die tödtliche Wirkung ein. Ich habe Dachsen vier Minuten nach dem Schusse erzittern, umfallen, und mit dem Tode ringen sehen, während in andern Fällen ein Affe oder ein Pecari, minder tödtlich getroffen, der Wirkung des Giftes dreimal so lange widerstanden. Allgemein verbreitet unter den Indianern ist der Glaube, daß das durch Urari getödtete Wildpret gesünder sey, als jedes andere; daß es einen eigenthümlichen Wohlgeschmack habe, davon konnten wir uns täglich überzeugen, da es niemals an Hocos, Papageien und Schweinen fehlte, die unsere Jäger in die Küche lieferten. Der schnelle Tod und die specifische Wirkung auf die gesammte Blutmasse bringt vielleicht eine ähnliche Veränderung in dem Geschmacke hervor, als unsere Köche dem Fleische noch lebender Thiere durch das Eingießen von siedendem Essig ertheilen.

Der Strom ist in diesen Gegenden mit kleineren und größeren Inseln durchsäet. Wir fuhrten am südlichen Ufer aufwärts. Während wir durch den Canal von Araüana=hy weiter schifften, ward

ein Boot abgesendet, um Fische zu fangen, die jetzt mit allmählicher Zunahme der Gewässer, in Solimões seltener zu werden anfangen. Es kam uns am folgenden Tage eine Ladung der mannigfaltigsten Fische nach. Gegenwärtig lieferte der Strom hie und da noch Schildkröteneier, besonders auf der Praya de Camara-Coari, wo wir die königliche Fahne wehen, und viele Menschen beschäftigt sahen. Wo einzelne Haufen der kleinen Schildkröten aus dem Sande hervorkrochen, hatten sich ganze Schaa ren von Störchen und Geiern versammelt. Zwei Tagereisen, in denen wir etwa zwölf Leguas zurückgelegt hatten, brachten uns an die Mündung des kleinen Flusses Satua. Das Terrain erschien hier niedriger, ungleich und mit dichter Waldung bedeckt. Wir steuerten in dem südlichsten Stromarme aufwärts. Am 25. November hatten wir endlich die Mündung des Rio Teffé erreicht. Sie eröffnet sich, um dem Blick eine großartige Aussicht auf ein breites Wasserbecken zu gewähren, in welches sich der Fluß Teffé hier ausbreitet. Der majestätisch stille See, mit feinen reinlich weißen Sandbänken, und weiter landeinwärts von einem üppigen Urwald umgeben, dessen domartig gewölbte Bäume ruhig in den blauen Aether aufragten, machte einen höchst erfreulichen Eindruck. Kaum aber hatten wir unsern Lauf hinein gerichtet, so zog uns ein Schauspiel ganz anderer Art an. Das ruhige, schwarze Gewässer des Sees war von zahllosen Krokodilen bewohnt, welche wie eine Familie friedsam neben einander zu wohnen schienen. Es waren darunter die größten Thiere, welche wir bis jetzt gesehen hatten: von zwanzig und mehr Fuß Länge. Viele lagen bewegungslos im Wasser, andere schwammen im Kreise herum oder auf uns zu, und schienen durch unser Fahrzeug nicht erschreckt, vielmehr gereizt. Eines der größten näherte sich uns in gerader Linie und so entschieden, daß ein Indianer im Vorbertheil befürchtete, es wolle versuchen, heraufzusteigen. Er schlug daher mit einem Stocke darnach, allein das Unthier ließ sich nicht irre machen, schnappte nach der ausgestreckten Hand und erwißte sie, doch glücklicher Weise nur mit einem Zahne, so daß es Nagel und Fleisch von einem Fingergliede abreißen konnte. Erst nach einigen Flintenschüssen auf den Rücken, einer Baumrinne ähnlichen, Dünkel stand es von seiner Verfolgung ab, ohne jedoch verwundet worden zu sehn. Wir setzten inzwischen den Weg nach der, etwa zwei Leguas von der Mündung entfernten, Villa de Ega fort. Seit wir Coari verlassen hatten, war jeder Abend durch ein heftiges Gewitter bezeichnet gewesen, und auch jetzt überzog sich plötzlich der Himmel; ein gewaltiger Westwind wühlte den See

auf, und zwang uns, mit eingezogenem Segel dem Wellenbrange zu folgen, der alsbald so heftig ward, daß wir in der größten Gefahr schwebten, umgeworfen zu werden. Wir ließen daher das Fahrzeug an eine dicht bewaldete Landspitze treiben, wo es auf so hohen Wogen anlangte, daß wir nicht im Sande des Ufers, sondern auf den ausgebreiteten Nestern eines niedrigen Baumes Grund fanden, die der Sturm in demselben Augenblicke über das Wasser hingebeugt hatte. So waren wir denn in der Luft aufgehangen; und nur der vereinten Anstrengung der Mannschaft, welche über Bord sprang, gelang es, den Kahn mit Stricken gegen den wüthenden Andrang der Wellen an dem Baume so lange zu befestigen, bis der Sturm vorüber war, und wir ihn, durch Abhauen der stärksten Nester, seinem Elemente wiedergeben konnten. Wir übernachteten an dieser Stelle, und erreichten am nächsten Morgen das Ziel unserer Reise, wo wir auch schon den Sergeanten mit unserm großen Fahrzeuge antrafen.

Die Villa de Ega, von den Indianern Tefé genannt, liegt am östlichen Ufer der seeartigen Ausdehnung des Rio Tefé gerade da, wo diese ihre größte Breite, von einer deutschen Meile, erreicht hat. Die Häuser des Fleckens Tefé sind sämmtlich einstöckig, aus Balken und Lehmwänden erbaut, statt der Glasfenster mit hölzernen Läden versehen, und mit Palmblättern gedeckt. Nur ihre Größe und die Schöffner an den Thüren unterscheiden sie von den Hütten, welche wir in vielen Indianerdörfern gesehen hatten.

Die Ausflüge in der Nachbarschaft von Ega machten uns mit einer von der in Coari beobachteten sehr verschiedenen Vegetation bekannt. Statt der dortigen Wiesen und niedrigen Gebüsche steht man hier dicke Urwälder. Stämme von 120 Fuß Höhe und 15 Fuß im Durchmesser, oberhalb der Wurzel, sind nicht selten. Gewaltige Blätterpilze schießen aus dem Moder des abgefallenen Laubes auf, und die Stämme sind mit colossalen Schwammpflanzen überzogen. Vielerlei Thiere beleben diese Hochwaldung, die Affen treiben ihr lautes Spiel in den Wipfeln, wilde Schweine und Coatis durchstreifen schnobernd den Grund, und die Hocos flattern von Ast zu Ast. Die Stämme, am Untertheile astlos, mit dünner, glatter Rinde versehen, und je nach der Höhe des vorigen Wasserstandes mit Schlamm überzogen, stehen dicht, mit verchränkten Nesten. Hier ist es, wo mehr oder minder gefällig, der Cacaobaum und die stacheligen Ranken der Salsaparilla erscheinen. Blatt- und astlose Lianen (Buschtaue) schlingen sich in grotesken Gestalten um die Bäume, zwischen welchen ein bun-

tes Gewirre von Unterholz aufschießt, das oft während des nächsten Hochwassers wieder ertränkt wird. Statt der großen Parasiten haben sich hier nur Moose und Jungermannien über die triefenden Blätter ausgesponnen. Nur wenige Thiere bewohnen die feuchte Walbung. Wasservögel ruhen auf dem Buschwerke der Ufer, und Kaimans lauern im Wasser oder in Schlamm. Die labyrinthischen Windungen der Wasserstraßen, welche durch dieses Ugapo hinführen, so dicht von dunklem Gebüsch überhangen, daß der Kahn oft nur mit Mühe weiter geschoben werden kann, die lautlose Stille, nur vom Plätschern der Fische oder dem Schnarzen der Krokodile unterbrochen, die qualmige Luft aus dem Laube, das in dieser warmfeuchten Atmosphäre mattglänzend hervorwuchert, der düstere, wolken schwere Himmel, nur selten zwischen den Wipfeln sichtbar, — Alles vereint sich zu einer melancholischen Umgebung, geeignet, mit banger Furcht zu erfüllen. In diesen fast jährlich mehrere Fuß tief überschwemmten, Ugapowaldungen findet man keine Pflanzungen. Für sie wählen die Ansiedler die nächsten Lungen und Spitzen des Festlandes, von welchen aus die Erzeugnisse leicht im Kahne transportirt werden können, denn andere Verbindungswege giebt es weder hier noch überhaupt irgend wo anders im Innern der Provinzen Para und Rio Negro. Die Pfade in den Wäldern werden nur von den sagenden Indianern begangen, und bleiben, ob schon sehr enge und gewunden, dennoch sichtbar. Bei diesem Mangel aller Landstraßen und Hauptwege, würde Zug- oder Lastvieh unbrauchbar seyn, und wir haben deshalb von der Barra do Rio Negro bis an die Grenzen Brasiliens nur zwei Pferde und ein Maulthier gesehen. Rindvieh dagegen, findet man, wenn schon in geringer Zahl, in allen Dörfern. Es wird in den abgetriebenen Waldstücken auf die Weide gebracht, oder im Stalle mit Mais und Gras gefüttert. Milch bleibt übrigens eine Seltenheit auf dem Tische der Einwohner, eben so wie Rindfleisch. Statt jener müssen die Eier, statt diesem muß das Fleisch der Schildkröten dienen.

Während Dr. Spir den hiesigen Aufenthalt benützte, um noch einige Lamantine, Delphine und Krokodile für die Sammlungen zu erwerben, dehnte ich meine Ausflüge nach Nogueira aus. Dieses Dorf liegt zwei Leguas von Ega, in einer außerordentlich fruchtbaren und angenehmen Gegend, am westlichen Ufer. Im Herbeirudern bemerkten wir vor der, am Abhange des Seeufers liegenden Kirche, eine Reihe ganz nackter Indianer neben dem Geisteslichen und einer verschleierten Frauensperson. Als ich mich der

offenen Kirche näherte, hörte ich zu meinem Erstaunen, daß man eben im Begriffe sey, die Laufhandlung mit diesen Wilden vorzunehmen. Es waren sechs Männer vom Stamme der Yupuas und Sauranas am Dupura. Gestern aus dem Walde angelangt, hörten sie eine ihnen unverständliche dogmatische Erklärung, die der Geistliche gab, ohne ein Zeichen innerer Theilnahme, und folgten ihm dann bewußlos in die Kirche, wo die Ceremonie vollzogen wurde, indem der Pfarrer einer Mulatin, die das Amt der Pathe übernommen hatte, und mir eine brennende Kerze in die Hand gab, um die Festlichkeit der Handlung zu erhöhen. Ich erinnere mich nicht leicht einer schmerzlicheren Gemüthsbewegung, als die war, welche mich beim Anblick dieser fruchtlosen Ceremonie ergriff. Nur die Laufzeugin mochte vielleicht ein andächtiges Gefühl bei einer Handlung der Barmherzigkeit, die sie eben ausübte, gewinnen. Die Indianer gingen, nachdem sie ungeschickt genug ein Knie gebeugt und von der Pathe einige kleine Geschenke erhalten hatten, ohne Weiteres davon; ich sah sie am Abende in ihrem kleinen Rahne wieder den heimathlichen Wäldern entgegen rudern. Der rohe Wilde betrachtet die Laufe entweder abergläubisch, als eine Wahrung gegen die schwarzen Künste seiner Feinde, oder selbstsüchtig als ein Mittel, sich einige Bedürfnisse von den betrogenen Weißen zu verschaffen. Nicht selten melden sich dieselben Individuen, mehrere Male bei verschiedenen Pfarrern. — In Mogueira hatte ich Gelegenheit, den Fischfang mit der betäubenden Schlingpflanze *Paullinia Cururu* im Großen treiben zu sehen. Mehrere Rähne führten die zerquetschten Stengel eine Zeit lang in einer Bucht des Sees hin und her, und die Wirkung trat nach einer Viertelstunde so günstig ein, daß ein Nachen mit dem Fange gefüllt werden konnte. — Bei einem Gange in die Urwälder, um Pflanzen zusammen, begegnete ich einer großen Dnze, ohne jedoch von ihr bemerkt zu werden. Es kostete mich ein eifriges Winken, um den Indianer, welcher mich begleitete, abzuhalten, seinen Pfeil auf das Thier abzuschließen, da ich, nur mit einem Hirschfänger bewaffnet, es nicht auf das Glück seiner Hand ankommen lassen wollte. Er folgte mir nun verdrüsslich weiter durch den Wald, und plötzlich war er verschwunden. Nach vielfältigem Rufen sah ich ihn aus einem mächtigen hohlen Baume hervorschlüpfen, und auf meine Frage, warum er sich dorthin versteckt hatte, zeigte er mir eine Hand voll Käferlarven, die er aus dem faulen Holze ausgelesen und nun behaglich verzehrte, indem er ihnen den Kopf abbiß, und das Uebrige aussaugte. Diese edelhaftige Speise ist den

den Indianern eben so angenehm, als die der großen Ameisen. Sie essen sie roh, oder in ihrem eigenen Fette gebraten.

Der Aufenthalt in Ega und Nogetra überzeugte uns täglich lebhafter, daß hier, gleichsam im Mittelpunkte Brasiliens, eine Menge für Ethnographie und Naturgeschichte wichtiger Thatfachen zu sammeln seyen, und somit ward der Wunsch rege, diese seltene Gelegenheit durch Vertheilung nach zwei Richtungen hin zweckmäßiger zu nützen. Es ward eine Trennung beschloffen, und Dr. Spix nahm sich die Beschiffung des obern Solimods bis an die Grenze von Brasilien zum Gegenstande, während ich mich entschied, den Dupura, dessen Mündung vor uns lag, aufwärts zu beschiffen. Einen Beweggrund mehr fanden wir in der Abnahme unserer Gesundheit, die wir vorzüglich durch schnellen Wechsel des Aufenthaltes noch einigermaßen aufrecht zu erhalten hofften. Besonders war mein Gefährte seit längerer Zeit schon von Fieberanfällen heimgesucht worden. Mancherlet Gerüchte hätten mich von der Reise im Dupura, als von einer sehr gefährlichen Unternehmung, abschrecken können. Alle stimmten darin überein, daß die dort herrschenden Fieber vorzüglich häufig in der Zeit, da der Strom sich zu entleeren beginnt, wenn sie auch nicht tödteten, doch sehr gefährliche Leber- und Milzverhärtungen oder Zehrfieber zur Folge hätten. Gerade dieß Jahr aber war, der Fluß sehr voll, als er sonst im Dezember zu sehn pflegt, und die Gefahr deshalb geringer. Ueberdieß entschloß sich Kapitän Zany, von dem Herrn General-Gouverneur beauftragt, uns, so weit es möglich sey, zu begleiten, diese Reise mitzumachen. Für diese Reisen nahmen wir noch kleinere Fahrzeuge; dadurch zwar manchen Entbehrungen ausgesetzt, aber einer schnelleren Fahrt versichert. Dr. Spix wählte den Sergeanten, einen Milizsoldaten, unsern französischen Diener, der bisher unverdroffen gefolgt war, und mehrere der besten Indianer zu seinen Begleitern aus. Ehe wir uns trennten, legten wir ein schriftliches Testament gegenseitig in unsere Hände. — Die Ordnung fordert nun, daß ich über die beiden Expeditionen getrennten Bericht erstatte.

Des Dr. Spix Reise von Ega den Solimoës aufwärts bis nach dem Grenzpresidio de Tabatinga, und zurück nach der Barra do Rio Negro.

Am 7. Decbr. verließ ich Ega. Wir hatten die große Canoa zurückgelassen, und schifften uns in Montarias (kleinen Nachen) ein, um nicht so sehr von der Strömung zu leiden. Ein mittelmäßiges, jedoch zur Aufbewahrung der Sammlungen geeignetes Boot, mit Munition und Lebensmitteln versehen, ward unter der Anführung des Sergeanten mit einigen Milizsoldaten vorausgeschickt. Ich reise in einem kleinen, mit acht rudern den Indianern bemanneten Kahne begleitet von einem noch kleineren, worin sich der zum Jäger bestimmte Soldat, der Bediente und drei Indianer befinden. Die Reise war schon von der Barra an mit Schwierigkeiten verbunden, allein diese vermehrten sich nun von Ega bis Fonte-Vos durch das häufige Einstürzen des Ufers, das auf halbe Stunden weit, mit oder ohne den darauf stehenden Wald einbrach. Hiezu kommen noch die Legionen von Carapaná und Pium! — Nach einer halben Stunde schifften wir, die Landspitze, worauf Nogueira liegt, hinter uns, in den Solimoës hinaus. Wir waren um 10 Uhr Morgens abgereist, und kamen am Abend 7 Uhr in Cahçara oder Alvaraës an. In dem rings von Wasser und Wald umgebenen Orte hatten wir während der Nacht die erste Probe der Moskiten zu bestehen, so daß ich mich nur geschwinde in ein vorher ausgeräucheretes und wohl verschlossenes Zimmer einsperrete, um die Nacht ruhig hinbringen zu können. Ich hatte Gelegenheit, Erkundigungen über die Sprache der Uaiumás, einer Nation mit durchlöchernten Nasen und Ohren, und über die Jumanas einzuziehen. Die letzteren haben um den Mund herum ein tätowirtes

Obal. Sie nehmen ein gutes und ein böses Wesen an, die sie Uauülsa und Locozh nennen. Beide wohnen oberhalb der Erde, gegen die Sonne zu. Das böse Wesen fürchten sie; vom guten glauben sie, daß es nach dem Tode erscheine, um Früchte mit dem Todten zu essen, und seine Seele mit sich in seine Wohnung zu nehmen. Der Leichnam wird mit zusammen gekrümmten Extremitäten, das Antlitz gegen Sonnenaufgang gerichtet, zugleich mit den dazu zerbrochenen Waffen, und einigen in den Schoos gelegten Früchten, in einem großen irdenen Topfe begraben. Auf das Grab legen sie unter Heulen und Tanzen, Früchte und Kleider des Verstorbenen, welche nach einigen Tagen wieder weg genommen, und den Kindern gegeben oder verbrannt werden. Ein Trinksfest schließt nun die ganze Ceremonie. Das Grab machen sie von außen kenntlich, damit es nicht von Feinden beschohlen werden möge. Die Frau wird durch Geschenke von den Aeltern erlangt, besonders von Nahrungsmitteln. Die Heurath wird mit Tanz und Gesang gefeiert. Sobald das Kind zu sitzen vermag, wird es mit der Abkochung gewisser Blätter bespritzt, und erhält seinen Namen von seinen Vorfahren. Diese Namen sind verschieden für die beiden Geschlechter.

Unter abwechselndem Wetter bin ich vor den Mündungen des Schwarzen Lago de Cupacá vorbei, an den Rio Yurúa gekommen. Dieser Fluß ist bis jetzt noch sehr wenig bekannt, und tief im Innern gar nicht befahren. Bei seiner Mündung hat er beinahe eine Viertelseemeile Breite. Er wird von den Indianern Catauuiris Cатуиrinas u. s. w. bewohnt, und hat einen unglaublichen Reichtum von Cacao und Salsaparilla. Der zuckerige Saft im Saamenüberzug des Cacao giebt eine Art Wein, welcher ein sehr erfrischendes Getränk ist. Eine sonderbare Sage spricht von kurz geschwänzten Menschen, die am Yurúa wohnen sollen, jedoch konnte ich keine sicheren Nachrichten darüber einziehen. Richtiger mag eine andere Sage seyn, daß es einen zwergartigen Indianerstamm, die Cauanas, gäbe, dessen Individuen nur drei bis vier Spannen hoch seyen; zum wenigsten sahen wir in der Barra einen am Yurúa gebornen Indianer, der, obwohl schon vier und zwanzig Jahre alt und ganz wohl gebildet, doch nur drei Schuh vier Zoll hoch war. Von Ega an wurde das Land immer wilder, waldiger; die Ufer allmählig höher, sind von zahlreicheren Heerden von Affen, Papageien, Periquiten, Hocosos u. s. w. belebt; der Strom zeigt einen Ueberfluß an Fischen. Die Völkerschaften, welche die Wälder längs dieses Theils des Colimoes bewohnen, sind zahlreich, und sehr verschieden an Sprache, Ge-

bräuchen und nationalen Abzeichen. Alle gehen mehr oder weniger nach, leben von Schlangen, Kröten, Fischen, Affen u. s. f., und gebrauchen zu ihrer Jagd, nebst Bogen und Pfeil, wie alle übrigen Stämme des Sollmoe's das Bladroh- und vergiftete Pfeilchen. — Nach drei Tagen verließ ich Fonte Boa, und noch an demselben Abend und die folgende Nacht hatte ich gleichsam unter einer Arme von Vögeln, Schildkröten und Krokodilen zu leben. Einige auf den Spitzen der höchsten Bäume sitzende Königsabler, unzählige Fischweiber und anderes Geflügel luden mich ein, in die schwarzen Gewässer des Lago da Campina einzulaufen, an dessen Mündung ich mich befand. Ich gelangte vor eine einzelne, im Walde befindliche Hütte, wo eine Factorat zur Trocknung und Zubereitung des hier häufigen Fisches Pirarucu angelegt war. Der Inhaber, ein Mulatte, begleitet von einigen Indianern und noch mehr Indianerinnen, lud mich ein, auszusteigen; und etliche Derge von tausenden von Schildkröten, die ich am Ufer fand, waren in der That ein interessantes Schauspiel. Diese Thiere werden, sobald sie ihre Eier gelegt haben, und die Regenzeit (der Winter) vor der Thüre ist, überall aufgefunden. Auf diese Jagd sendet man Indianer, welche die Thiere entweder auf den Sandbänken umkehren, oder sie, auf längs des Ufers eingesenkten Pfählen sitzend, im Vorder-schwimmen mit einem an einer Schnur befestigten Pfeile in den Nacken schleßert, und dann herbeiziehen. Da das Rinndieh hier noch außerst selten ist, so vertreten diese Thiere seine Stelle, und jeder Einwohner hat am Hause eine Lache, worin er sie als Vorrath für den Winter aufbewahrt. Ich ging nur wenige Schritte am Ufer vorwärts, als ich durch ein Heer von Krokodilen in Schrecken gesetzt wurde, die dicht an einander gedrängt, wie bei uns die Frösche in der Laichzeit, nur mit den hochstakten Augen, dem Rücken und Schwanz aus dem Wasser hervorragten; und voll Begier, die Abfälle der Factorat zu erhaschen, ihren langen Maßen bald öffneten, bald schlossen. — Ich setzte meine Reise dem an Seen und kleinen Flüssen reichen Ufer entlangstromaufwärts fort. Nach drei Tagen schiffte ich über die Mündung des Rio Jutahy, welche eine Viertelstunde breit ist. Dieser größte Fluß, von schwarzem Wasser, wird in der Nähe seiner Mündung von Indianern von Nationen Mura, Marauha, Massarari u. A. bewohnt; dieser Landeinwärts ist er noch gänzlich unbekannt. Die Marauhas tragen in den Ohrenlappen und in beiden Lippen Höhlchen, sind aber nicht tatowlet. Die Heurathen werden, nach Bewilligung von Seite der Eltern der Braut, mit oder ohne Fest

tänze gefeiert. Wenn ein Marauha Brüder hat, so darf er nur Eine Frau nehmen. Sind die Knaben zehn bis zwölf Jahre alt geworden, so gräbt ihnen der Vater zunächst dem Munde vier Striche ein; hierbei müssen sie fünf Tage lang fasten. Die älteren Bursche geißeln sich mit einer kurzen Gerte, eine Operation, die als Prüfung des Charakters angesehen wird. Ihre Feste fallen in den Neumond. Nach dem Tode, glauben sie, kommen die Guten in Gemeinschaft mit einem guten Wesen, die Bösen mit dem Teufel. Die Leichen werden in einer gemeinschaftlichen Hütte begraben. — Nach einigen glücklich überstandenen Stürmen auf dem Solimoes, kam ich in sieben Tagen von Fonte-~~Va~~ an gerechnet, in der Ortschaft am Tonantin an. Dieser Fluß entspringt gegen den Dupura hin. Es giebt hier viele Mandioc-~~Pflanzungen~~. Der Tonantin ist vom Stamme der Cauixana bewohnt, welche als Kriegerbekannt sind, und vor einigen Jahren ihren Missionär ermordet haben. Bei meiner ersten Erscheinung an ihren Wohnungen am Walde zeigten sie Furcht; aber bald kamen die Männer und hinter ihnen mehrere ihrer Weiber und Kinder, im Gesichte schwarz und roth betupft, und mit Arm- und Kniehändern von Bast und Federn geziert, aus den Hütten hervor. Diese sind von Palmblättern erbaut, laufen oben conisch zu, und haben eine niedrige Thüre zum Ein- und Auskriechen. Männer, Weiber, Kinder und Hunde liegen alle zusammen in dieser finstern, von Rauch erfüllten, Herberge. Man brachte viele Heul-Affen, den schwarzen Teufels-Affen Coata, den zottigen Värenaffen, blaue Frösche, verschiedene Colibri, viele Insecten, die grünen Eier des Inambu s. f., und es schien, als lebten diese Indianer in einer an Nahrung viel reicheren Gegend als ihre Nachbarn am Dupura, die sich, wegen fast beständig herrschenden Mangels an Wildpret, an das Hungern gewöhnen müssen. Meine Ankunft ward durch eine nächtliche Illumination gefeiert, wobei man Schildkrötenbutter in Commeranzenschalen brannte. Zweihundert der schönsten Indianer vom Stamme der Passes, mit schwarztauwirten Gesichtern, ganz nackt, Einige mit langen Stangen in der Hand, Andere mit Holzpeisen, marschirten in Reih' und Glied auf, mit den Frauen und Kindern hinter sich, bald einfache, bald doppelte Kreise bildend. Einen ähnlichen, ebenfalls nationalen, Militärmarsch führten, abwechselnd mit jenen, die minder zahlreichen Juris aus. Beide Nationen sind die vorzüglichsten Bewohner des unteren Rio Itá. Bei den Passes steht der Jaurer in großem Ansehen. Er giebt dem neugeborenen Kinde einen Namen. Die Mutter durch

löchert dem Kinde die Ohrläppchen. Die Kraft und Unempfindlichkeit des Knaben wird durch Ertheilung von Hieben geprüft. Angehende Jungfrauen müssen, in der Hütte aufgehängt, ein monatlanges Fasten überstehen. Die Häuptlinge haben gewöhnlich mehrere, die Uebrigen nur eine Frau. Maskenfeste sind häufig. Die Todten werden in eine runde Grube begraben. Nur die Leiche des Principals wird begleitet; seine Waffen werden über dem Grabe verbrannt. Neben ihnen findet man noch Indianer vom Stamme der Jumanas, Miranhas, mit durchlöchernten Nasenflügeln, Ujuquas und Ariquenas, mit lang herab hängenden Ohren. Der Regen setzte von nun an keinen Tag mehr aus, und vermehrte die Ungesundheit des Klima. Während eines zweitägigen Aufenthaltes erkrankten mehrere Indianer der Begleitung, unter andern auch der Pilot, an kalten Fiebern; jedoch wurden sie durch Brechmittel wieder hergestellt. Da ich selbst einen Anfall verspürte, so machte ich von demselben Mittel Gebrauch, und reiste ohne Verzug ab. Vom Jca kehrte ich in den Solimoes zurück, setzte hier an das südliche Ufer über, und übernachtete in einer Fazenda, Matura, wo wir am nächsten Morgen sieben Passes in einer Stunde gegen 50 Affen, und ebenso viele große Waldvögel mit dem Blasrohre erlegten. Von hier kam ich über Castro d'Abellaes, einer ehemals gut bevölkerten, jetzt aber nur von drei Familien bewohnten Ortschaft am 30. Decbr. in Olibenza an. Die hiesigen Einwohner sind Campevas, Tecunas, Culinos, Araycus, Völker, die alle nackt gehen, und den Körper auf verschiedene Weise bemalen. Die Mädchen der, als gute Läufer bekannten, Culinos werden, wenn sie heran gewachsen sind, in einem Netze in den Gabel der Hütte aufgehängt, wo sie, dem beständigen Rauche ausgesetzt, so lange fasten müssen, als sie es nur immer aushalten können. Bei den Araycus muß der Jüngling für die, ihn schon als Kind bestimmte, Braut lange Zeit vorher jagen, und alle Sorgen des Hausvaters tragen, ehe er mit ihr verheurathet wird. Eine noch seltsamere Sitte, die aber gegenwärtig zum Theil schon ihre Ausübung verloren hat, herrschte bei den Campevas. Sie pflegten die Kinder in einer kahnähnlichen Wiege festzuschüttern, und dem Schädel durch aufgebundene dünne Bretter eine mitra ähnliche Gestalt zu geben. Ihnen ist auch die Sitte eigen, ihre Pfeile mittelst eines ausgehöhlten Holzes abzuschleudern. Uebrigens wird diese Nation als sehr gutmüthig und redlich geschildert. — Auch hier gilt der Gebrauch, die Jünglinge durch Geißelung zu prüfen, und die Jungfrauen einzuräuchern. Nach einem Todesfall verschließt sich die Familie des Verstorbenen.

einen Monat lang, unter beständigem Heulen; die Nachbarn müssen sie während dieser Zeit durch ihre Jagd ernähren. Das Begräbniß findet in der Hütte statt, und zwar wird der Prinzipal in einem großen Topfe begraben. — Die Ausbeute auf der Jagd war hier so groß, daß ich fast jeden Tag eine Kiste mit ausgebalgten Thieren anfüllen konnte. Nach fünf Tagen verließ ich die Villa, nachdem zuvor kleine Kähne in die Wälder abgeschickt worden waren, um zu jagen und ethnographische Merkwürdigkeiten einzusammeln. Ich reiste von hier nach Tabatinga, wo ich am 9. Januar 1820 ankam. Dieser Ort ist das Grenzquartel der Portugiesen gegen Peru am Solimoes. Es befindet sich hier ein Commandant der Miliz mit zwölf Soldaten. Der Handel mit den spanischen Provinzen in Westen scheint ehemals stärker gewesen zu seyn, als gegenwärtig. Man sieht noch die Ruinen eines schönen Gebäudes, welches die Handelscompagnie von Groß-Para und Maranhao zur Niederlage erbaut hatte. Die Festung, mit einigen verrosteten Kanonen, ist in einem sehr schlechten Zustande. Die Wälder von Tabatinga werden größtentheils von Tecunas bewohnt. Sie sind ganz wild, haben Ohren, Nasen und Lippen durchlöchert, überdies das ganze Gesicht mit Stacheln und Federn besetzt, und die Stirne roth und schwarz bemalt. Nicht selten sind sie ziemlich hell gefärbt. Zur Prüfung und Beurkundung der Stärke machen sie sich tiefe Einschnitte in die Arme. Namen werden den Kindern ohne weitere Festlichkeit ertheilt; dagegen bezeichnet ein großes Fest die Operation der Durchbohrung der Ohren, Lippen und Wangen. Die ersteren Theile werden schon den Knaben, die Wangen erst nach erreichter Mannbarkeit durchbohrt. Damit die Wunden nicht zuheilen können, lassen sie dünne Pfeile darin stecken, und bewegen sie alle Morgen hin und her. Der Davary ist zwar sehr reich an Cacao, Salsaparilla und Schildkröten, allein wegen der bössartigen Krankheiten die an ihm herrschen, und wegen der Grausamkeit seiner Bewohner wird er von den Portugiesen gemieden. Bleibt ein Canot vorüber, so durchbohren jene feindlichen Indianer, hinter einem Baume versteckt, den Piloten mit einem großen Wurfspieße oder mit der Lanze, und fallen dann über die andere Mannschaft mit großen, vierseitigen Keulen her, so daß ihnen selten ein Einziger entwischt. Zahmer und den Weisen mehr befreundet, sind die Tecunas. Als ich in Tabatinga ankam, sah ich mehrere Nachen nach dem Laube zu fahren, welche voll von nackten, mit Arm und Kniebändern, Spaulettis und Stirnbinden von Federn gezierten, und mit die Lenden

mit einem zierlichen Gürtel von Bast bekleideten Indianern waren. Kaum an das Land gestiegen, vernahm ich eine fürchterliche Musik und war Zeuge des Festes, zu welchem viele Indianer aus den Wäldern herbeikamen. Die Feierlichkeit bestand darin, daß man einem zwei Monate alten Kinde, unter Tanz und Musik, die Kopfhare ausriß. Die Indianer hatten ihre Nachbarn hierzu durch den Stoß in ein Horn von dickem Rohre eingeladen, und feierten die grausame Ceremonie unter bacchantischem Tanze; indem sie sich durch die gegohrte Getränke von der süßen Wurzel der Alpin immer mehr erhitzten. Sie hielten einen förmlichen Aufzug. Derjenige, welcher als Teufel in eine große Affenmaske verkleidet war, eröffnete den Zug; der Saum seines, von Bast gemachten, Kleides ward von zwei kleinen Indianerinnen getragen. Hierauf folgten die andern Masken, deren eine ein Reh, andere einen Fisch, einen alten Baumstrunk u. s. w. vorstellte. Den Beschluß machte ein altes, häßliches, ganz schwarz bemaltes Weib, welches auf einer getrockneten Schildkrötenschale einen gleichförmigen Takt schlug. In diesem Aufzuge tanzten und sprangen sie wie Böcke umher, so daß man Gespenster oder Wahnsinnige zu sehen glaubte. Einer aus diesem scheußlichen Trosse kam sogleich auf mich zu, und wollte mir die glänzenden Knöpfe, die ein passender Ohrenschmuck schienen, vom Rocke reißen. Das fürchterliche Schauspiel dieses grausamen Festes, welches den Kindern oft das Leben kostet, dauerte diesmal ununterbrochen drei Tage und drei Nächte fort. Die andern Feste feiern die Tecunas, wenn sie den Kindern die Ohren durchbohren, und wenn Mädchen Jungfrauen werden. Ihre Todten begraben sie in Töpfen, und zünden dann die Hütte mit allem Eigenthume des Verstorbenen, an, wenn die Kinder nicht die Waffen in Anspruch nehmen. Ihre Waffen, ihr Schmuck und Geräte wurde gegen Glasperlen, Spiegel, Messer u. dgl. eingehandelt. Das Wetter war auch hier sehr ungünstig, indem es unausgesetzt regnete. Am zweiten Tage stunden mir dreißig Tecunas zu Gebote, welche mir unvergleichlich schöne Vögel, von dem buntesten Gefieder, brachten. Da hier und in Olivenza diese prächtigen Vögel vorzüglich häufig sind, so sind die Tecunas nicht bloß in der Jagd, sondern auch im Abziehen derselben sehr geschickt, und zwar bedienen sie sich beim Abziehen nur eines kleinen Hölzchens. In vier Tagen war die Ausbeute so groß, daß sie mehrere Kisten anfüllte. Man kömmt von Tabatinga in vier und zwanzig Stunden nach Loreto, wo die Indianer Pebas wohnen. Es ist der erste spanische Ort, mit einem Commandanten, und einigen Truppen.

Ich beschloß hier an der Grenze Brasiliens meine Reise, und kehrte mich aus der westlichen Richtung wieder nach Osten um. Den Weg nach Olivenza, wozu ich aufwärts vier Tage gebraucht hatte, machte ich abwärts in vier und zwanzig Stunden. Man bleibt bei dieser Reise immer im Zuge des Gewässers, in der Mitte des Stromes. Hier geschah es mir, daß das Boot auf einen unter dem Wasser verborgenen Baum aufstieß, sich in einem Nu zur Hälfte mit Wasser füllte, und dem Untergange nahe war, da aber glücklicher Weise der Baum brach, ward es wieder flott, und die Gefahr ging vorüber. Als ich in Olivenza ankam, waren die Rähne, welche zu den benachbarten Indianern abgeschickt waren, noch nicht zurückgekehrt, und ich wartete acht Tage auf sie. Die Culinos, welche hier wohnen, sind hier nicht tatowirt, haben aber die Ohren, Ober- und Unterlippe und den Nasenknorpel durchlöchert. Die Heurath wird schon in der frühesten Jugend des Mädchens ausgemacht, und durch Dienste gegen die Eltern desselben gestattet. Ist das Kind eine Woche alt, so wird es vom Vate einen vollen Tag lang mit einer Cigarre heräuchert und dann benannt. Daß die Seele des Verstorbenen in ein Thier übergehe, glauben sie nicht; vielmehr käme sie in den Himmel, wo sich alle Völker versammeln. Ihre Todten begraben sie in einer, eigens dazu bestimmten, runden Hütte in die Erde; während die Verwandten das Begräbniß halten, legen sich die Uebrigen in ihre Hangmatten; nur die Leiche des Häuptlings wird von allen begleitet. — Nach Verlauf dieser Zeit verließ ich die Villa, setzte über den Strom, und lief am nördlichen Ufer desselben in einen kleinen Fluß ein, der in den Rio Içá führen sollte. Ein Indianernachbar ward vorausgeschickt, um die in dem engen Flusse wachsenden Bäume und dichten Gesträuche zu fällen; aber selbst nach dieser Vorsichtsmaßregel blieb noch die Arbeit übrig, das größere Canot auf den Schultern über die gefällten Bäume zu heben. Schon nach der ersten Tagereise befand ich mich in einem so dichten Walde, daß kein Sonnenstrahl hineindringen konnte, und die unausgesetzt abträufelnden Bäume durchnäßten mich, als wenn ich dem heftigsten Platzregen auf dem freien Felde ausgesetzt wäre. Am zweiten Tage gelangte ich durch einen See in den Içá, dessen Mündung, woran die Ortschaft steht, ich am fünften erreichte. Der Solimoes war jetzt schon so angeschwollen, daß keine Sandbank mehr hervorragte, und der anliegende Wald fünfzehn bis zwanzig Fuß unter Wasser gesetzt war. Am Solimoes fand ich Indianer vom Stamme Uaracú. Sie sind nicht tatowirt, haben aber die

Ohren, die Unterlippe und den Nasenknorpel durchbohrt. Mit den meisten Nachbarn haben sie die Gebräuche bei dem Heurathen, das Räuchern der Jungfrauen, und die Probe männlicher Standhaftigkeit durch Peitschenhiebe gemein. Ihre Feste werden ohne Maskenzüge gefeiert. Sie glauben an einen Gott und an einen Teufel; beide wohnen oberhalb der Erde. Der letztere erscheint nur dem Nase unter menschlicher Gestalt. Ihre Leichen verbrennen sie mit nach Osten gekehrtem Antlitz und ausgestreckt. Die Asche des Verstorbenen wird in der Hütte aufbewahrt. — Auf dem Sollmoes reißte ich nun Tag und Nacht abwärts; in zwei Tagen kam ich von Iça nach Fonte Boa, in einem von da nach Ega, und in vieren von da endlich wieder in die Barra do Rio Negro, wo ich am 3. Februar eintraf.

Des Dr. Martius Reise von Ega den Dupura aufwärts bis an den Fall von Arara-Coara und zurück nach der Barra do Rio Negro.

Die Vorbereitungen zur Reise in dem Dupura waren nicht so leicht gemacht, als die für den, von meinem Gefährten eingeschlagenen, Weg auf dem Solimoes, der die Hauptstraße in diesem unermesslichen Continente darstellt. Obgleich seit achtzig Jahren Indianer aus dem Dupura herabgeführt werden, und die Zahl derjenigen, welche auf diese Weise ihren Wälbern entzogen worden sind, vielleicht schon zwanzig tausend betragen mag, werden dennoch die an ihm wohnenden Stämme von den Reisenden mit Furcht und Mißtrauen betrachtet, und man wagt sich nur mit zahlreicher Mannschaft in die Gegenden jenseits der beiden, von den Portugiesen begründeten, Indianerdörfer Maripi und S. Joao do Principe, die noch unterhalb der ersten Katarakten liegen. Es mußte daher erst das große, für den Handel mit Salsaparilla und Cacao ausgerüstete, und mit Probiant und Munition für uns Alle versehene, Fahrzeug des Cap. Zany erwartet werden, das unter der Leitung des Joa Bernardo, eines muthigen und starken Mulatten, mit zwanzig Indianern bemannt, und von zwei kleineren Montarias begleitet, vor uns in den Fluß abgehen sollte. Wir selbst hatten außer unserm mit zwölf Indianern bemannten, mit einer leichten Laube von Palmbältern versehenen Kahn, noch drei Montarias bei uns, deren eine von dem Soldaten von Para befehligt, als Avantgarde gebraucht werden sollte, während die an=

bern die Jäger und Fischer enthielten. Ein grauköpfiger, stets wohlgeklärter Indianer ward uns als Steuermann gegeben. Da sich der alte Gregorio, ein Häuptling der Coerunas von Maripi, in Ega befand, so veranlaßten wir ihn, sich anzuschließen. Unsere ganze Flotille bestand nun aus acht Fahrzeugen, die 56 Mann führten; und nachdem wir dem schweren Fahrzeuge des Joao Bernarado einen Vorsprung von drei Tagereisen gegönnt hatten, verließen wir am 12. Decbr. Ega, und wendeten uns nach Albarães, einem kleinen Dorfe, wo wir die Nacht zubrachten.

Nachdem wir am folgenden Morgen über den Solimors gesetzt hatten, erblickten wir vor uns zur Rechten die, wenigstens eine Seemeile breite, Mündung des Dupura, welcher sich ruhigen Laufes dem größten aller Ströme einverleibt. Die Paranamirim, welche eine Kette von ausgedehnten Inseln längs des Hauptstromes bilden, dauern mehrere Tagereisen aufwärts an, und wir benützten diese stillern, aber jetzt hinreichend mit Wasser gefüllten Kanäle, indem wir meistens in ihnen fuhren, und bald an ihnen, bald aber an dem Ufer des Hauptstromes, zu welchem sie uns von Abstand zu Abstand zurückführten, übernachteten. Am Morgen des 17. Decembers setzten wir auf das östliche Ufer über, wo wir an den Mündungen des Tijuaca, eines Kanals, der den See Umana mit dem Dupura verbindet, vorbeischißten. Oberhalb dieses Kanals fanden wir mitten im Flusse, und im Angesicht der Mündung des beträchtlichen Uaranapu, eine Factorci für den Fang des Lamantin und des Pirarucu errichtet. Solche Anstalten sind ganz vorübergehend. Wo Jemand eine hinreichende Ausbeute an Fischen erwartet, baut er eine Hütte von Palmblättern und ein großes Gerüste von Latten, um die Fische über Feuer zu trocknen; er richtet einige Kessel zum Einsetzen des Thrans ein, und erwartet nun die Jagd, welche die mit Harpun und Netz ausgesendeten Indianer herbeibringen. Ist der Ertrag so groß, daß eine acht tägige Arbeit Mundvorrath für ein halbes Jahr liefert. Den Giraos, welchen wir hier antrafen, maach fünf Geviertelaster, und war dicht mit Pirarucus, Pirararas, Sorubims und Acaras bedekt, die, in ihrem eigenen Fette gebraten, einen unsern Indianern höchst angenehmen Geruch verbreiteten. Um einen Korb voll Salz tauschten wir so viele Fische ein, daß eine der kleinen Montarias hoch auf damit beladen werden konnte. Ein Flechtwerk von Palmblättern darüber bereßigt, ward dieser Vorrath vierzehn Tage lang sicher mitgeführt, bis die im Kahne Schlafenden sich beklagten, daß sie, wegen der durch den Geruch herbeigelockten Krokodile,

keine Nachtruhe hätten, worauf wir ihn unter die Fahrzeuge vertheilen mußten. — Erst am siebenten Tage nach unserer Abreise von Tya erreichten wir S. Antonio de Maripi, die erste Ortschaft am Yapura. Wir fanden nur sechs Häuser und eine kleine Kirche, der schon seit langer Zeit der Geistliche fehlt. Auch der Ortsrichter, der einzige hier wohnende Weiße, war eben jetzt nicht anwesend. Wir sahen uns daher lediglich von Indianern umgeben. Der größere Theil derselben wohnt nicht in dem Dörfchen selbst, sondern einzeln zerstreut in der Nachbarschaft. In jedem Hause fanden wir mehr als eine Familie. Die Coerunas, Passes und Zumanas haben hier eigene Obere. Sie werden von den Indianern ihres Stammes gewählt, von der Regierung bestätigt. Gregorio hatte nichts so angelegentlich zu thun, als uns alle gerade anwesende Stammesverwandte vorzuführen, und sie kamen auch am Abend herbei, indem sie kleine Geschenke von Früchten, Federzierathen und Affen darboten, gegen welche sie Eisenwaaren und Glasperlen mit größtem Danke annahmen. Die Coerunas machen gegenwärtig einen unbeträchtlichen Stamm aus. Ehemals pflegten sie als Abzeichen des Stammes ein Loch in der Unterlippe mit einer runden Scheibe von Muschelschaale oder mit einem Cylinder von Copal zu zieren; aber die hier anwesenden Individuen waren ohne diese Verunstaltungen. Im Ganzen waren es lauter kleine und starke, dunkelgefärbte Figuren, ohne angenehmen Ausdruck im Gesicht. Sie sprachen äußerst schnell und ihre, an Nasentönen reiche, Sprache klang mir widrig. Die Betonung, verstärkt oder geschwächt, schien auch bei ihnen, wie bei vielen andern Stämmen, verschiedene Zeiten und Personen zu bezeichnen. Ich konnte sie nicht vermögen, einen ihrer Nationaltänze auszuführen; dazu, sagten sie, fehlten gegenwärtig die Früchte des Waldes. Gregorio, ein gutmüthiger, den Weißen befreundeter Indianer, ward bald gewonnen, uns stromaufwärts in seinem eigenen Rauchen zu begleiten. Er hat mir mancherlei gute Dienste geleistet, und ich hatte Gelegenheit, durch ihn Einiges über den Glauben seiner Stammesgenossen zu erfahren, da er sich ziemlich verständlich in der Lingua geral ausdrückte, worin mir mein Gefährte Capitän Zany als Dolmetscher stets zur Seite stand. Er behauptete, daß die Coerunas von dem Daseyn der Welt auf einen Gott schlossen, der Alles gemacht habe: Fluß, Wald, Luft, Sonne und Sterne; daß sie ihn aber noch nie gesehen hätten. Da er Alles für sie gemacht habe, beten sie ihn an, und betiefen sich auf ihn. An Unsterblichkeit glaubten sie nicht, eher fürchteten sie den Tod. Seine

Ausdrücke hierüber in der eigenen Sprache waren sehr einfach; er wiederholte sich oft, und schien ohne Wechsel der Zeiten und Personen zu reden.

Albano, Prinzipal der Paffes, stellte mir einige und dreißig seiner Stammgenossen vor, welche allerdings durch die Anmut ihrer Gesichtszüge und durch ihren schlanken Wuchs die allgemeine Stimme rechtfertigten, der gemäß sie die schönsten Indianer in Rio Negro seyn sollen. Schon die weißere Gesichtsfarbe zeichnet sie vor ihren Nachbarn aus; noch mehr aber der feinere Gliederbau und eine der amerikanischen Race gemeinlich fehlende Größe und Ebenmäßigkeit. Die Gesichtszüge sind ausgezeichnet, meistens angenehm, bisweilen sogar schön zu nennen. Dieß gilt jedoch mehr von den Weibern als den Männern; wahre männliche Schönheit erheischt die Fierde des Bartes, der diesen ebenfalls mangelt. Die angenehmen Gesichtszüge werden durch ein abscheuliches Abzeichen des Stammes verunstaltet. Der Paffé hat einen tatorirten Fleck im Gesichte, der unter den Augen, wo er quer und rechtlinig abgesehritten ist, beginnt, und abwärts die Wangen, die Nase, und die Lippen bis zur Kinngrube einnimmt. Die Männer schneiden sich die Haare ab, und lassen bloß am Rande der Stirne einen dünnen Kranz, so wie am Hinterhaupte einen dünnen Büschel stehen. Die Weiber tragen das Haar lang, was ihnen besonders, wenn sie dieselben frei herabhängen lassen, zugleich mit der Malha, einen wahrhaft kriegerischen Ausdruck giebt. Sie waren größtentheils in Röcke von gestreiftem Zeug, und in enge Kamisole, mit kurzen Ärmeln, von schwarzgefärbtem Baumwollentuche, die Männer wenigstens in ein Oberhemd gekleidet. Einer von diesen trug einen Muraquetan gegen Verherung am Halse. Es ist dieß der dickste Theil, aus einer großen Flußmuschel oder aus einem Wirbelknochen des Lamantin geschnitten. Die Gemüthsart dieses Stammes entspricht ihrem vortheilhaften Aeußeren: sie sind gelehrig sanftmüthig, offen, friedfertig, fleißig, und aus dieser Ursache von jeher von den Aufsehlern zur Bearbeitung ihrer Pflanzungen gesucht gewesen. — Die Indianer, die ich in Maripi antraf, gebrauchen vergiftete Waffen. Diese Sitte ist allen Stämmen im Gebiete des Yapura gemein; doch wächst der Giftbaum nur in dem westlichen Theile dieser Landschaft, und von dorthier wird das Urarigift versendet. Geht der Indianer auf die Jagd aus, so hat er nichts als sein Blasrohr in der Hand; um den Hals hängt er sein Köcher und, wenn er so reich ist, eine Messerflinge. Zur vollständigen Ausrüstung des Indianers am Yapura gehört der Pfeil,

den er von einem Bogen aus rothem Holze schießt, der Wurffpieß, beide ebenfalls vergiftet, und wohl auch die Keule, welcher die verschiedenen Stämme mancherlei Form und Verzierung geben. Große Schilde aus dem gegerbten Felle eines Tapirs oder aus dem Rückenpanzer eines Kaimans gehören unter die seltenern Truwaffen. Ich erhielt in Maripi eine große Menge aller dieser ethnographischen Merkwürdigkeiten, welche ich der Obhut des Prinzipals Albano übergab, und bei der Rückkehr noch um mehrere Stücke vermehrt fand. Gregorio hatte mich das leichteste Mittel gelehrt, die Indianer zum Tausche zu vermögen: ich eröffnete in Gegenwart der Weiber einen Kasten, worin ich Glasperlen, Kattune und Halbtücher mit mir führte, und diese einfache List gewann mir mit dem Fürworte des schwächeren Geschlechtes Alles, was ich von dem stärkeren wünschte. Diese Indianerinnen hatten eine sehr ansehnliche Hühnerzucht, woraus sie uns reichliche Provisiön gestatteten. Weber Ochsen noch Schaaf oder Schweine findet man in dem ganzen Gebiete des Yapura, und die gemeinsten Hausthiere sind Hühner und Hunde, zwei Thierarten, deren Gegenwart bei den rohen Indianern in den tiefen und heißen Niederungen Süd-Amerikas vor der Ankunft der Europäer sehr problematisch ist. Als wir später oberhalb der Katarakten Mangel an Nahrungsmitteln litten, sendete Gregorio seinen Nachen den Miriti = Parana hinauf, der uns eine Menge Hühner in großen geflochtenen Körben zuführte. Woher haben diese entlegenen Stämme das nützliche Hausthier erhalten, welches, obgleich in dem heißen Indien einheimisch, sich in allen Klimaten gleich fruchtbar und dem Menschen gleich befreundet erweist? Kein südamerikanischer Vogel ist bis jetzt von den Indianern ebenso erfolgreich gezähmt worden, und die Trompetervögel, die Soccos und Cuzubis müssen von Zeit zu Zeit aus dem wilden Zustande erneuert werden, da sie nicht oft fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen. Die hierländischen Hunde waren größtentheils behaart und bellten, zwar nicht so lebhaft, als unsere thätigen Rassen, aber hinreichend, um zu erweisen, daß sie nicht zu den stummen Hunden gehörten, welche die spanischen Eroberer bei den Bewohnern von den Cundinamarca und Peru getroffen haben. Meistens war es eine kleine, spitzköpfige, lang- und dunkelbehaarte Race, und sie schien mir zu beweisen, daß diese Indianer einst nicht von den stammverwandten, höher gebildeten Bergvölkern in Westen, sondern von den Fremden jenseits des Dorans jenes nützliche Hausthier erhalten hätten, durch dessen verschiedene Benützung und Gemeinschaft mit den Menschen gewisser-

massen verschiedene Culturstände angedeutet werden. Als ich am Abend die Hütte betrat, in der sich Gregorio, umgeben von Weibern und Kindern, auf die Weiterreise vorbereitete, erschraack ich über eine vier Ellen lange Schlange von den schönsten grünen und gelben Farben, die mir zur Hälfte aufgerichtet, entgegentanzte, dem Rufe eines alten Indianers gehorsam, sich in Kreisen hin und her und endlich zu dem warmen Neste von Heu in der Ecke zurückzog, ohne die Kinder und zahlreichen Hausaffen zu beunruhigen. Ich erfuhr, daß es hier Schlangenbeschwörer giebt, die sogar Giftschlangen, nach Ausbrechung der Giftzähne, zu zähmen wissen, und sie bei ihren Zauberkünsten und bei Kuren des Schlangenbisses verwenden. Sie imponiren damit dem dummen und trägen Indianer, dessen ganze Gemüthsart den Glauben an übernatürliche Kräfte begünstigt. Der anwesende, gegen Schlangen gefeierte Vajé war von dem Stamme Juri. Er führte ohn' Unterlaß das Wort Páa, Teufel, im Munde, und schien damit besonders Eindruck auf den weiblichen Theil der Gesellschaft zu machen, der ihm mit scheuer Ehrfurcht begegnete.

Wir verließen Maripi, nachdem das große Fahrzeug vorbeigeschiff war. Außer dem Gregorio hatten wir auch noch den Prinzipal der hiesigen Jamanus zum Begleiter. Gregorio selbst hatte als eine Sicherheitsmaßregel angerathen, die Prinzipale mehrerer Stämme einzuladen, mit uns zu reisen, und insbesondere darauf gedrungen, dem Pachicu (so verbrehen die Indianer das Wort Francisco), einen mächtigen und wegen seiner Schlaueit berühmten Anführer der Corétus, welcher oberhalb S. Joao do Principe wohnte, deßhalb Botschaft zu senden. Das nördliche Ufer, längs dessen wir hinsuhren, zeigte hie und da eine Höhe von 30 Fuß. Eine halbe Legoa oberhalb Maripi passirten wir an dem schwarzen und kühlen Banaracu. Es war dunkle Nacht geworden, als wir an der Mündung des Sees Maraha landeten, wo wir in der Hütte des Prinzipals Albano von Maripi übernachteten.

Wir fanden es räthlich, in Maraha unser Fahrzeug gegen ein anderes zu vertauschen, das uns Albano anbot, denn die Länge desselben erschwerte das Fortkommen, und überdies nahm es so viel Wasser, daß nur die Wachsamkeit meines Gefährten uns die Nacht vorher davon errettet hatte, mit ihm auf den Grund zu gehen. Es war dieß nicht das letzte Mal, da ich mir zu der Begleitung des Sr. Jany Glück wünschen durfte; auf der ganzen Reise erprobte er sich als ein erfahrener und muthvoller Freund. Wie sehr es überdies Noth that, dem Zufalle und dem bösen Willen der

Indianer in diesem einsamen Gebiete vereinigte Kraft entgegen zu stellen, erfuhr ich am 23. Decbr., einem Tage, der ohne die Treue des Indianers, den wir zur Besorgung der Küche aus Para mitgenommen hatten, wahrscheinlich mein Todesstag geworden wäre. Wir hatten schon bei Maripi mehrere schöne Schlangen erlegt, die sich am Ufer sonnten, und ich war dadurch zu dem Wunsche veranlaßt, Jagd auf eine der ganz großen Schlangen zu machen, die die benachbarten Seen in Menge bewohnen sollten. Als wir daher nach unseres Piloten Versicherung uns in der Nähe des Lago de Gumapi befanden, bestieg ich einen der kleinen, mit vier Indianern bemannten, Nachen, und suchte die Mündung des Sees zu gewinnen. Ein Indianer vom Stamme Macuna, den wir schon von Ega aus bei uns hatten, erbot sich zum Führer, und ich glaubte keine Ursache von Mißtrauen in dieser, sonst eben nicht häufigen, Bereitwilligkeit finden zu dürfen. Die Gegend ist sehr niedrig; mannfache Kanäle laufen zwischen den Inseln und dem Festlande hin, und überdieß stand der Ugapowald weithin unter Wasser. Das muntere Leben der Fische, die sich dahin zurückgezogen hatten, die Zahl der schönsten Blüten, womit diese Waldung übergoßen war, und das Gewimmel zahlreicher Ameisenhaufen, die sich auf die Bäume gerettet hatten, und beim leisesten Anstoß zu Tausenden auf uns herabsielen, beschäftigten mich so sehr, daß ich lange Zeit nicht bemerkte, wie der Führer die angegebene Richtung nicht einhielt, sondern vielmehr durch Seitenwege stromabwärts zu gelangen suchte. Schon wurden die Schatten länger, als mein treuer Indianer von Para sich ängstlich an mich drängte, und mir durch Zeichen und einzelne portugiesische Worte zu verstehen gab, daß der Macuna, mit den übrigen im Einverständnisse, beabsichtige, mich entweder irgendwo auszusetzen, oder umzubringen, um mit dem Rahne, der zufällig eine Kiste meiner Tauschartikel führte, zu entfliehen. Sobald ich mich von dem unstillen Umherfahren überzeugt hatte, ließ ich den Macuna im Hintertheile des Rahns niederstigen, und die linke Hand am Bord anbinden, während er mit der Rechten das Steuer führte; ich stellte mich mit geladenen Pistolen vor ihn, und schwur ihn niederzuschließen, wenn er mich nicht bis Sonnenuntergang in den Strom selbst zurückgeführt hätte. Diese rasche That entschied über mein Schicksal; der eingeschüchterte Indianer brachte mich in den Strom zurück, und noch bevor der Mond aufgegangen war, hatte ich das Schiff des Joao Bernardo erreicht, das ich meinen Feind besteigen ließ, um den Geist der Empörung nicht unter meiner eigenen Equipage zu verbreiten. Es war dies

einer von den wenigen Fällen, wo ich kaltblütige Bosheit an einem Indianer wahrnahm. Die Lehre machte mich vorsichtiger, aber auch zuversichtlicher gegenüber den rothen Menschen, die von einer zu unentschlossenen und schwachen Gemüthsart sind, um sich dem imponirenden Einflusse eines festen Muthes entziehen zu können. Ein anderes Abenteuer, das fröhlicher endete, als der erste Anschein glauben ließ, bestand ich mit der gesammten Expedition am folgenden Tage. Man hatte uns von einem Dorfe (Malloca) der Indier Cauirana gesagt, welches sich auf der Südseite des Mupurá bei dem See von Acunauí befände; wir setzten daher über den Strom, der hier voll kleiner Inseln ist, und gelangten gegen Abend in jenen kleinen See von dunklem Gewässer. Bald entdeckten wir im Hintergrunde einer Bucht hohe, kegelförmige Hütten, und zwischen ihnen einige, bis auf den Schurz nackte, Indianer. Wir stiegen ohne Waffen an's Land, wo uns ein junger, sehr wohlgebildeter Bursche, der Sohn des Häuptlings, der die Lingua geral fertig genug sprach, empfing und in eine jener großen Hütten führte. Ihm und seinen Begleitern konnte ich zwar einige Schüchternheit, jedoch keineswegs die Furcht vor einem feindlichen Ueberfalle von unserer Seite anmerken. Nachdem ich daher mit Sr. Jany und einigen Muderern durch die niedrige Thüre in die Hütte geschlüpft war, mußten wir nicht wenig erstaunen, uns gleichsam in einer indianischen Festung und in den Händen der Feinde zu sehen. Der Jüngling schloß alsbald die Thüre hinter uns zur Hälfte, und wir erblickten mehr den dreißig Indianer, alle mit Bogen und Pfeil bewaffnet, auf den längs der Wand befestigten Hängmatten sitzen, oder dazwischen an den Pfeilern stehen. Ohne Bewegung, sprachlos und schußfertig, hatten sie die Augen auf die Eingetretenen gerichtet, und ein Augenblick des Mißverständnisses oder des Zurückweichens wäre uns wahrscheinlich verderblich geworden. Daß Geschiinen mehrerer Fahrzeuge in ihrem See hatte sie einen Ueberfall befürchten lassen, und ihr Empfang zeigte, daß sie den sichersten Operationsplan dagegen wohl ausgedacht hatten. Ohne Raum und Licht ihre Waffen zu gebrauchen, wären die Weihen im ersten Momente des Angriffes von giftigen Pfeilen durchbohret, ein Opfer ihrer Kühnheit geworden. Es gelang uns aber bald, dem ungünstigen Vorurtheile zu begegnen. Wir nahmen unsere Halsbinden ab, und schwangen sie als Friedenszeichen dem Anführer entgegen, der ebenfalls, sobald er bemerkt hatte, daß wir unbewaffnet waren, allen Wegwohn verbannte, und aus unserer Brantweinflasche fröhlich

Bescheid that. Er war ein Indianer von fünf Fuß acht Zoll Länge, von breiter Brust und athletischem Muskelbaue, und erschien in seiner Mächtigkeit noch größer und stärker. Ich habe niemals bemerkt, daß Indianer sich geküßt hätten, diese Bezeigung freundlicher Gefühle, scheint über ihrer Bildungsstufe zu stehen; aber der Caurana hezeigte seine Freundschaft gegen mich, indem er das, die mit Rocou bemalte, Antlitz in dem meinigen herumrieb. Nach den ersten Begrüßungen fragte er mich durch den Dolmetscher über das Aussehen des Königs von Portugal und Brasilien, und seine Verehrung vor dieser erlauchten Person wuchs sichtbar, nachdem ich ihr die Dimensionen eines Giganten zugeschrieben hatte. Zum Zeichen der Freundschaft überreichte er mir einen Bogen von rothem Holze und einen Bündel vergifteter Pfeile, deren jeder in einem besonderen Rohre steckte; und seine Leute, dem Beispiele folgend, wetteiferten, uns mit Waffen und Früchten zu beschenken, wogegen sie jede Kleinigkeit besonders aber Angelleisen, dankbar empfingen. Es waren nur Männer, die wir zu Gesichte bekamen; Weiber und Kinder waren, wahrscheinlich aus Furcht, in einer der abgelegenen Hütten versammelt, und erfüllten, so lange wir zugegen waren, die Luft mit einem durchdringenden kläglichen Geschrei. Die Männer waren lauter stattliche, ziemlich dunkel gefärbte Menschen, ohne irgend eine Verunstaltung durch Latowirung; zum Theile aber trugen sie die Ohren abschaulich erweitert. Sie hatten noch niemals Weiße erblickt, und jede Kleinigkeit, die sie an uns sahen, schien ihnen interessant; vorzüglich verwundert waren sie über das Schreiben, als ich dem Anführer ein Vocabular in seiner Sprache abfragen ließ und aufzeichnete. Dieser wußte sich mit Würde zu betragen, und blieb, da wir uns zurück zogen, in der Hütte zurück, während er uns durch seinen Sohn an den Hafen zurück geleiten ließ. Die Hütten dieser Cauranas waren die kunstvollsten indianischen Gebäude, die ich noch gesehen hatte. Bei sechs Klafter Durchmesser und vier Klafter Höhe waren sie auf das regelmäßigste ausgeführt. Zwei gegenüberstehende viereckichte Thüren von vier Fuß Höhe und eine runde Oeffnung in der Kuppel, zum Eintritte des Lichtes und Abzug des Rauches, konnten von innen verschlossen werden. Das Zimmerwerk bestand aus schlanken, über Feuer gebogenen Stämmen der Mattá-Mattú und aus gekreuzten Stützen, welche mit jenen, ohne Beschläge oder Nägel, blos durch Bänder von Schlingpflanzen verbunden waren. Die Bedeckung von Palmblättern war so dicht, daß kein Tropfen Regen einbringen konnte. Die Cauranas

wohnen, etwa 600 Köpfe stark, weiter westlich am Flusse Mauapari. Die neuen Ansiedler waren zufrieden mit dem Orte, und beabsichtigten, ihre Verwandten herzuholen. Es ist dieses die gewöhnliche Weise, in welcher die wilden Indianer Brasiliens ihre Wohnsitze verändern; und man kann sie daher, unter einer gewissen Beschränkung, allerdings Nomaden nennen. Die Cauixanas haben mit den Muras und Marauhas gemein, sich von Zeit zu Zeit zu geißeln, und die Ertragung von Schlägen als Heroismus zu betrachten. Ihre Todten werden in großen irdenen Töpfen begraben.

Aus dem See von Acunau zurück geleitet, landeten wir, um die Nacht zuzubringen, auf einer Insel am südlichen Ufer des Stromes. Am Tage vorher hatten die Indianer die erste noch übrige Braha mit Schildkröteneiern entdeckt, sie rechneten auch hier auf gleichen Fund; statt dessen brachten sie nur Eier vom sogenannten Camaleon, welche, leicht mit Erde und Blättern bedeckt, am Ufer vorkommen. Sie waren durch eine Bande von Störchen darauf geleitet worden, die diesen Eiern mit großer Begierde nachstellen. Obgleich die jungen Thiere in den Eiern schon fast ausgebildet waren, verzehrten sie sie doch als einen Lederbissen. Die Nacht vor dem Weihnachtstage dunkelte plötzlich über uns ohne einen Streu am Firmament; doch bald ward sie, gleichsam zur Feier, von tausend Leuchtkäfern erhellt, welche, wie durch Zauber erweckt, aus allen Gebüsch hervorkamen.

Die Reise ward entweder zwischen Inseln oder am nördlichen Ufer fortgesetzt. Die Beschwerlichkeiten wuchsen durch die zunehmende Strömung, viele untergetauchte Stämme, zahllose Moskiten, eine schwüle Hitze bei trübem Himmel und häufigem Regen. Aller Anstrengung der Indianer ungeachtet, erreichten wir daher das Dörfchen S. João do Principe erst nach fünf langen Tagereisen. Dieses war im Jahr 1607 durch den damaligen Gouverneur, J. J. Vittorio da Costa, vom Stamme Juri, Coretú und Jama, die in den benachbarten Wäldern haupften, besetzt worden. Gegenwärtig waren nur noch einige Familien von Juris und Coretús vorhanden, und auch diese hatten sich bei der Nachricht von unserer Ankunft versteckt, oder zu ihren Nachbarn geflüchtet, die auf den Hossa, entfernt vom Dörfchen, wohnen. Die Frohnen, welchen diese armen Indianer, unter dem Vorwande des öffentlichen Dienstes, lediglich für den Eigennuz des Richters unterworfen werden, machen ihnen vor der Ankunft eines jeden Weißen hange; und nur mein, mit dem Charakter der Wilden vertrauter, Gefährte

Zanz konnte sie von dem Grunde ihrer Furcht belehren, worauf sie herbeikamen und mich beschworen, dem Gouvernement ihre hilflose Lage und die Bedrückungen ihres Feindes vorzustellen. Dieser war ohnehin schon wegen Veruntreuung der Zehnten und grausamer Begegnung seiner Untergebenen angeklagt worden, und vor acht Tagen nach Ega zurückgekehrt, um sich vor dem Commandanten zu verantworten. Die Juris, welche ich hier antraf, wie es schien, unterrichtete und gutmüthige Leute, brachten große Löpfe von allerlei Getränken herbei, ein Fabricat der Weiber, denen, wie alle übrigen Geschäfte der Wirthschaft, auch dieses obliegt. Die Getränke waren aus Mandioca- und Hypimwurzel und aus mehreren Früchten bereitet, und zum Theile recht wohl-schmeckend.

Am letzten December kam der Principal der Coretus, Pachicu an, den wir entboten hatten, uns zu begleiten. Er erschien vor mir baarfuß, in den bei den Indianern üblichen baumwollenen Weinkleidern, aber dabei in einem blauen Fracke, und die Poca-caba, ein spanisches Rohr mit silberner Quaste, in der Hand. Dieses Zeichen der Autorität war den Principalen zur Zeit des Mendonça Furtado und der zweiten Grenzcommission verliehen worden, da man die rohen Wilden durch den Anschein von Würden und Ehrenstellen zu gewinnen hoffte; aber jetzt steht man es eben so selten, als jenen europäischen Anzug des Pachicu, der wohl noch von damals herrühren mochte. Dieser Mann war bei weitem der schlauſte und unternehmendste Indianer, dem ich bis jetzt begegnet war. Er hielt es für angemessen, sich als einen getreuen Vasallen des Königs von Portugal und einen für seine Stammgenossen besorgten Beamten darzustellen; allein bald ergab es sich, daß er den Weißen nicht weniger abhold war, als die Uebrigen, und daß er, mehr als jeder Andere die Kunst verstand, die Untergebenen für seine Habsucht zu benützen. Er suchte seinen Stamm fern von den Weißen im Walde zu erhalten, und führte auf eigene Hand Krieg gegen die Nachbarn, um seine Gefangene an die ankommenden Europäer zu verhandeln; ja sogar seine Stammgenossen soll er auf gleiche Weise um eine Kleinigkeit verkauft haben. So ward uns zum Erstenmale im Innern Amerikas das vollkommene Bild eines afrikanischen Häuptlings vorgeführt, der Menschenhandel zu seinem Geschäfte macht. Ohne Zweifel gefährdet der Staat das Schicksal der Indianer durch die Aufstellung solcher Principale eben so sehr, als durch die, der Richter mit weißem Blute;

zum Glücke sind jedoch unter den ersteren nur wenige mit der Verschmiztheit und dem Unternehmungsgeiste dieses Coretú. Wir suchten ihn, der gut portugiesisch verstand, zu überzeugen, daß er und der Staat durch Einführung einer regelmäßigen Landescultur und durch Handel mit den Naturerzeugnissen am meisten gewinnen müßten; allein er wiederholte hierauf kurz: Alles dieses sei mühseliger, als Sklaven zu verkaufen, und solcher Handel brächte ihm was er immer brauche. Als ich ihn endlich aufforderte, mir auch über den mineralischen Reichthum in diesem Gebiete Aufschlüsse zu geben, läugnete er irgend Etwas zu wissen; da es aber Nacht geworden war, ersuchten er vor unserer Hütte, und begehrte Einlaß, indem er Wichtiges zu berichten habe. Nun, sagte er, bei verschlossenen Thüren dürfe er nicht verschweigen, was er vor der Menge nicht gestehen wollte, daß ihm nämlich durch seinen Vater reichliche Goldschätze in den Duellen des Apaporis bekannt seyen, er wolle solche auch, gegen sichere Belohnung, zeigen und uns auf der ganzen Reise begleiten. Als dieser Vorschlag abgelehnt, und der Eigennuß des Vaters durch ein reichliches Geschenk an Eisen geräthe befriedigt worden war, sagte er endlich seine Begleitung bis zu den Katarakten zu, und ich war sehr froh, einen in dieser Einöde so gefährlichen Mann gewonnen zu haben. Mit Nachtu waren einige Kähne seiner Coretús angekommen. Am Abende tanzten sie in ihrem Feder Schmucke, den ich später von ihrem Principale erhandelte. Ihre Bewegungen waren plump, von monotonem Gesange und Tönen der Rohrpfelfen begleitet. Der Vortänzer trug einen stattlich mit Federn gezierten Wurfspeer in der Hand; die Uebrigen hatten ähnliche Waffen, und um den linken Vorderarm zierliche Castagnetten von Käferflügeln mit einem Büschel schwarzer Federn. Alle waren von kleiner, aber sehr kräftiger Statur.

Am 1. Januar 1820 gegen Abend verließen wir S. João do Principe, und fuhren noch drei Legoaß weit bis zur Praha de Utarú, wo wir, zwischen hohen Wachtfeuern, übernachteten. Der folgende Morgen brachte uns nach dem Sitio Naribá, wo der Tubiraba Miguel, ein im ganzen Yapurá wohl bekannter Principal vom Stamme Juri, hauset. Dieser Indianer, dessen breite gedrungene Gestalt und funkelnde Augen den Kriegsmann ankündigen, hat schon seit mehreren Jahren einen Haufen von etwa hundert Köpfen aus den Wäldern am Puroos hierher geführt, und in geräumigen, denen der Weißen ähnlichen, Hütten zusammen gehalten; doch wohnen die meisten Familien nicht in den Häusern,

sondern in einem großen, offenen Schoppen, wo jeder nach Belieben sein Netz aufhängt, und sich, wie sie sagen, mit dem Feuer von unten her zudeckt. Obgleich in Verbindung mit den Weißen getreten, sind diese Juris doch als Wilde des Waldes zu betrachten. Sie gehen, etwa mit Ausnahme einer Bastbinde um die Lenden ganz-nackt. Ihr Ackerbau ist geringe; nur die Bananen, welche hier trefflich gedeihen, steht man in dichten Gebüsch um die Wohnungen; die Pflanzungen in der Nähe der Hütten, enthalten Mandioca-, Uruca- und Baumwollenstauden, jedoch Alles nur zur Nothdurft, und die Mandioca mehr zur Bereitung der großen Kuchen, woraus sie ihr Pajuaru brauen, als zum Mehle. Der fischreiche Fluß, den sie ohne Unterlaß in zweirübrigen Rachen befahren, und die Walbung voll Wild und Früchten, liefern ihre hauptsächlichste Nahrung. Da ich die großen Oefen, worauf das Brod gebacken wird, benützte, um meine, von der andauernden Nässe angegriffenen Pflanzen zu trocknen, so brachte ich den größten Theil des Tages unter dem indlanischen Weibervolke zu, welches diesen Theil des Rancho mit den Kindern inne hatte. Es waren sieben Familien, und ich war fortwährend Zeuge des engen Kreises in dem sich das Leben des Wilden herum bewegt. Bevor noch der Tag grauet, verlassen gewöhnlich alle Erwachsene ihre Hängmatten, und gehen in den Fluß hinab, wo sie etwa eine Viertelstunde im Wade zubringen; zurückgekehrt legen sie sich wieder nieder und man vernimmt nun oft Stunden lang ein leises monotonen Sprechen, wenn sie nicht von Neuem einschlafen. Bald nach Sonnenaufgang erwachen die Kinder. Ihr verworrenes Geschrei verlangt ein Frühstück, was jedoch nicht sogleich gereicht wird. Das erste Geschäft der Weiber ist nun, die Kinder zu bemalen. Mehrere kleine Töpfe voll Mocoou, mit dem Thran des Kamantin zu einer Salbe abgerieben, liefern das Material zu dieser Verzierung, die die Mütter oft Stunden lang anbringen, bis endlich die ungestümmen Forderungen der Männer sie zu einem andern Geschäfte rufen. Nach der Toilette der Jungen, wird die der Mütter und Alten von den erwachsenen Töchtern besorgt, und dann erst an das Frühstück gedacht. Der übrige Theil der Familie versammelt sich um den Topf, der, noch vom Vorabend mit Fleisch gefüllt, am Feuer geblieben, und verzehrt stillschweigend mit behaglicher Ruhe. Ist Nichts vorhanden, so sucht sich jeder Einzelne bei dem Nachbar, im Walde, oder an den Weisus zu entschädigen, die nun von den Weibern, aus der eben frisch geriebenen und durchgepreßten Mandioccamurzel, gebacken werden. Die Ku-

den, oft zwei Fuß im Durchmesser und einen Zoll dick, flad, wenn sie warm von der Ofenplatte kommen, wohlschmeckend; später werden sie zähe, und sind sehr schwer verdaulich. Eine kleine Art solcher scheibenförmigen Kuchen, denen sie eine runde oder elliptische Form geben, indem das Material zwischen Ringen von Marrantastengeln zusammen gebacken wird, lassen sich wie Zwieback lange aufbewahren, und sind gesund. Trocknes Mandioccamehl wird nur wenig, meist zum Handel, bereitet. Während sich nun Männer zerstreuen, um zu jagen oder zu fischen, bleiben die Kinder unter den Augen der Mütter, und dieß ist die Zeit der Erziehung, wenn man die äffische Beschäftigung mit den kleinen selbstischen Wesen so nennen darf. Erziehung zur Sittlichkeit, ja nur zur Sitte, findet man hier nicht; höchstens ein Abrichten zum Fortkommen unter den Uebrigen. Die Mütter unterweisen im Nesteln der Hangmatten, im Spinnen der Baumwolle an der freien Spindel, im Bereiten von Thongeschirren; die Geschäfte des Ackerbaues und der Küche werden von den Kleinen nach und nach ohne weitere Anweisung erlernt. Ehrfurcht, Bescheidenheit, Gehorsam kennen die Kinder eben so wenig als die Eltern. Ich habe niemals gesehen, daß jene mit Ueberlegung gestraft worden wären; wohl aber mußten sie manchmal Schläge erdulden, weil sie in des Vaters Abwesenheit seine Pfeilchen verschossen, sein Blasrohr verstopft, oder das für ihn bewahrte Gericht verzehrt hatten, und solche Executionen waren nur Ausdruck heftigen Zornes. In den heißen Tagesstunden kamen die Männer zur Hütte zurück, und legten sich so lange in ihre Hangmatten, bis das Mahl bereitet war. Wenn hungrig, erschienen sie alle Augenblicke voll ärgerlicher Begierde am Feuer. Sonst vertrieben sie sich die Zeit mit der Maultrommel, spielten mit den zahmen Affen und Vögeln des Hauses, oder gingen wiederholt in das Bad, welches sie täglich mehrere Male besuchen. Für die Abende veranlaßten wir einen Tanz dieser Juris. Allmählig sammelten sich einige und vierzig Männer von zwanzig bis sechzig Jahren, die mit vieler Gravität vor uns die Vorkehrungen zum Tanze machten. Diese bestanden darin, daß sie sich gegenseitig das Gesicht mit der Schminke aus Rocou und Lamantin- oder Schildkrötenthran bemalten, allerlei Schnüre von Glasperlen und Thierzähnen um Hals, Waden und Vorderarme, Schellengehänge zum Klappern unter die Kniee befestigten, und die Köpfe mit Federn ausstaffirten, die entweder kronenartig um die Schläfe gebunden wurden, oder als ein langer Schweif über den Rücken hinabhiengen. Der Vortänzer hatte einen hohlen Cy-

Kinder von Ambaruba-Holz mit Federbüschen geziert, auf dem Haupte, und trug in der linken Hand einen ähnlich bemalten, aber drei bis vier Fuß langen Cylinder von demselben leichten Holze, womit er auf die Erde stieß, um den Takt zu schlagen. Als es dunkel geworden war, und viele Feuer und Lampen den großen Schoppen erleuchteten, erschienen die Tänzer vor uns. Nach einem Begrüßungstanze gegen uns, der mit der Ueberreichung von Bananen endigte, zogen sie sich unter den Schoppen zurück, wo sie unter großem Lärm und Freudengeschrei verschiedene Tänze ausführten. Die Tänzer kamen in zwei Reihen, Einer hinter dem Andern, angezogen, klapperten mit den Schellengehängen, indem sie mit den Füßen stampften, und Etwaige, damit abwechselnd, aus ihren Rohrpfifen einige unharmonische Töne hervorstießen. Jeder Tänzer trug eine Bananentraube auf der linken Achsel. So belastet, tanzten sie einige Mal vor uns im Kreise, und legten dann die Früchte auf einem großen Haufen nieder. Diese Ceremonie, die erste, wodurch wir von Indianern feierlich ein Geschenk gemacht worden war, endigte mit Bücklingen, die sie, in einer Reihe aufziehend, nach allen Seiten hin machten. Von hier in den Rancho zurück, führten sie nun ihre eigentlichen Tänze auf, die, wie wir hörten, mit dem Nationaltanz ihrer befreundeten Nachbarn, der Paffés, begannen. Man konnte es eine Art Polonaise nennen. Nur Männer tanzten in einer Reihe. Indem die eine Hälfte die rechte, die andere aber die linke Hand auf die Schulter des Nachbarn legte, blieb der Mittelste von Allen frei. Er hatte zweierlei Rohrpfifen in den Händen und gab damit den Rhythmus in zwei Noten an. Die Uebrigen fielen nun mit sehr unharmonischen Pfiffen ein. Die Reihe der Tänzer, den ganzen Rancho einnehmend, schwenkte von einem Ende zum andern in zwei langen abgemessenen und einem dritten kurzen Schritte. Die Flügelmäner hatten dabei viel zu laufen, und stolperten nicht selten zum großen Gelächter der Uebrigen und der Zuschauer. Von Zeit zu Zeit theilten sie sich in zwei Reihen die sich, einander mit den Gesichtern zugewendet, gegenseitig tiefe Bücklinge machten, darauf ergriffen sich die Mittelsten bei der Hand, und so bildeten beide Reihen ein Kreuz; endlich dehnten sie sich wieder in eine Reihe aus, stießen von Zeit zu Zeit die Kniee vor, machten tiefe Bücklinge, und beschloffen, nachdem sie ermüdet waren, unter unregelmäßigem Geschreie. Als es ganz dunkle Nacht geworden war, gesellten sich auch die Weiber zu den Tänzern, die nun den eigentlichen Nationaltanz der Juris ausführten. Die Männer standen

in zwei Reihen hintereinander; die hinteren legten ihre Hände auf die Schultern der Vormänner; eine dritte Reihe neben den Männern bildeten die Weiber. Der Zug bewegte sich in schnellem Schritte bald im Kreise, bald in verschiedenen Richtungen. Statt der Pfeifen ertönte jetzt der Gesang der Tanzenden in Unisono, durch das Kreischen der Weiber zu wahrhaft gräulichen Tönen erhoben. Ich war schon müde, diesem bacchantischen, ja tollhäußerischen Wesen zuzusehen, als plötzlich meine Aufmerksamkeit durch einige Masken erregt wurde, die zwischen den Reihen der Tänzer hin- und her schwärmten. Es waren nackte Indianer, die statt der eigenen, scheußliche monströse Köpfe zeigten. Diese Masken waren von Mehlkörben gemacht, über die ein Stück Turiri (tuchähnlichen Baumbast) gezogen war, Nasen und Zähne waren an diesen Gesichtern nicht gespart, und die Grundfarbe war weiß. Ein anderer erschien gänzlich in einem Saß von Turiri eingehüllt, der auf das Abenteuerlichste bemalt war. Er trug eine Maske, die den Tapirkopf vorstellte, kroch auf allen Vieren, und ahmte mit dem Rüssel die Gebärden der Anta nach, wenn sie weidet. Um den wüthenden Lärm noch zu vergrößern, klopften einige auf kleinen Trommeln aus dem Holze von Panax Morotoni hin und her, und endlich griff man nach dem großen Sponton des Tubiraba, durch dessen Vibration ein schrillender Ton hervorgebracht wird. Diese wilden Töne erregten zu einem Kriegstanze, der nun von dem Tubiraba selbst mit seinen muntersten Kriegerern ausgeführt wurde. Sie versteckten sich hinter die großen aus Tapirleder geschnittenen, runden Schilde, die sie von den Miranhas einhandeln, und warfen, unter drohenden Gebärden hin- und herschleichend, die Wurfspeere darauf. Dieser Tanz vereinigte die gesammte wilde und furchtbare Plastik, welche der rohe Naturmensch Amerika's an seinem gedrunghenen Körper darstellt. Die schnellen drohenden Wendungen dieser nackten Krieger, deren, mit Thran bestrichene, Musculatur wie Erz glänzt, die abscheulichen Grimassen der tatorvirten, von Urucú gerötheten Gesichter, das plötzliche Aufschreien beim Wurf oder Stoß, und das hämische Grinsen, wenn sich der Gegner hinter seinen Schild verbergen muß, welch' gräßliches Bild der Rohheit! — Während des Tanzes hatten einige Indianer ein abgetriebenes Gebüsch angezündet, in dessen Nähe ein Gefäße von Bambusröhren stand. Diese zersprangen, wenn die Luft in ihnen bis zu einem gewissen Grade erhitzt war, und es entstand ein so fürchterliches Geknalle, daß ich im ersten Augenblicke ein nahe Kleingewehrfeuer zu vernehmen meinte. Diese baumartigen Rohre

stehen so dicht, daß man eine künstliche Anlage in ihnen kaum verkennen kann; und die Wilben behaupten, sie seien Reste ehemaliger Befestigungen. Die jungen Triebe enthalten bisweilen eine Pinte Wassers, das sich allmählig in eine Gallerte und in Stein verdichten soll. Es war fast Mitternacht, als ich mich in meine Gangmatte zurückzog, aber der Lärm der Länze, welche bis an den Morgen dauerten, gönnte mir kaum eine Stunde Schlaf. Ich fühlte mich angegriffen von den gräulichen Anschauungen dieser Tage, den Strapazen der, stets unter Regen fortgesetzten, Reise und von angestrengtem Arbeiten. Als ich daher beim Erwachen mich unruhig und schwach fühlte, mußte ich ein Fieber fürchten, wogegen ich sogleich ein Brechmittel gebrauchte, das mich erleichterte.

Wir verließen Uaribau, nachdem die bisher entflohenen oder zurück gelassenen Indianer wieder ersetzt worden waren, und ruderten in sieben Fahrzeugen, über sechzig Mann stark, stromaufwärts. Unter allen diesen Leuten zeigten fast nur diejenigen, welche wir von Ega mitgebracht hatten, eine gesunde Gesichtsfarbe; alle Uebrigen waren blaß oder gelbsüchtig, wodurch der tatowirte Fleck im Antlitz noch scheußlicher hervortrat. Der Kränklichkeit ungeachtet, die sich an so vielen unserer Indianer kund that, ruderten sie unverdrossen den größten Theil des Tages hindurch, so daß wir nach vier Tagereisen an die Katarakten, Cupati genannt, gelangten. Als wir näher kamen, belehrte uns die schnellere Bewegung der Gewässer, und ein gewaltiges Brausen von der Nähe des ersten Falles, und endlich erblickten wir ihn selbst. Das Strombett wird hier auf die Breite von etwa hundert und zwanzig Klaftern beschränkt, und die Gewässer stürzen mit Ungeßumm über ein, die ganze Breite durchsetzendes, Felsenriff. Jetzt, wo der Strom arm an Wasser war, ragten die Felsen an beiden Ufern des Flusses acht bis zehn Fuß über den Wasserspiegel hervor, und andere standen entblößt zwischen den kleinen Fällen, Wirbeln und Strömungen, in denen die Fluth sich nach unten Bahn machte. Sie sind durch die Gewalt des Flusses abgerundet, zertrümmert, hie und da in Haufen zusammengeführt, oder stehen noch unverfehrt aus dem Grunde des Strombettes hervor. Oberhalb dieses Falles krümmt sich der Strom um den Berg, und erscheint, von dem waldigen Ufer umzäumt, ohne sichtbare Oeffnung, wodurch er käme, wie ein See. Die dunkle Färbung des Berges, an welchem schwere Regenwolken hingen, die geheimnißvolle Stille des Waldes, die colossale aufeinander gehäuften Felsenmassen und das Rau-

chen des Stromes gaben dieser Landschaft einen unaussprechlich düstern und schwermüthigen Charakter, dessen Eindruck noch immer lebendig in meiner Seele ist. Selbst die Indianer, von denen Viele nie einen Berg oder Wasserfall gesehen hatten, schienen von der furchtbaren Scene ergriffen. Sie hefteten verwunderte Blicke halb auf den Berg, der durch den dicht fallenden Regen in drohende Nähe versetzt schien, halb auf die brausenden Wasserwirbel. — Die Fahrzeuge wurden an lange Stricke und Lianen der *Limbo-titica* befestigt, und nun versuchten die Indianer sie im Fahrwasser zwischen den Klippen über Wirbel und Stromschnellen aufwärts zu ziehen, während Andere sie mittelst langer Stangen in Richtung erhielten. Am nördlichen Ufer waren die Strömungen zu heftig; wir gelangten daher erst spät, am südlichen, zum Ziele. Während dieser mühevollen Arbeit regnete es in Strömen, so daß wir zufrieden sehn mußten, an diesem Tage die Fahrzeuge auf eine Sandinsel oberhalb des Falls zu bringen, wo wir übernachteten. Nachdem das Nothwendigste geschehen, machte ich mit João Bernardo, der diese Gegend schon öfter besucht hatte, einen Ausflug nach dem Berge *Cupati*, in dessen Bächen er selbst allerlei schöne Steine, nach seiner Beschreibung etwa Bergkrystalle oder *Lopase*, gefunden hatte. Wir fuhren auf dem, unter der Katarakte gebliebenen Rachen stromabwärts, und gelangten schon mit einbrechendem Abend an eine Stelle am Fuße des Berges, wo ein mächtiger Waldbach über hohe Felsenblöcke herabraust. Der feuchte Wald ruhte still, und das Schauspiel einer wilden, kräftig erregten Natur erinnerte mich an die vaterländischen Gebirge. Wir suchten lange in den Löchern des Sandsteins, jedoch vergeblich; nur unreine Bergkrystalle, und keine andere geognostische Merkwürdigkeit, kam zum Vorschein. Darüber war es finstere Nacht geworden; wir setzten wieder auf die Südseite des Stromes, dessen Fall hörbarer uns entgegen brauste, und gelangten an die Stelle, wo wir unsere arbeitenden Leute verlassen hatten, ganz durchnäßt vom Regen, zitternd von Frost und hungerig. Zu unserm Erstaunen fanden wir Alles stille, ohne Zeichen ihrer Gegenwart. Sie hatten eine Sandbank oberhalb der Katarakten zum *Divouac* bezogen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es, ein kleines Feuer anzuzünden, und wir ließen die begleitenden Indianer mit den glühenden Spänen vorgehen, um uns den gefährlichen Weg über die Klippen zu erleuchten. Diese mußten überflogen, oder umgangen werden, um oberhalb des Falles wieder an den Strom zu kommen. Je weiter wir uns von ihm entfernten, und in die Nacht eines verwachsenen

Waldes vorbrangen, um so gefährlicher ward der Weg. Bald fielen wir in ein Loch der Klippen, bald stießen wir den verwirrten Schädel an einer scharfen Kante an, stolperten über eine Baumwurzel oder verwickelten uns in die stachelichten Windungen der Salsaparilla. Diese nächtliche Wanderung, bei fortwährendem Regen, in der Gefahr auf Schlangen oder ein anderes Unthier zu stoßen, gehörte unter das Bedenklichste, was mir je begegnet war. Plötzlich standen die Führer stille, und wir sahen uns am Rande eines tiefen Felsenabhanges, wohin wir uns zu weit vom Strome ab, verirrt hatten. Endlich gelangten wir an diesen und erblickten ein fernes Feuer, von wo aus die Wache unsern Ruf vernahm und Nachen herbeischickte. Spät nach Mitternacht kamen wir in dem *Bivouac* an, dessen Feuer schon spärlich brannten. — Am 12. Januar Mittags erreichten wir *Manacurú*, eine Ortschaft der Indianer *Juri*. Auch hier hauset nur ein geringer Theil der Einwohner in acht oder zehn Hütten; die Meisten wohnen zerstreut im Walde. Die Hütten bestehen aus einem Kreise von Pfählen, der mit Schlingpflanzen übersflochten, mit einem kegelförmigen Dache von Palmblättern gedeckt, und mit einer niedrigen Thüre versehen ist. Weder Schlot noch Fenster sind vorhanden; aber auf der einen Seite, der Thüre gegenüber, stößt ein von Lehm aufgemauertes, ganz verschlossenes Zimmer an, in das man von der Hütte aus einkriecht. Hierher ziehen sich die Indianer zur Zeit des Hochwassers zurück, um den Verfolgungen des *Pium*, jener feindlichen Mückenart, zu entgehen, die dann in dichten Haufen über der Gegend schwärmet. Unter dem Hausrathe bemerkte ich eine früher nie gesehene Vorrichtung zum Abreiben der *Mandiocca*-wurzel: ein pyramidales aufrechtes Gerüste von drei Latten, zwischen welchen kleine, spitzige Steine befestigt sind. Der Saft fließt von dem Gerüste in eine untergestellte Schüssel von Baumrinde. Meine Gesundheit war hier wieder lebend; und wir beschloffen einige Tage zu verweilen. Man betrachtet die *Juris* als einen den *Passés* verbrüdereten Stamm, und ohne Zweifel gehörten sie früher zusammen. Ihre Sprache hat die größte Verwandtschaft, die *Nationalabzeichen* sind dieselben, und die Körperbildung zeigt eine auffallende Aehnlichkeit. Da die *Urari*pflanze im Gebiete dieses Stammes wächst, so sind sie mit der Bereitung des Pfeilgiftes vertraut, welcher beizuwohnen ich hier Gelegenheit hatte. Während wir diesem Geschäfte zusahen, ertönte ein unmäßig lautes Geheule und Geschrei, das uns erschrocken nach der andern Seite des Dorfes zog. Wir fanden eine der Hütten offen, und drei Indianer

beschäftigt, den Leichnam eines der Bewohner darin zu begraben. Schon am Abende vorher war ich hingerufen worden, um eine „Arznei der Weißen, *Caryba pocanga*“ anzuwenden, hatte aber den Kranken, der an Wassersucht von Verhärtung der Unterleibsorgane litt, schon im Sterben gefunden. Der Leichnam war jetzt, das Haupt zwischen den weit heraufgezogenen Knien zwischen Stücken von Baumbast zu einem runden Knäuel zusammen gebunden, und in ein vier Fuß tiefes Loch in der Mitte der Hütte gebracht worden. Eine dünne Schicht von Erde ward über ihn ausgebreitet, dann sprangen die Schwester des Todten und zwei Männer, welche in derselben Hütte wohnten, hinein, und traten die Erde unter furchtbarem Geheule fest. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis diese gräuliche Ceremonie vollendet war; mein Herz wandte sich zerrissen davon ab, denn das Geschäft selbst und die Klage der Todtengräber, besonders der Schwester, die unter heftigem Schluchzen stets die Frage hervorschrte: „wer wird mir nun Affen fagen, wer wird mir Schildkröten bringen?“ u. s. f., hatte einen an Thierheit grenzenden Ausdruck, und schien zuzunehmen, je mehr sie sich bei dem Einstampfen erhitzten. Eine andere schwer Erkrankte in derselben Hütte schien von der Aussicht auf ein ähnliches Schicksal nicht ergriffen; sie lag bewegungslos in der Hangmatte, und sah dem Begräbniße ruhig zu. Dieses Trauergeheul dauerte bis gegen Abend, da die Klagen den vor Erschöpfung nicht mehr konnten; aber in der Nacht ward ich von Neuem durch die Schwester aus dem Schlafe geheult. Besonders aufgefallen war mir, daß ich diese Trauernden keine Thränen hatte vergießen sehen. Der Tubiraba Gregorio, darüber befragt, gab mir die schreckliche Antwort: „*Tapuüja uü upá tykyr*, der Indianer frißt seine Thränen!“ Die Hütte des Todten sollte von den übrigen Einwohnern nicht jetzt, sondern nur gelegentlich verlassen werden. Die beschriebene Art die Todten zu begraben, ist übrigens nicht allgemein bei diesen Indianern. Viele stecken die Leichname in große irdene Geschirre, welche sie innerhalb oder vor den Hütten begraben. Nach den über diesen Gebrauch eingezogenen Nachrichten haben die verschiedenen Stämme welche sich ihm hingeben, nicht gleiche Absicht dabei. Die Meisten bezwecken damit ein ruhiges und sicheres Begräbniß, Manche aber eine spätere Versetzung der Gebeine in andere Orte, nachdem sie sie gereinigt und in Bastkörben zusammengeschichtet haben. Dieser Gebrauch weist auf die niedrigste Stufe der Neigung gewisser Völker hin, sich mit den Leichen ihrer Vorfahren zu be-

schäftigen; wir fanden etwas Aehnliches bei den Camacand; weiter entwickelt ist die Sitte jener Indianer am Orenoco, die die Skelete ihrer Vorfahren in der Höhle von Ataruipe aufbewahren, und das vollendetste Monument von denselben finden wir in den Mumien der Guanzen und Aegyptier. Sie mag dem Ethnographen um so bedeutsamer erscheinen, als sie mit der geringeren oder höheren Ausbildung der Ideen von der Seele und der Seelenwanderung in Verbindung steht. Diese Juris, unter welchen wir hier einige Tage ausruhten, waren übrigens ein gutmüthiger, theilnehmender Menschenschlag, und überaus gesprächig gegen die Stammverwandten, welche wir mit uns führten.

Meine Gesundheit schien sich durch einige Masttage, während welchen wir besonders minder von den Insecten beunruhigt wurden, gebessert zu haben, und wir schifften uns daher am 15. Januar ein, um nach drei Tagereisen das Land der Miranhas zu erreichen, von deren Verkehr ich die meiste ethnographische Ausbeute zu erhalten hoffte. Der Strom war aber gegenwärtig so sehr entleert, und so voll Sandbänke und Stromschnellen zwischen diesen, daß wir jenes Ziel erst am fünften Tage erreichten. Ich hatte auf diesem Wege zwei heftige Anfälle eines Quartanfiebers zu bestehen, das ich durch starke Brechmittel und China abzuschneiden suchte. Der Frost erschien gleichsam nur verstreut als schwere Mattigkeit, ihm folgte jedoch heftige Hitze und Kopfschmerz. Auch mein Reisegefährte und viele Indianer begannen an ähnlichen Beschwerden zu leiden. Die Hütten der Miranhas, liegen nur wenig über dem Spiegel des Flusses. Wir sahen uns beim Aussteigen von mehr als fünfzig Männern dieses Stammes umringt, die uns ohne Scheu begrüßten und unter lebhaftem Gespräch und Geschrei zu dem Anführer geleiteten. Obgleich kein Einziger portugiesisch oder tupi sprach, wollten sie sich doch Alle ungesäumt in Verkehr einlassen. Als wir in die Hütte des Anführers, ein großes Gebäude mit mehreren Gemächern, gekommen waren, nahmen sie ihre an den Wänden umherstehenden vergifteten Wurfspeise, und stellten sich erwartungsvoll um die Thüre, durch welche endlich der Herr des Hauses eintrat. Dieser Häuptling hatte, wie alle Uebrigen, die wir bis jetzt gesehen, einen christlichen Namen angenommen, obgleich er wohl schwerlich je getauft worden war. Soao Manoel war nicht bloß unter seinen Miranhas, sondern im ganzen obern Dupura bekannt und gefürchtet. Wahrscheinlich hatte er Muth und Unternehmungsgeist genug gehabt, sich Selaven von seinem

oder von den benachbarten Stämmen zu erwerben, und sie an die Weißen zu verhandeln. Im Verkehre mit diesen hatte er denn einige europäische Sitten angenommen: er ist stolz darauf, stets (in Hemd und Beinkleid) gekleidet zu gehen, von einem Vorkellanteller zu essen und sich täglich den spärlichen Bart zu machen. Portugiesisch versteht er nicht, aber in der Lingua geral drückt er sich energisch aus. Seltsam sticht die Halbbildung dieses Häuptlings gegen die Horde ab, der er befehlt; Menschenfresser, die kaum die angeborene Sprache sprechen, keinen Begriff von Oberherrschaft kennen noch dulden, in dumpfem Uebermuthe nur sich selbst befehlen wollen, sind sie unbewußt aus Trägheit, Stolz und Eigennutz, seine Diener und Unterthanen geworden. Denn lediglich der Verkehre mit den Weißen, den er für Alle zu leiten weiß, scheint ihm das Uebergewicht gegeben zu haben, das er bei seinen Stammgenossen geltend macht; aus einem Handelscommissionär ist er Befehlshaber der Horde geworden. Ueberhaupt aber möchte ich annehmen, daß es, etwa mit Ausnahme des Kriegs, immer ähnliche Verhältnisse sehen, durch welche die rohen Indianer vermocht werden, Einem aus ihrer Mitte ein Uebergewicht einzuräumen. Diese Leute empfangen uns übrigens mit einer Lebhaftigkeit, einer heiteren lärmenden Beweglichkeit, die gar sehr von der traurigen Gravität abstach, womit wir gewöhnlich von Indianern aufgenommen wurden. Wir schrieben wohl nicht mit Unrecht diese Naivetät, diesen sanguinischen Antheil an Allem, was uns betraf, dem freieren Naturstande zu, worin sie sich, entfernt von Weißen, ohne Kunde von Trohnen, die für alle Indianer ein Schrecken sind, als ein mächtiger Stamm den Uebrigen selbstständig gegenüber, befinden. Roh bis zur Thierheit fand ich bei genauerer Bekanntschaft diese Miranhas, aber jene Hinterlist, Furchtsamkeit und Kleinheit der Gesinnung, wodurch sich der albeirte Indianer oft zum Gegenstand der Verachtung seiner Nachbarn macht, ist ihnen fremd. Sie sind ein kräftiger, wohlgebauter, dunkelgefärbter Indianerstamm. Ihre breite Brust entspricht dem breiten Antlitze, welches noch mehr in die Quere gezogen erscheint durch den abscheulichen Gebrauch, die Nasenflügel zu durchbohren, und darin Holzcylinder oder Muschelschälchen zu tragen. Von dieser gleichsam erblich gewordenen Verunstaltung mag die Breite der Nase herrühren, die ich an allen Miranhas als phsygnomischen Charakter wahrzunehmen glaubte. Uebrigens tragen sie in ihren Gesichtern zwar den Ausdruck der ungebundensten Rohheit, zugleich aber jene Gutmüthigkeit, ohne

welche wir den Menschen im Naturzustande nicht denken können. Ihr Stamm ist der zahlreichste und mächtigste im ganzen Stromgebiete des Tupura, östlich von der größten Katarakte; man nimmt an, daß er sechs tausend Köpfe zähle. Nach unserer Ankunft beorderte der Häuptling Boten in die Wälder, mit der Nachricht, daß Weiße angekommen seyen, die Handel treiben, und besonders indianischen Schmuck, Waffen und Geräthe eintauschen wollten. Diese Boten kamen jedoch mit der Kunde zurück, daß sich ein Streit unter den Carapaná-Lupuüja erhoben hätte, in dessen Folge mehrere mit gespitzten Prügeln umgebracht worden seyen. Der Tubirava vernahm dies mit der größten Ruhe; aber nach einiger Zeit erhob er sich gravitatisch von seiner Gangmatte und sagte: „Ich muß gehen und sehen, was geschieht; sie sollen den João Manoel kennen lernen, er ist stark und ein wahrer Teufel.“ Im Hofe ward nun lange, in halbklautem Gespräche, wobei eine große Cigarre von Mund zu Mund ging, Rath gehalten, und endlich ein Zug in die Waldungen des Innern beschlossen.* Der schlaue Häuptling hatte aber hiebei noch einen andern Plan entworfen, den er geheim hielt, und mit seinen Leuten wahrscheinlich nur am Abend im Walde berieth, wohin er sich plötzlich entfernte. Es war zu erwarten, daß wir während seiner Abwesenheit hier weniger für unsere Zwecke thun konnten; und da ich überdies von Sehnsucht brannte, bis an den Fall von Arara-Coara, gleichsam der natürlichen Grenze meiner Reise, zu gelangen, so ward beschlossen, daß ich während der Abwesenheit des Tubirava dorthin reisen, Cap. Jany aber hier zurück bleiben, das sich Darbietende einsammeln, und ein neues Canot erbauen sollte, in welchem wir die bis jetzt gemachten ansehnlichen Sammlungen und die Menagerie von Affen und Vögeln verschiffen könnten. Vor unserer Trennung wurden noch alle Indianer aufgeboten, einen großen Stamm der Jacareüva (Kaimanholz) zu fällen, und in den Hafen herabzuschaffen um aus ihm den Nachen zu zimmern. Cap. Jany ließ ein Gerüste aus Balken errichten, auf denen der Stamm, nachdem er der ganzen Länge nach in eine Spalte aufgehauen war, wagemrecht ruhte, damit er durch allmälige Feuerung von unten, muldenförmig ausgezehnt werden könnte. Während dieser Voranstalten ward auch für die Zubereitung von Mandiocamehl und Bejus durch die Indianerinnen gesorgt, denn unsere Vorräthe gingen an zu Ende zu gehen. In der großen offenen Hütte hinter der des Tubirava arbeiteten diese armen gutmüthigen Geschöpfe

mit größter Emsigkeit, und es schien, als habe unser Besuch, der freilich Glasperlen und bunte Sauge über Verhoffen brachte, ihnen ein seltenes Glück bereitet. Schon vor Sonnenaufgang kamen die alten Mütterchen mit Mandioccawurzeln aus den Pflanzungen zurück, und Alt und Jung beeiferte sich, sie zu schälen, zu reiben, auszupressen und auf den großen Darröfen zu backen. Unter den verschiednen Instrumenten zum Reiben der Mandioca fand sich eines, dessen Gebrauch ich mir verbat: ein Stück Holz, worin die Zähne erschlagener Feinde befestigt waren, die also gleichsam noch dem Genuße ihrer Sieger dienten. Das Leben in einer solchen indianischen Garfüche bietet die seltsamsten Anschauungen dar. Der größte Haufen kauert nackt umher, und arbeitet schweigend mit vollem Ernste. Einzelne geben sich anderen Beschäftigungen hin: dort malt eine Mutter die Augenlider ihres Säuglings, hier kämmt eine andere einen wilden Knaben, der sich von Zeit zu Zeit warme Bejus aus der Schüssel zu stehlen versucht, eine Dritte spielt mit dem Coataaffen, der schlau mit offenen Mützen und mit erhobener Schlingenscheife, zwischen dem Backherd und den Feuerstellen einherschreitet, oder sie lehrt dem Papagei sein heiseres Paraná, Paraná. Von Zeit zu Zeit erscheint ein Mann in der Küche; er tritt sachte zu dem Fleischgerichte im Topfe und prüft mit dem Finger, ob es bald gar sey, oder er umschleicht lüftern den Haufen der fertigen Bejus und zerrt langsam, bis ein Theil auf die Erde fällt; da kreischt das Weibervolk durch einander; aber er geht, als höre er nichts, gravitatisch umher, bis die wohlwollendste unter den Weibern Ruhe schafft, und dem Mäsker einen Topf mit eingebildetem Mandioccasafte und spanischem Pfeffer vorsetzt, worin er nun ungeheure Lappen der zähen Bejus tunkt, und sprachlos sein Vormahl hält. — Die Hütten dieser Miranhas liegen weit ab von einander durch den Wald, sind aber groß und geräumig, so daß sie gewöhnlich mehrere Familien beherbergen können. Sie sind viereckicht, mit einem Siebeldache, aus Balken und Latten leicht gezimmert, und an den Wänden mit Latten, oder, wie oben mit Palmweiden bekleidet. Das kleine dunkle Zimmer, wofin sich die Juris, vor den bei Tage verfolgenden Plum flüchten, die Hornitos am Drenoco, sah ich hier nicht, wahrscheinlich weil sich die Miranhas während der Regenzeit, da jene Fliegen am häufigsten sind, mit einem Gembe, von dem, bei ihnen vorzugsweise häufigen Turiribaste bekleiden. Die Hangmatten jeder Familie hängen vom Umkreise der Hütten gegen die

einzelnen Feuerstellen hin. Sie werden in so großer Menge fertig, daß sie von hier aus durch die ganze Provinz von Rio Negro, ja sogar nach Pará ausgeführt werden können. Obgleich aber die Weiber der Miranhas anhaltend mit dieser zierlichsten Theile ihres Haushaltes beschäftigt sind, und auch andere künstliche Flechtarbeit verfertigen können, so haben sie doch nie daran gedacht sich selbst Kleidungsstücke zu machen. Sie erscheinen immer im Gewande der Unschuld, jedoch, was ihnen statt der Kleidung gilt, sorgfältig bemalt. Während die Männer dem überlichsten Nichtsthun ergeben sind, steht man die Weiber ohne Unterlaß und unermüdet thätig; und selbst eine reinere Gutmüthigkeit that sich in der unverbrochenen Bemühung, uns mit besserer Kost zu versehen, und durch Theilnahme an unserer Krankheit kund. Fast möchte ich glauben, daß das schwächere Geschlecht Gemüthsanlagen und Temperament des Uramerikaners in minderer Stärke entwickelt habe, und daß daher an ihm ein Aufschwung zu höherer Bildung noch leichter möglich erscheine. Durch seine Eitelkeit ist es veranlaßt, diejenigen, welche ihnen Spiegel, farbige Tücher und Glasperlen verschaffen, als Menschen vollkommenerer Art zu betrachten, und ein Gefühl aus Schen und Bewunderung gemischt, bahnt besserer Einsicht und der Neigung den gegenwärtigen Zustand zu verändern, den Weg. So darf man sagen, daß nur die Weiber dieser Miranhas eine Spur von Industrie zeigen. Außer der Beschäftigung mit Flechtarbeit, dem Anbaue der Mandioca und der Mehl- und Kuchenbereitung hatten sie auch kleine Pflanzungen von Baumwolle, deren Fäden sie an der Spindel drehen und mit mancherlei Pflanzensäften färben. Der Baumwollenstrauch ist ohne Zweifel dem Indianer von jeher bekannt. Die Miranhas bereiten auch aus den mehrreihen Samen, die sie zerstoßen und mit Wasser aufkochen, ein dickes Mus, dem sie spanischen Pfeffer zusetzen, zur Nahrung. Die Kinder, welche an den Beschäftigungen in dem Rancho, wo die Küchenarbeiten vorgenommen werden, nicht Theil nahmen, strichen im benachbarten Walde umher, um eßbare Früchte und Wurzeln, Ameisen, Insektenlarven, kleine Fische und Froschlach zu suchen. Ich fand sie einstweilen auch beschäftigt, den Ameisenzunder einzusammeln, einen feinen Filz, den die zahmen Indianer wegen der Nützlichkeit, womit er Funken aufnimmt, sehr bezeichnend Tata potaba d. i. Feuerluft, nennen. Die Hühnerzucht war diesen Indianern bekannt. Sie vertauschten an Indianer, gegen die durch Gregorio vom Miritti-paraná erhaltenen Hühner, viele Semden

von braunem und weißem Turiribak, den sie in großen Stücken und mit einer solchen Geschicklichkeit vom Baume abzuziehen wissen, daß keine Naht an dem Kleidungsstücke nöthig wird, und den sie dann mit Stöcken schlagen, bis er schmieglam geworden. Aus dem braunen Turiri machen sie auch Kästchen zur Aufbewahrung ihres Federschmuckes; aus dem weißen vorzüglich ihre, bisweilen mit Erbsfarben bemalten, Lendengurte. — Schon am Tage nach unserer Ankunft erschienen mehrere Miranhas aus den Wäldern, hergerufen durch die Holzpauken, welche sogleich geschlagen worden waren. Es sind dieß nämlich große, ausgehöhlte, oben mit einer geferbten Längsöffnung versehene, auf einigen Balken liegende Holzblöcke, welche, wenn mit hölzernen, bisweilen an einem Ende mit einem Knopfe von elastischem Gummi versehenen Knüppeln geschlagen, einen dumpfen, weithin schallenden Ton von sich geben. Kaum war im Hafen unsere Ankunft gemeldet, so erklang aus der Ferne, von jenseits des Flusses derselbe Ton, und der Tubirava versicherte mich, daß in einer Stunde alle Mallocas der befreundeten Miranhas von unserer Gegenwart unterrichtet seyn würden. In den ersten Tagen, da das Interesse für uns noch ganz neu war, konnten wir Nichts unternehmen, ohne daß es durch den seltsamen Lontelegraphen weiter verkündet worden wäre. Bald ertönte es: „der Weiße ist,“ bald: „wir tänzen mit den Weißen“ und in der Nacht ward angekündigt, daß wir uns schlafen legten. Nur mit Anruhe konnten wir eine Einrichtung beobachten, die, im Falle eines Mißverständnisses mit unseren menschenfressenden Wirthen, uns binnen wenig Stunden einer Uebermacht von Feinden überantwortet haben würde. Wir warnten daher unsere Leute vor jedem Anlasse zu Streit, und befahlen ihnen, sich nur im Geleite der Männer zu den in der großen Küche und den benachbarten Schoppen arbeitenden Weibern zu verfügen, deren Schritte von ihren Eheherren mit eifersüchtiger Strenge bewacht wurden. Allerdings befanden wir uns hier unter wahren Menschenfressern: selbst der Häuptling und seine Frau, eine schöne große Indianerin, erst neulich statt der verstoffenen aufgenommen, läugneten nicht, öfter als einmal Menschenfleisch gegessen zu haben. Dessen ungeachtet fanden wir, seit langer Zeit an die rohesten und wildesten Menschen gewöhnt, in dieser gräßlichen Umgebung keine stärkere Veranlassung zu Furcht oder Mißtrauen, als unter irgend einer andern freien Indianerhorde. Nicht bloß das Handelsinteresse des Tubirava, dem daran gelegen seyn mußte, auch fernerhin mit Weißen in Verkehr zu

bleiben, sondern auch die angeborene Gutmüthigkeit der Leute selbst erschienen als Gewähr unserer Sicherheit. In der ersten Nacht hatte Kapitän Zany und ich mehrere geladene Flinten in der uns eingeräumten Abtheilung der Hütte aufgestellt, und wir wachten wechselseitig; allein João Manoel verwies unsere Kleinlichkeit auf seine Treue, und wir schliefen von nun an sorglos die ganze Nacht hindurch, ein Theil unserer Mannschaft um uns her, ein anderer im Hafen, um die Fahrzeuge zu bewachen. Es fehlte überhaupt nicht an Beweisen von gutmüthiger Theilnahme von Seite dieses Menschenfressers und seiner Horde, besonders da wir vom Fieber gepeinigt wurden. Obgleich von kleinen Fieberanfällen heimgesucht, fühlte ich mich doch kräftig genug, am 22. Januar die Malloca der Miranhas zu verlassen, um den letzten Theil der Reise bis zu dem Falle von Arara-Coara anzutreten. Ich fuhr in einem mit zwölf Indianern bemannten Kahne, begleitet von zwei Montarias, in deren einer sich der Soldat von Pará mit dem Coretü-Häuptlinge Pachicu, in der andern ein Militärsoldat von Ega befand. Sr. Zany blieb mit der übrigen Mannschaft zurück. Da die Entleerung des Flusses gegenwärtig sehr groß war, so gaben uns die häufigen Stromschnellen viel zu thun, und es kostete um so mehr Mühe, die Indianer durch Brantwein und Zureden munter zu erhalten, als die Plage der Stechfliege Plum immer mehr zunahm. Ihre nackten Leiber waren blutrünstig, und mir selbst waren Gesicht und Hände so schmerzhaft zerstoßen und aufgelaufen, daß ich mich nur durch öfteres Benetzen mit Brantwein vor offenen Geschwüren schützte. In das Innere des Waldes einzubringen, war jedoch bei der schwachen Begleitung nicht rätzlich, theils wegen der Indianer, aus deren Wohnungen im Walde wir Rauch aufsteigen sahen, theils wegen der Onzen, die wir Vormittags am Ufer saßen sahen, oder der Fährten die uns beim Anlanden zur Bereitung des Mittagmahles begegneten. Die Krokodile waren schon seit den Fällen von Supati sehr selten geworden, weil stärker fließende und kühlere Gewässer ihnen und den Schildkröten minder behaglich sind. Am zweiten Tage passirte ich die Mündung des Rio Ora (Honigfluß), am dritten die des Rio Ubania. Als wir Pouco-assú passirt hatten, schien sich Alles zu verbünden, die Schifffahrt noch mühseliger und trauriger zu machen. Die Strömung, machte bisweilen die äußerste Kraftanstrengung nöthig. Die Indianer, sonst von unerbüßlicher Ausdauer fingen an, schwerer am Fieber zu erkranken und sich über die Plage der Plum

Lebhaft zu beklagen; und ich konnte ihr Murren wohl rechtfertigen, wenn ich ihre blutigen Rücken betrachtete. Wegen der häufigen Riffe und Klippen durften wir auch nicht mehr wagen, bei kühlem Mondenschein zu fahren, wo jene plagenden Harphen sich zurückziehen. In gleichem Maaße, als die Gewässer reißender, die Ufer steinigter, wurde der Wald um uns her zwar niedriger aber auch dichter; finster hängt er über den Fluß herein, kein Vogel läßt sich in ihm hören, kein Wild kommt an's Ufer herab, und schwer und grausenhaft lastet die Einsamkeit auf dem Gemüthe des Reisenden. Zu all dieser Noth gesellte sich die Bössartigkeit jenes Soldaten, den wir von Pará mitgenommen, der sich aber, seiner früheren Aufführung gemäß immer deutlicher als ein widerspenftiger, ja aufrührerischer Geselle zeigte, und seine Hülfe im Nothfalle zu entziehen suchte. So war er eines Abends mit seiner Montaria zurückgeblieben, und da auch der andere Nachen, den ich zum Fischen auf das jenseitige Ufer geschickt hatte, ausblieb, mußte ich allein auf einer Sandinsel anlanden, um die Nacht zuzubringen. Die Indianer erblickten hier Fußstritte von Menschen im Sande, die sie den feindlichen Umáuas zuschrieben, und sie erschrocken hierüber so sehr, daß sie in den Rahn springen, und entfliehen wollten. Mit Mühe hielt ich sie zurück, indem ich die größere Gefahr vorstellte, wenn Jene uns am Ruderschlag bemerkt hätten, und zwang sie, auf der Spitze der Sandinsel niedergekauert, ohne warme Speise zu bereiten, die Nacht zuzubringen, während ich wohl bewaffnet, aber fieber-schwach, eine seuchte Nacht hindurch Wache hielt. Allein, unter einem Schwarme halbwilder oder treulosser Menschen, gingen die traurigsten Bilder durch meine Seele, und schmerzliche Gefühle beweiferten sich meiner. Die Nacht vom 26. auf den 27. Januar brachte ich, mit den andern beiden Montarias wieder vereinigt, auf einer kleinen Insel in der Mitte des Stromes zu. Hier fanden wir viele Spuren von einem kürzlichen Besuche der wilden Umáuas: Feuerstätten, zerbrochene Schüsseln und Pfannen, Reste einer rohen Art von Zwieback, die sie aus den Weisfuchsen machen, und ihr Lager selbst. Dieß waren noch halbfrische Blätter der Bariuwa-Palme, nebeneinander aufrecht in den Sand gesteckt, so daß sie eine Reihe halbmondförmiger Lauben bildeten, die wenigstens den Oberleib jener Indianer vor dem Nachthauwe schützen konnten. Ich wünschte sehnlich, Einige dieser gefürchteten Nation zu Gesicht zu bekommen, glaubte auch am nächsten Morgen meinen Wunsch schon befriedigt, als ich in einer

Doch ein sehr langes, schmales, an beiden Seiten aufsteigendes Fahrzeug erblickte, welches meine Leute für ein Ubâ, der Umâuas erklärten. Bei unserer Annäherung fanden wir jedoch einen Nameluden aus Ega darin, der mit seinem Gefolge Salsaparilha auszog. Er erzählte, daß er bei seiner Ankunft, vor einigen Tagen, eine Flotille von mehr denn zwölf Ubâs, jede mit acht bis zehn Mann getroffen habe, die sich bei seinem Anblicke sogleich stromaufwärts in Flucht gesetzt hätte. Das Ubâ hatte er ohne Equipage am Ufer gefunden. Es enthielt mehrere Zwiebäck, ein kleines netzartiges Schild, Pfeile, Bögen, Klüber, und war wahrscheinlich im ersten Schrecken verlassen worden. Am 28. Januar, acht Tage nach der Abreise von den Miranhas, sollte ich endlich das Ziel meiner Reise erreichen. Zwischen gefährlichen Klippen, im steten Kampfe mit der zunehmenden Strömung gelangten wir an eine kleine Felseninsel, neben welcher der Rio dos Enganos von Norden her in den Dupura fällt. Hitze, Moskiten und Krankheit hielten mich in der verdunkelten Cajüte zurück, als endlich Nachmittags das jubelnde Geschrei der Indianer: Arara-Coara ické cekoi, hier ist Arara-Coara (Araraloch), mich hervorrief. Der Strom hat hier einen Berg durchbrochen, und stürzt, beim Austritt aus der Schlucht donnernnd und in Schaum aufgelöst, über aufgethürmte colossale Felsenmassen.

Von den Klippen oberhalb des Eintritts des Dupura zu den Fahrzeugen zurückkehrend, ward ich durch die begleitenden Indianer auf einen hervorragenden Felsen aufmerksam gemacht, an dem sich einige nur wenig sichtbare Sculpturen befanden. Jene näherten sich ihm ehrfürchtvoll, und fuhren den leicht eingegrabenen und durch Verwitterung halb unkenntlichen Figuren mit dem Zeigefinger nach, indem sie ausriefen: Lupana, Lupana (Gott). Nach längerem Betrachten unterschied ich fünf Köpfe, deren vier mit einer Strahlenbinde, der fünfte mit zwei Hörnern versehen war. Diese Sculptur war so sehr verwiltert, daß sie auf ein hohes Alter zurückzudeuten schien. Näher am Strome entdeckte ich auf einem platten horizontalen Felsen, der etwa neun Fuß lang war, einige andere Figuren, die das Wasser bei hohem Stande erreichen konnte, und fast schon unkenntlich gemacht hatte. Es waren sechszehn Zeichnungen, eben so roh als jene ausgeführt, die Schlangen, Dnzentöpfe, Kröten und jenen ähnliche Menschengesichter darstellten. Der alte Steuermann versicherte, daß an den Fällen der Rio Messai und

das Enganos viele solche Sculpturen auf Felsen zu finden wären. Im Kahne angelangt, kannte ich mich mit meinen Gefühlen und meinem wieder ausgebrochenen Fieber in die verschlossene Cajüte ein, vor Allem von dem Gedanken gepeinigt, daß ich gerade in dieser merkwürdigen Gegend den Anstrengungen einer Forschungsreise nicht mehr gewachsen sey. Die gesunden Indianer hatte ich unter Anführung des Millichsoldaten und des Tubiraba Pachicu nach dem nördlichen Theile des Berges abgeordnet, um Kunde von dem Wege dahin zu bringen; so daß der europäische Soldat mit den Kranken meine einzige Umgebung ausmachte. Während dieser Glende mich schlafend währte, spiegelte er den Indianern vor, daß ich noch über die Katarakte hinaus zu den Spaniern zu reisen gesonnen sey, und foderte sie auf, mir nicht weiter Folge zu leisten, sondern mich zur Rückkehr zu zwingen, oder auf einer Insel im Strome auszusetzen.

Hätten mich auch die aufrührerischen Bewegungen unter meinen Begleitern noch nicht vermögen können von hier aus die Rückreise anzutreten, so mußte die Fieberkrankheit thun, von der ich mich zwar, nach heftigem Erbrechen und bei großen Dosen von China, etwas erleichtert fühlte, die aber doch die Gefahr meiner Lage in einer Wüstenei, ein Monat Reise von menschlicher Hülfe entfernt, vermehrte. Am 31. Januar brach ich daher unter lautem Jubel der Indianer auf, und wir ruderten schnell stromabwärts. Die Rückfahrt bis zu dem Hafen der Miranhas ward in drei langen Tagereisen bewerkstelligt. Ich langte gegen Mitternacht an, und trat in die dunkle Hütte des Tubiraba, wo ich, zum größten Schrecken, nichts vernahm, als ein Geächze und Röcheln, als lägen hier lauter Sterbende. Beim Scheine einer Lampe erblickte ich die ganze Mannschaft vom heftigsten Fieber ergriffen, und Kap. Jany dem Tode nahe. Er hatte von Fiebergluth verzehrt, einen großen Vorrath von Essig als Limonade verbraucht, und dadurch seinen Zustand verschlimmert. Alle Indianer, ein Mulatte und ein junger Schotte, die er als Diener bei sich hatte, waren erkrankt, und die Endemie, ein anhaltendes Fieber hatte also keiner Farbe geschont. Ich will den Leser nicht mit der Schilderung der gemeinschaftlichen Noth und der dagegen gebrauchten Mittel ermüden. Es gelang, die Patienten wieder in einen Zustand zu bringen, um stromabwärts schiffen zu können, nur Sr. Jany erholte sich äußerst langsam. Inzwischen war auch das Fahrzeug, das wir zu zimmern angefangen hatten, noch unvollendet, und der Häuptling Joao Manoel mußte aus dem Walde zurück erwartet

werden. Meine Geschäfte theilten sich nun in die eines Krankenwärters und Schiffbauers. Die Ausdehnung des wagerecht aufgestellten Baumstammes durch das Feuer muß langsam geschehen, damit er nicht reiße. Wir wendeten dazu die ersten Morgenstunden an, welche gemeiniglich windstill waren. Einige Indianer hatten Sorge zu tragen, daß die Erhitzung nicht zu stark werde; sie waren mit Besen versehen, um an die übermäßig erhitzten Stellen Wasser oder verdünnten Letten zu spritzen, der in Schilbkrötenschaalen vor ihnen stand. Der Nachen, welchen wir auf diese Art aushöhlten, hatte in der Mitte sechs Fuß Durchmesser. Die offenen Enden waren mit Brettern verschlossen, über deren Fugen heißes Wex ausgegossen wurde. Mit der Herstellung des Fahrzeugs hatte ich noch zehn Tage in diesem traurigen Aufenthalte zu thun. Eines Tages ertönten die Holzpauken von der südlichen Seite des Stromes herüber, und bald darauf sahen wir eine Menge kleiner Nachen über den Strom kommen. Es war der Häuptling, der mit seinem Kriegerhaufen und den erbeuteten Gefangenen zurückkehrte. War auch mein Gefühl durch die gräßlichen Anschauungen der letzten Zeit und das eigene Elend abgestumpft, mußte ich mir doch sagen, ein Schauspiel so gräulicher Erniedrigung und Entmenschung, dergleichen sich jetzt darbietet, hatten meine Augen vorher noch nicht gesehen. Die Männer, einige dreißig an der Zahl, waren größtentheils auf dem Wege zu dem Tubirava gestoßen, nachdem er die Streitenden seines Stammes versöhnt oder gestraft hatte, um den Streifzug mit ihm zu machen. Jetzt zurückkehrend, trugen sie noch alle Spuren roher Siegeslust und höher entflammter Wildheit in ihren verunstalteten Gesichtern. Von Schweiß glänzend, rothe und schwarze Flecke über Brust und Bauch ausgegossen, schwarze Binden und Schnörkel auf die Schenkel und Füße gemalt, in den Nasenflügeln runde Schälchen oder ganze Muscheln in dem Nasenknochen und in den Ohren ein Rohrstück, um den Kopf einen Ring bunter Federn tragend, — so schwingen sie ihre schweren Keulen von schwarzem Palmenholze, oder einem Bündel von Wurfspeeren, deren vergiftete Spizen in einem Rohrfutterale stecken, und stechen die Gefangenen, besonders Weiber und Kinder, unmenschlich vor sich hin. Diese wankten unter der Last von Tapioca, Weißis und Hangmatten, der Beute, welche ihnen die Sieger in großen Bündeln an einem Gurt um die Stirne übergehängt hatten, und schritten ohne ein Zeichen von Trauer, aber in dumpfer Versunkenheit einher. Sie wurden in einer benachbarten Hütte untergebracht, und

durften alsbald frei umhergehen, mit Ausnahme eines rüstigen Mannes, dessen Füße in einen durchlöcherten Baumstamm gesteckt wurden, weil er zu fliehen versucht hatte. Die Sieger traten in die große Hütte, wo sie einige Stunden lang vor dem Häuptling gleichsam in Parade ausruhten, und in eifrigem halblauten Gespräche wahrscheinlich das Schicksal der Gefangenen verhandelten. Man überließ diese Unglücklichen während der ersten Tage dem Hunger und jedem Glende, bis sie unter die Theilhaber des Streifzuges vertheilt, und von diesen an den Tubirava verkauft wurden. Gegen Abend entließ dieser die Horde, um sich Schlafstellen zu suchen; und mit einbrechender Nacht kamen sie wieder herbei, um vor der Hütte mit ungeheuren Quantitäten von Kuchen, schwarzer Mandioccabrühe und Näpfen voll Casiri aus Palmfrüchten bewirthet zu werden. Die Frau des Tubirava und einige andere Weiber machten mit vieler Emßigkeit die Wirthe, indem sie die Getränke von Mann zu Mann trugen. Die Spelzen standen frei umher, und Jeder kauerte nach Begehr bei ihnen nieder. Auffallend war das Betragen des Häuptlings gegen seine Frau. Sie war bis zur Versammlung der Gäste mit Vorbereitungen für deren Empfang beschäftigt gewesen; nun aber kam sie dem Gemahle mit einer vollen Schaale Casiri entgegen, ohne ein Wort zu sprechen; aber auch er hat nach so langer Trennung nichts zu sagen, er nimmt die Schaale, trinkt sie aus, ohne die Frau anzusehen, und giebt sie schweigend zurück. Mir ließ er verdolmetschen, indem er mich gräßlich angrinzte und auf die Hütte der Gefangenen deutete: seine Sache habe er wohl gemacht. Ohne Zweifel hatte er meinem Hieherkommen keinen andern Grund geliehet, als den, Gefangene von ihm einzuhandeln; er konnte daher kaum fassen, als ich ihm für den Federschnuck, die Waffen und ein schönes, sächerförmiges Farnkraut, welche er mir überreichte, eben so viele Beile und Messer gab, als er für die Gefangenen erwartet hatte. Er fügte nun seinem Geschenke noch fünf junge Indianer, zwei junge Mädchen und drei Knaben, bei. Von diesen unglücklichen Geschöpfen, die ich um so lieber aus den Händen des Unmenschen annahm, als sie hier ohne Fürsorge einem gewissen Tode entgegen gingen — sie waren bereits alle fieberkrank — ist das älteste, ein Mädchen von uns nach München gebracht worden; zwei andere übergab ich dem Snr. Bibeira Duarte, Militärcommandanten von Ega und dem Snr. Pombo, Duvidor von Para; die andern beiden, welche bereits den Keim des Todes in sich trugen, starben an Leberverhärtung und Wassersucht wä-

rend der Reise. João Manoel fand sich mit Verdruss in den Nutzen des Decimento, wie er beschönigend seine Menschenjagd nannte, getäuscht; er hatte gehofft, alle Gefangenen an uns zu verkaufen. Da ihm dieß nicht gelang, so ließ er seinen Unmuth den Unglücklichen entgelten, die mit grausamer Gleichgültigkeit behandelt wurden, und wahrscheinlich in kurzer Zeit ein Opfer der Vernachlässigung und des ungesunden Aufenthaltes geworden sind. Diese Leute waren, wie ich später erfuhr, vom Stamme der Miranhas, der sich Muriatés nennt. Der Tubirava war, um sie zu überfallen, zwei Tagereisen landeinwärts gezogen. Sehr bestrebend mußte seyn, daß er beim Eintritt in seine Wohnung von meiner Rückkehr und von Snr. Jany's Krankheit bereits unterrichtet war. Der unmäßige Genuß des Casiri hatte die Krieger erhitzt, und das allmähige Eintreffen der benachbarten Familienväter, die, von den Holzpauken gerufen, mit Weibern und Kindern erschienen, erhöhte den Freudentausch der wilden Menge. Als es Nacht geworden war, sahen wir uns von mehreren hundert dieser Leute umgeben. Eine wilde, tobende Freude bemächtigte sich ihrer, und beim Scheine zahlreicher Feuer, die rings um die Hütten aufloderten, bereitete sich vor meinen entsetzten Blicken ein Wild — nicht menschlicher, höllischer Art: ein Tanz wüthter von Siegeslust und Sinnenrausch erhitzter Menschenfresser. Wir Ankömmlinge alle sagten, denn der geringste Streit mit dieser entarteten Rotte hätte uns das Leben gekostet. Ich suchte sie zu entwaffnen, indem ich so viel als möglich von ihren vergifteten Wurfspeisen einhandelte; auch schien mir diese List zu glücken, denn bald hatte ich eine Montaria damit angefüllt, die ich inmitten des Stromes vor Anker legen ließ; allein am andern Morgen forderten die meisten ihre Waffen wieder zurück, indem sie durch den Tubirava sagen ließen, ich hätte ihnen mit den Waffen den Unterhalt genommen. Umsonst hatte ich dem Häuptlinge vorgeschickt, daß der Lärm des nächtlichen Tanzes meinem kranken Gefährten schädlich werden könne; — alsbald ertönte eine höllische Ruffstimm von vier kleinen Pfeifen und einer Art Schalmeie aus einem großen Rohrstüde, und verworrenes Geschrei erklärte den Anfang des Tanzes. Die Fremden insbesondere schienen, obgleich sie einen starken Tagemarsch gemacht hatten, auf nichts mehr erpicht, als auf Tanzen und Singen. Alle Ankömmlinge, so wie die hier wohnenden Miranhas, denen sich einige von unsern Indianern beigefellten, erschienen frischbemalt mit den Sterrathen in Nase und Ohren und dem Wurfspeise in der Hand. Ein Häuptling,

durch reichen Halschmuck von Ohrenzähnen ausgezeichnet, lief mit aufgehobenem Wurfspee nach allen Seiten des Lanzplatzes und schrie mit drohend wilder Gebärde eine fürchterliche Melodie in die Nacht hinaus, gleichsam als fordere er die Feinde seines Stammes auf, hieher zu kommen, und dieß fröhliche Spiel in ein blutiges zu verwandeln. Nun begannen die Tänze, an denen abwechselnd etwa achtzig männliche Indianer, alt und jung, Theil nahmen. Diese Festtänze dauerten alle Nächte hindurch fort, so lange wir uns noch im Porto dos Miranhas befanden. Einzelne der Fremden gingen; aber täglich kamen wieder andere an, durch die Pauken von dem Stande des Festes unterrichtet. Wir brachten unter diesen Söhnen wilder Lust die Nächte sorgenvoll und schlaflos zu; erst am Morgen, wenn sie sich in ihre Hangmatten oder in das Vad zurück gezogen hatten, konnten auch wir uns der Ruhe überlassen. Während des Tages erblickten wir nur wenige der Unholde, sie hatten sich durch die Wälder und in die entlegenen Hütten zerstreuet; aber mit Einbruch des Abends kamen sie von allen Seiten herbei, und erfüllten den Platz zwischen dem Flusse und den Hütten mit ihrem monotonen Gemurmel, bis sie getrunken hatten, dann mit wildem Geschrei, und endlich mit den unmelodischen Pfiffen ihrer Instrumente und dem Lärm ihres Lanzgesanges. Noch trübt sich mein Gemüth, wenn ich an die gräßliche Entartung dieser Halbmenschen zurück denke.

Am 12. Februar verließen wir den Porto dos Miranhas, einen Ort, von dessen schwermüthiger Einwirkung auf meine Seele ich mich erst nach der Rückkehr, in Europa, beim Anblick menschlicher Würde und Größe, geheilt fühlte. Unser Gesundheitszustand hatte sich zwar gebessert; doch fürchtete ich immer noch den Eintritt eines schleichenden Nervenfiebers bei meinem Gefährten, und ich theilte die enge Kajüte nur in der Art mit ihm, daß ich während der Nacht mich von ihm wegbettete, und lieber dem Nachthau aussetzte. An der Mündung des Triti-Paraná, welche den nächsten Abend erreicht ward, versicherte mich ein Signal von Körben, an Uferbäumen aufgesteckt, daß der Principal Gregorio bereits aus jenem Flusse zurückgekehrt sey und uns an dem großen Falle von Cupati erwarte. Die Indianer pflegen sich durch ähnliche Signale in mancherlei Fällen des Lebens Nachricht zu ertheilen, so werden sie nicht selten von später Unkommenden mit abergläubischer Furcht, als eine Art Hexenwerk, betrachtet. Als wir oberhalb der Katarakte ankamen, bot sich ein interessanter Anblick dar. Mit Gregorio waren mehrere Kähne befreundeter

Indianer aus dem Miriti-Fluß herabgekommen, welche sich auf einer Sandbank unter aufgesteckten Palmblättern gelagert hatten. Alle drängten sich herbei, und ihre verschiedenen Waffen, Federzierrathen und lebendige Thiere zum Kaufe anzubieten. Ich erhielt hier unter Andern ein mit Opabü-Labak gefülltes Rohr, und einen aus dem Schenkelknochen einer Onze sehr zierlich gearbeiteten Löffel, womit der Anführer seinen Kriegern das Opabü austheilt, wenn sie zu Felde ziehen. Unter den Thieren waren einige jener kleinsten Affenarten, die sich leicht zähmen lassen, und frei im Rahne herumlaufen. Eine ganz kleine Art von Ameisenfressern, die man mir lebend gebracht hatte, versuchte ich umsonst am Leben zu erhalten. Der niedrige Wasserstand des Flusses erlaubte uns am nächsten Morgen, den oberen Fall von Cupati zu passiren, ohne auszuladen. Die Rähne wurden durch einen Felsencanal am südlichen Ufer herabgebracht. Auf der Nordseite des Stromes ragte jetzt eine kleine felsichte Insel hervor, an der sich die Fluth gewaltig brach; sie war bei unserer Auffahrt nicht sichtbar gewesen, und der Wasserstand demgemäß wenigstens um zwölf Fuß erniedrigt. Kap. Zany, dessen Zustand sich besserte, übernahm es, für die Passage der Fahrzeuge durch die untere Katarakte zu sorgen, und ich eilte inzwischen, geführt von dem Tuxirava Dominico von Manacaru, mit einigen Leuten voraus, an das nördliche Ufer, um die Serra de Cupati zu besteigen, an deren Fuße wir die Nacht zubrachten. Obgleich es regnete, gingen die Leute dennoch ihre Hangmatten im Walde zwischen Wachtfeuern auf, zogen ein Stück Luriribast über Haupt und Brust, und schliefen bald eben so ruhig, als im trocknen Rancho der heimischen Malloca. Es liegt etwas Rührendes in dem stillen Vertrauen, womit der Ureinwohner dieser Aequinoctialländer überall, unter klarem Sternenglanz oder trübem Regenhimmel sein Lager aufhängt, und ich fühlte es doppelt tief, als ich, meine Begleiter um mich entschlafen, und das Tosen des Wasserfalls wechselnd stark und schwächer herüberbrausen hörte; und die wenigen Sterne sich hinter dunkle Wolken verstecken sah. Ich schämte mich des Erschreckens vor den flatternden Schatten einiger großen Fledermäuse, und war ebenfalls bald in Schlaf versunken. Mit Tagesanbruch brangen wir auf der Westseite des Berges in den Wald, und befanden uns bald an einer jähen Höhe. Bis zum Vierteltheile des Wegs war der Wald von großen Felsblöcken und den, mehrere Fuß tiefen, Nesten vermoderter Vegetation fast unwegsam; dann ward er etwas lichter und niedriger. Ich bemerkte

viele großblättrige Arodeen, Sauerfleegersträucher mit gefiederten Blättern, die wie Mimosen zusammengelegt schliefen, viele kleine Röhripalmen, baumartige Farnkräuter und jene sonderbaren Melastomaceen, welche in den blasig aufgetriebenen Blattstielen Nester kleiner Ameisen beherbergen. Weiter aufwärts, wo sich der Scheitel des Berges aus minder steilem Abhange zu erheben beginnt, ward die Vegetation so dicht, als ich sie niemals zuvor gesehen hatte. Die Bäume waren mit den unteren Nesten unter einander so verschänkt, daß sich diese gänzlich verdämmt, und in einen ellenhohen Moder verwandelt hatten, worein wir bis zur Mitte des Leibes versanken. Das Steigen war äußerst beschwerlich: wir konnten nur auf den untersten Nesten der Bäume festen Fuß fassen, und jeder Schritt mußte mit dem Waldmesser errungen werden. Nach einer guten Stunde gelangten wir auf den Gipfel, der von derselben Vegetation so dicht eingenommen wird, daß wir froh sehn mußten, auf der Höhe einen nackten Fels von sechs Quadratfußten frei zu finden, auf dem wir ausruhen konnten. Wir mochten hier etwa sechshundert Fuß über dem Flusse stehen. Je höher die Sonne heraufkam, und je schneller die, über der Waldung schwimmenden Dünste sich senkten, um so erfreulicher ward die Aussicht über den hellbeseuchteten reinen Horizont um mich her. Schon so lange, wie ein Gefangener von dem nächtlichen Dämter der Urwaldung umgeben, konnte ich nicht aufhören, hier in die Weite zu sehen. Wenige Rauchsäulen, die aus der ungeheuren, ja fast unübersehbaren, grünen Waldfläche aufstiegen, waren die einzigen Spuren von Menschen in dieser schauerlich stillen Einsamkeit. Da sich der Morgenwind legte, stellte sich eine außerordentliche Zahl kleiner Bienen ein, die obgleich stachellos, durch die Keckheit, womit sie in Augen und Ohren flogen, zur Plage wurden. Ueberdies war ein weiteres Gehen in diesem, gleichsam lebendigen, Modergrunde nicht möglich; wir wendeten uns daher zum Strome zurück, schifften glücklich die kleinere Katarakte hinab, welche inzwischen auch von den übrigen Fahrzeugen passirt worden war, und vereinigten uns mit der Mannschaft, die sich eben mit ergiebigem Fischfange beschäftigte. Der niedrige Wasserstand erlaubte hier, die Sandsteinselsen am südlichen Ufer des Stromes zu untersuchen, und ich fand ähnliche Figuren, wie die von Arara-Coara, jedoch in viel größerer Menge eingegraben. Fast alle ebenen Felstafeln sind mit solchen Sculpturen bedeckt; und wenn mich auch die künstlerische Ausführung derselben nicht in Verwunderung setzte, so war es doch die außerordentliche Ausdehnung, in der sie

an einer Stelle mehrere hundert Gebirgsfüße einnehmen, an einer andern in geringerer Anzahl, und dann wieder eben so dicht und weit ausgebreitet vorkommen. Die meisten Figuren, die ich zu Gesicht bekam, waren die ersten Versuche, eine menschliche Gestalt darzustellen. Von Thieren, Sonne, Mond und den zur Bereitung des Mandioccamehls üblichen Instrumenten, fand ich nichts. Es war interessant, zu beobachten, welche verschiedene Wege die Einfalt der rohen Künstler eingeschlagen hatte, um den Effect einer menschlichen Aehnlichkeit hervorzubringen. Der Kopf beschäftigte sie am meisten: die Augen, Ohren, Nase und der Mund sind auf verschiedene Weise durch Punkte, Striche oder freigelassene Flecke angedeutet. Die Extremitäten sind schneller abgefertigt; Finger und Zehen gewöhnlich nur in der Dreizahl. Manche dieser Figuren sind in ein Quadrat eingeschlossen. Die Sculpturen sind drei bis sechs Linien tief eingegraben; jede von andern Größenverhältnissen, in einer Ausdehnung von einem halben bis zu zwölf Fuß, und alle ohne Ordnung und Symmetrie unter einander. Meine Indianer staunten sie mit kloden Augen an; wußten mir aber nichts über ihre Bedeutung oder Abstammung zu sagen. Bedenkt man die Härte dieses Sandsteins, der sich durch die etwas schiefe Lage seiner Tafeln in der Richtung des Gewässers der Einwirkung der Fluth theilweise entzieht, und findet man dennoch manche Sculpturen fast ganz verwischt, so wird man geneigt, ihnen ein Alter von vielen Jahrhunderten zuzuschreiben. Die Malereien der jetzigen Indianer auf ihren Trinkschalen, an den Thüren ihrer Hütten, ihren Rudern u. s. w. stellen dieselben monströsen Köpfe, dieselbe Spirallinie innerhalb eines Quadrates dar. Die Gegend um die Fälle von Cupati würde dem Botaniker bei längerem Aufenthalte eine Menge schöner und interessanter Pflanzen darbieten. Leider war ich nicht im Stande, die Indianer, so wie früher, zur Einsammlung zu benutzen, denn alle, ohne Ausnahme, empfanden jetzt den krankhaften Einfluß des Klima und der bisher ertragenen Mühseligkeiten. Wir, Kap. Zany und ich, waren dadurch genöthigt, jede Art von Dienstleistung auf uns selbst zu nehmen. Der Indianer sey seinem Herrn auch noch so sehr zugethan, sobald er erkrankt, hört alle Verbindlichkeit auf, und er beschäftigt sich lediglich mit sich selbst, oder vielmehr, er verfinstert in ein dumpfes Hinbrüten, unbekümmert für ein Heilmittel und sich den Wirkungen der Krankheit überlassend, deren Fortschritte er höchstens noch durch strenges Fasten aufhält. Zu diesen traurigen Verhältnissen kam auch noch, daß uns allmählig alle

Indianer verlassen, welche am obern Dupura, oder dessen Beiflässen zu Hause waren, und uns von den verschiedenen Tubirabas als Ruherer oder Jäger geltehen worden waren. So verringerte sich unsere Mannschaft an jeder Niederlassung, und manche Nacht mußten wir zusehen, wie dieser oder Jener, ohne seinen Lohn abzuwarten, seine wenige Habe ergriff und suchte aus dem Vivouac in den Wald schlich, um nicht wiederzukehren. Branntwein, jene mächtige Panacee für alle Gemüthszustände des Indianers, war nicht mehr hinreichend vorhanden, um sie an uns zu fesseln. Nach zwei Tagereisen gelangten wir in die Ortschaft Uaribau der Juri's, wo wir von dem Tubiraba Miguel mit ungeheuchelter Freude empfangen wurden. Statt des gemeinsten Eigennuzes, der lächerlichsten Zeitverschwendung und schaamlösesten Erniedrigung der Miranhas, glaubten wir hier doch eine edlere Art von Offenheit und Freigebigkeit, eine gutartigere Dienstfertigkeit und einen verständigeren Fleiß zu bemerken. Es mußte uns jetzt so vorkommen, als erkenne der Juri sich als Bürger an. — Die Reise von Uaribau abwärts war leichter und schneller. Wir kamen in einem Tage nach S. João de Principe, wo wir den aus Ega zurückgekehrten Ortsrichter antraten. Er begann schon wieder seine schaamlösen Bedrückungen gegen die armen Indianer, denen ich versprochen mußte, ihre Lage bei den höheren Behörden zu schildern, die auch, dem Uebel abzuhelpen, veranlaßt wurden. Als wir wieder einschifften, vernahmen wir ein seltsames Röcheln und Schnarchen, das, gerade aus der Tiefe des Fahrzeugs kommend, uns fürchten ließ, daß sich ein Kalman hineingeschlüchen habe. Wir fanden aber, daß es mehrere Grunzer waren: große bepanzerte Fische, die, wenn sie sich an Fahrzeugen festsetzen, diesen Ton von sich geben. In Maripi verweilten wir nur so lange um unsere Sammlungen in das eigene Fahrzeug überzupacken, und wir beeilten die Reise nach Ega so sehr, daß wir dort am 2. März ankamen. Snr. Jany hatte während dieser Rückkehr so heftige Fieberanfalle erlitten, und fühlte sich noch so sehr entkräftet, daß ich schon hier von dem wackern Gefährten scheiden mußte. Ein Brief meines Freundes Spir benachrichtigte mich, daß er schon vor einigen Wochen auf dem Rückwege von der Grenze Ega verlassen habe, und foderte mich zu größerer Eile auf. Der Solimoes befand sich jetzt in starker Anschwellung. Ehe wir ans Ufer kommen konnten, überfiel uns hier ein furchtbarer Orkan, der die Wellen des Stromes wie ein Meer aufwühlte. Wir fuhren unter gewaltigem Schaukeln, mit Blitzesschnelle stromab-

wärts, als plötzlich das Steuerruder brach, und der Steuermann mit ihm von der Höhe der Kajüte ins Wasser stürzte. Der alte Mann war mir sehr werth geworden, und ich freute mich unaussprechlich, ihn gerettet zu sehen, indem er behende das nachgeworfene Tau ergriff, welches zum Befestigen des Fahrzeugs gewöhnlich neben dem Steuermann liegt, und mit diesem vom Drange der Wellen selbst ans Ufer getragen wurde. Auch das Fahrzeug ward glücklich in einer Bucht untergebracht, wo wir das Ende des Sturms erwarteten. Es blieb nun kein Mittel, die Reise fortzusetzen, als in Abellos ein neues Steuerruder zu suchen. Im See von Coari überfiel uns ein zweites Gewitter, welches uns mit solchem UngeStüm zwischen die tief im Wasser stehenden Bäume des Ufers jagte, daß das Boot fast durch die Aeste zerrissen worden wäre. Am Abend kamen wir glücklich nach Abellos, ersetzten den Verlust, und kehrten über den spiegelglatten See, bei klarem Mondenscheine, an die Mündung zurück, wo wir unsere Nege zwischen duftenden Myrtenbäumen aufhingen. Ich hatte mich, sehr ermüdet, kaum dem ersten Schlafe überlassen, als ein banges Gefühl mich erweckte und zu dem Bibonac der Indianer trieb. Da sah ich, daß alle Studerer vom Dupura und von Ega mich in aller Stille verlassen hatten, und nur drei Indianer von Para zurückgeblieben waren. Dies war das letzte Abenteuer meiner beschwerlichen Reise. Obgleich die wenige Mannschaft das Fahrzeug nur mit Mühe leiten konnte, kam ich doch glücklich nach Manacapuru, um die Familie des Snr. Zany über sein Schicksal zu beruhigen. Hier stieß ein junger Juri, von der Familie Coma-Tapuija, zu der Mannschaft, welcher uns nach München begleitet, leider aber, wie seine Gefährtin, die junge Miranha, den Wechsel des Klima und der übrigen Außenverhältnisse mit dem Leben bezahlt hat. Am 11. März traf ich in der Barra do Rio Negro ein, wo ich das Glück genoß, meinen Freund wieder zu umarmen.

Reise von der Barra do Rio Negro in den Madeira-Strom, zu den Indianern Mundrucú und Mauhés, und zurück nach Pará.

Vor dem Tage unserer Wiedervereinigung in der Barra do Rio Negro waren Briefe aus Pará eingetroffen, welche baldige Abfahrt einer brasilianischen Escadre nach Lissabon meldeten, und uns bestimmten, unsern Aufenthalt abzukürzen, um mit diesen Schiffen die Rückkehr nach Europa bewerkstelligen, und vor Eintritt des Winters das Vaterland erreichen zu können. Die Einschiffung unserer zahlreichen Sammlungen ward daher mit größter Eile betrieben, und nach wenig Tagen waren wir reisefertig. Am meisten Schwierigkeiten fand der Transport einer bedeutenden Menagerie, besonders von Affen, Papageien und Soccos — wir brachten davon einige und achtzig Thiere nach Pará und sieben und fünfzig nach München, und mehrere hundert der merkwürdigsten lebenden Pflanzen, welche in Körben von Schlingpflanzen rings um die Canoa befestigt wurden, wo sie freilich von den Wechselfällen einer langen und stürmischen Reise viel zu leiden hatten. Der Herr Gouverneur der Provinz und mehrere Einwohner bewährten die freundschaftliche Theilnahme, womit sie uns den Aufenthalt in Rio Negro angenehm gemacht hatten, auch im Augenblicke der Trennung. Mehrere Fahrzeuge begleiteten uns stromabwärts, bis zu der Fazenda des Sr. Corte Real, zu einem gemeinschaftlichen Frühstücke, und wir schieden, den Bewohnern dieser entlegenen Gegend recht bald alle Segnungen einer vermehrten Bevölkerung und eines lebendigen Verkehrs wünschend, welche hier durch die schönste und freigebigste Natur verbürgt wird. Unsere Indianer mußten jetzt, da der Rio Negro noch ziemlich nie-

brig stand, eifrig die Ruder gebrauchen, um uns schnell stromabwärts zu bringen; aber kaum hatten wir das seltsame Schauspiel des Kampfes zwischen den schwarzen Gewässern des Negro und den gelblich-weißlichen des Solimões hinter uns, und waren in dem Hauptcanale des gewaltigen Amazonas eingelaufen, so schien ihre Anstrengung unnöthig, und der Mittelstrom führte uns rasch abwärts. Schon am zweiten Tage passirten wir Rio Arauató, und am Morgen des folgenden Tages erblickten wir uns der Mündung des Rio Madeira gegenüber, welchen aufwärts zu schiffen, nun im Plane lag. Wir waren kaum zwischen die niedrigen Ufer eingelaufen, an deren westlichem die Masse stromaufwärts zu machen war, so setzte uns die Menge von Treibholz in Erstaunen, welche, von Weitem einer ungeheueren Flotte indianischer Ubas (Einbäume) ähnlich, besonders in der Mitte des Stromes herabkam. Es waren hauptsächlich Stämme von Zuckerrißholz und von der Munguba. Die kleinen Fahrzeuge können oft dem Wellenbrange des Hochwassers in diesem und andern Strömen nicht widerstehen, und werden in den Buchten herumgetrieben; deshalb pflegen die Indianer, wenn sie stromabwärts reisen, ihr Fahrzeug an einen solchen treibenden Stamm zu befestigen. Bekanntlich hat dieser Reichthum an Treibholz dem Flusse den Namen Madeira, (Holzfluß) erschaft. Während wir mit möglichster Anstrengung reisten, umgaben uns ohne Unterlaß Regen und Wolken von Schnaeden. Die Carapaná des Madeira sind besonders übel berüchtigt; da Sonnenschein in diesem feuchten Gebiete minder anhaltend ist, als Regen, und sie bei trübem Wetter ihre Verfolgungen Tag und Nacht fortsetzen, so sind sie die Geißel dieses Stromes. Es war vorherzusehen, daß unser schweres Fahrzeug sich nur langsam bis Canomá, der ersten Mission der Mundrucús, durchkämpfen werde; deshalb eilte ich in einer, mit vier Indianern und einem Jäger bemannten, Montaria dahin voraus, um längere Zeit unter diesen Indianern verweilen zu können, die man als einen der mächtigsten und eigenthümlichsten Stämme der ganzen Provinz Rio Negro nennt. Obgleich die Fahrt in einem leichten Rachen ohne Anstrengung der Ruderer gelang, hatte sie dennoch ihre Gefahren, denn heftige Gewitter empörten jeden Nachmittag den Strom, wo wir unter den Bäumen des Ufers Schutz suchen mußten; bei Nacht aber gefährdeten uns die Unzen, deren ich noch nirgends so viele als hier gesehen hatte. Der Jäger versicherte mich, daß sie Witterung von zwei durch ihn erlegten Thieren hätten, deren Fell und Schädel ich mitführte, und daß

wir um so mehr vor ihnen auf unserer Hut seyn müßten. Da die Wachtfeuer während der regnerischen Nächte nicht brannten, so brachten wir diese Zeit in steter Unruhe zu. Wenige Naturumgebungen mögen an schwermüthigem Dämter diesen Wäldern des Madeira während der Regenzeit gleichen. Eine feuchte Schwüle umgibt den Reisenden; dicke Nebel hängen tief in den qualmenden Wäldern umher, und vor ihnen sieht man lebendige Wolken von Schnacken und Mücken sich in raschen Kreisen durcheinander bewegen; die Bäume triefen von unendlicher Feuchtigkeit; nur für die wenigen regenfreien Stunden öffnen sich zahlreiche Blumen; die Thiere verbergen sich lautlos in das Dickicht. Kein Vogel, kein Schmetterling wird sichtbar; nur das Schnarchen der Wasserschweine (*Capibaras*) und das monotone Geschrei der Frösche und Kröten wird vernommen. Noch freudloser und schwermüthiger dunkelt die Nacht über die Einsamkeit herein; kein Stern erglimmt am regengrauen Himmel, der Mond versteckt sich unter schweren Wolken, und wie bange Klagelaute ertönt das Geschrei der hungrigen Raubthiere aus der unheimlichen Waldung hervor. So wurden vier Tage, in dem Madeira stromaufwärts, wie vier lange Wochen zugebracht, und ich freute mich daher, den Hauptstrom verlassen, und in den Arm des Stromes einlenken zu können, der unter dem Namen *Trariá* nach Osten abgeht, und die große Insel *Topinambarana* bildet. Vier Stunden in dem *Furo de Trariá* abwärts gefahren, brachten uns an die Vereinigung dieses Canals mit dem *Canomá*, dessen caffèbraune Gewässer, von den weißlichen Fluthen des Madeira gleich Wolken zertheilt, fortgerissen und bald mit ihnen gänzlich vereinigt werden. Die Mission *Novo Monte Carmel do Canomá* liegt am westlichen Ufer des Flusses. Sie war i. J. 1811 durch den Carmelitermönch Frey *Jozé Alvarez* das *Chagas* errichtet worden, und ward jetzt von einem Weltpriester, *Anton. Jesuino Gonsalvez*, geleitet, der mich mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit empfing und bewirthete. Er befindet sich mit seiner Familie ganz allein unter einer Gemeinde von etwa tausend *Mundurucús*, welche jedoch nicht alle in der Mission selbst, sondern hie und da im Walde, und besonders auf der östlichen Seite des Flusses in offenen Hütten hausen. Ich mußte die Standhaftigkeit und den Muth bewundern, womit dieser Mann, von der sanftesten Gemüthskart, sich hier unter Wilden behauptete, die erst vor wenig Jahren ihre unbedingte Freiheit verlassen hatten. Viel ward er hierin von seinen beiden Schwestern unterstützt, welche es unternommen hatten, mehrere junge Indianerinnen in ihrem Hause

aufzuziehen, bis sie an die benachbarten Mundrucús verheirathet werden konnten, eine eben so einfache als wirksame Weise, die Wilden der Civilisation zugänglich zu machen. Die Nachricht von meiner Ankunft hatte alsbald Schrecken unter den Neophyten des guten Padre verbreitet, weil sie meinten, ich wollte sie für den öffentlichen Dienst aufgreifen. Man hatte seit Kurzem angefangen, der Protestation des Pfarrers ungeachtet, alle Vierteljahre eine gewisse Zahl von Mundrucús zu Frohndiensten zu verlangen, wodurch die Indianer schon schwierig geworden waren, indem sie drohten, wieder in die Wälder zurückzuziehen. Mein Wirth beeilte sich daher, dem üblen Eintritte zu begegnen, und sendete eine Montaria in die oberen Mallocas am Canomá ab, um die Wilden vom Wahren zu unterrichten, und zugleich die ethnographische Merkwürdigkeiten für mich einsammeln zu lassen. Wir besuchten die Hütten, welche reihenweise auf einer gelichteten Niederung liegen, eben so, wie die sehr geselligen Mundrucús ihre Dörfer in den Wäldern anzulegen pflegen. Männer waren wenige zu Hause; aber die Weiber boten uns überall mit Freundschaft Castanien, oder dünne Scheiben sehr feiner und weißer Weiß an, und schienen dem würdigen Geistlichen mit Ehrfurcht und Reigung zugethan. Die Kinder, deren Katechetisirung das tägliche Geschäft des Geistlichen ist, wußten ihr Credo geläufig herzusagen. Außerdem aber schien es, als wäre die Horde über manche Begriffe, wie Staat, Recht, König, Schaam u. s. w., noch nicht weiter aufgeklärt, als im Zustande der Freiheit, und Sr. Gonzalez beklagte die Abneigung gegen Alles, was eine solche Fortbildung zum Bürgerthume bezwecken sollte. Offenbar standen sie hierin den Juris am Yapurá nach. Unter den anwesenden Männern zeichnete sich einer durch seine offenen, verben Manieren aus. Ich erfuhr, er sey der Scharrichter dieses Hauses gewesen, habe viele feindlichen Jumas und Parentintins geköpft, und das fürchterliche Amt bekleidet, Mundrucús, deren Krankheit für unheilbar gehalten worden, mit einer schweren Keule vom Leben zum Tode zu bringen. Dieser scheußlichen Sitte liegt, nach der Versicherung des Padre Gonzalez, (wahrscheinlich wie einst bei den Wenden, die davon durch eine deutsche fromme Gräfin abgebracht worden seyn sollen), Mitleiden zum Grunde; die Kinder glauben den greisen Aeltern einen Dienst zu erweisen, wenn sie ein Daseyn enden, das, ohne Jagd, Festtag und Cajivi, kein Glück mehr darbiete. Eine größere Anzahl von Männern fand ich in Caiuá und einigen andern Mallocas auf dem gegenseitigen

Ufer des Flusses, der hier über vierhundert Klafter Breite hat. Als uns die Indianer herbeirudern sahen, kamen sie aus ihren großen kegelförmigen Hütten hervor, und tanzten uns in wilden Sprüngen entgegen, mit einer Federrhaube auf dem Kopfe, langen Schleißen von Federn über den Nacken hinabhängend, und einen cylindrischen Scepter aus Federn in den Händen schwingend. Noch ehe wir aber ans Land gestiegen waren, hatten sie sich in die Hütten zurückgezogen, wo sie uns nach ihrer Weise empfingen, auf den Behen um einige Schüsseln niederzukaueert, woraus sie die Speisen langsam und sprachlos mit den Fingern langten. Es war ein Gericht aus zerstampften Cassanien und aus dem spinatähnlichen Kraute des Cararú = açú; daneben stand eine Schaal mit dem süßen Saft aus frischen Cacaobohnen, die über einem Siebe gerieben worden waren. Sie boten uns von diesen Gerichten an, kümmerten sich aber wenig, daß wir nichts nahmen. Nach dem Mahle legten sie sich in die Hanzmatten, von wo aus sie ruhig auf uns hinblickten. Diese seltsame Sitte, den Gast speisend oder ruhend zu empfangen, habe ich bei den meisten Indianern bemerkt. Auffallend war die große Unreinlichkeit dieser Mundrucús; besonders die Kinder starrten von Schmutz. Hieran mag der Mangel an Wadepflätzen in ihren ursprünglichen Wohnorten, und die Ungewohnung, in das Wasser zu gehen, Schuld sehn. Aus einer Hütte, deren männliche Bewohner fehlten, nahm ich einen Bogen und Pfeil mit, indem ich reichlichen Ersatz an Messern und Angelösen zurückließ. Allein wir hatten uns kaum eingeschifft, so kam ein Alter aus dem nahen Gebüsche mit so drohender Gebärde an's Ufer, daß der Geistliche dringend bat, die Waffen eiligst zurück zu geben. Die hier Anwesenden hatten nur für kurze Zeit Hütten errichtet, um den benachbarten Cacaowald abzulesen. An jedem Baume hingen sechs bis acht Früchte. Sowohl diese Mundrucús, als alle übrigen, die ich noch zu Gesicht bekam, waren große (mehrere maßen sechs- bis acht Fuß), breitbrüstige, äußerst muskulöse Leute, oft von sehr heller Hautfarbe, mit breiten, stark ausgeprägten, zwar gutmüthigen aber rohen Gesichtszügen, das glänzend schwarze Haar über der Stirne kurz geschnitten, und den ganzen Körper mit schmalen Linien tattooirt. Die Genauigkeit, womit jene schmerzhafteste Verschönerung vom Haupte bis zu den Füßen ausgeführt ist, mußte Erstaunen erregen. Wahrscheinlich will sich der Mundrucú durch diese Verunstaltung ein kriegerisches und furchtbares Ansehen geben, denn mehr als den meisten Stämmen ist ihm Krieg ein angenehmes Handwerk; Alles scheint ursprünglich darauf berechnet, sich im Kriege

geltend zu machen. Auch die Umgebungen der Hütten konnten als kriegerisch gelten: auf Pfählen waren einige mumifizierte Schädel erschlagener Feinde, und um die landeinwärts liegenden Hütten eine Menge Skelete von Dnzen, Coati, Schweinen u. s. f. aufgestellt. Die Mundrucüs sind gegenwärtig die Spartaner unter den wilden Indianern des nördlichen Brasiliens, wie die Guaycurüs unter denen des südlichen, und sie erhalten sich eifersüchtig die Hegemonie unter ihren Verbündeten, deren mächtigste die Maubés sind. Sie wohnen in großer Anzahl — ich hörte die Stärke des Stammes zu achtzehn, ja sogar zu vierzigtausend Köpfen angeben — am Rio Tapajöz, östlich und westlich von ihm, zum Theil auf Fluren, und verfolgen mehrere Stämme, wie die Jumas, Parentintins und Araras mit solch unerbitterlicher Wuth, daß die ersten beiden, schwächeren Stämme in kurzer Zeit gänzlich durch sie ausgerieben sehn werden. Bei ihren Angriffen vertheilen sich die Mundrucüs in weite Linien, warten die Pfeile der Feinde ab, welche von den daneben stehenden Weibern im Fluge mit großer Geschicklichkeit abgefangen werden sollen, oder suchen ihnen durch flüchtige Sprünge auszuweichen, und schießen erst dann die eigenen, von den Weibern dargereichten, Pfeile mit größter Eile ab, wenn der in dichten Haufen kämpfende Feind nicht mehr viele Waffen übrig hat. Sie machen ihre Angriffe lediglich bei Tage, und werden deßhalb von den, ebenfalls kriegerischen, Araras bei Nacht überfallen. In ihren ständigen Wohnsitzen sind sie dagegen durch einen vollkommenen kriegerischen Gebrauch geschützt. Alle waffenfähigen Männer schlafen nämlich während des Krieges in einem großen gemeinschaftlichen Rancho, entfernt von den Weibern, und werden durch Patrouillen bewacht, die mit dem Turé, einer schnarrenden Rohrtrompete, Signale geben. Durch dieß Instrument ertheilt auch der Anführer während der Schlacht seine Befehle, indem er es seinen Adjutanten blasen läßt. Im Steg schont der Mundrucü keines männlichen Feindes. Sobald er diesen durch Beil oder Wurfspeer, die niemals vergiftet sind, zu Boden gestreckt sieht, ergreift er ihn bei den Haaren, und schneidet ihm mit einem kurzen Messer aus Rohr Halsmuskeln und Wirbelsnorpel mit solcher Geschicklichkeit durch, daß der Kopf in einem Nu vom Rumpfe getrennt wird. Nach G a z a l hat diese barbarische Sitte den Mundrucüs von Seiten der übrigen Stämme den Namen Pai-quicé, d. i. Kopfabschneider, erworben. Der so erlungene Kopf wird nun Gegenstand der größten Sorgfalt des Siegers. Sobald dieser sich mit seinen Kameraden vereinigt hat,

werden viele Feuer angezündet, und der von Gehirn, den Muskeln, Augen und der Zunge gereinigte Schädel wird auf Pfählen gebürt; täglich wiederholt mit Wasser abgewaschen, mit Urucul getränkt und in die Sonne gestellt, wird er ganz hart, worauf man ihn mit künstlichem Gehirn von gefärbter Baumwolle, mit Augen von Harz und Zähnen verzieht, und mit einer Haube von Federn ausschmückt. So ausgestattet wird das scheußliche Monument unausgesetzt Begleiter des Siegers, der es auf Jagd und Krieg an einem Stricke mit sich trägt, und, wenn er in dem gemeinschaftlichen Rancho schläft, bei Tag in der Sonne oder im Rauche, bei Nacht, wie eine Wache, neben seiner Hangmatte aufstellt. Wir erhielten hier einige solcher Schädel. Man sagt, daß die Mundrucús, um ihre große Muskelstärke zu erhalten, den Genuß der abgekochten Brühe von Mandioca, welchen wir bei allen übrigen Indianern gefunden haben, vermeiden. Eben so haben sie den Gebrauch des Paricá, der bei ihren Nachbarn, den Muras und Mauhés gilt, nicht, wohl aber kommen sie mit den letzteren in der seltsamen Sitte überein, ihre Mädchen, wenn sie eben Jungfrauen werden, einem anhaltenden Fasten und dem Rauche im Giebel der Hütte auszusetzen.

Erst in der Nacht des 24. März kam mein Gefährte auf dem großen Fahrzeuge in Canomá an. Er hatte fortwährend mit der Strömung zu kämpfen gehabt, und befand sich in einem so beunruhigenden Gesundheitszustande, daß wir beschloßen, die Reise stromabwärts möglichst zu beschleunigen. Wir verließen daher Canomá früh Morgens, und ich reiste abermals in einer Montaria nach der Mission der Mauhés voraus, die ich am Abend erreichte. In der Mission der Mauhés selbst ward ich von dem Missionár mit offenen Armen empfangen. Fr. José Alvez das Chagas war seit vierzig Jahren in verschiedenen Missionen beschäftigt gewesen; schon deckte der Schnee des Alters sein Haupt, aber das Herz schlug noch heiß bei dem Gedanken, das Heil unter den Heiden auszubreiten. Alles, was der Greis that, verlieh seiner Gegenwart Würde und Vertrauen.

In der Povoação dos Mauhés wohnen Mundrucús und Mauhés untereinander. Diese beiden Stämme, vielleicht von gleichem Ursprunge, sind sich ehemals feindlich gewesen, nun aber bereits seit längerer Zeit befreundet. Leider traf ich gegenwärtig nur wenige Mauhés im Orte; die Uebrigen hatten vor Kurzem erst einige große Expeditionen zum Einsammeln von Salsa auf dem Rio Mauhé unternommen, von wo aus sie noch nicht zurückgekehrt waren;

und der Missionär wünschte, daß ich die benachbarten Malloocas nicht besuchen möchte, um nicht beunruhigende Gerüchte zu verbreiten, welche durch den, in der letzten Zeit ausgeübten, Frohnzwang Wahrscheinlichkeit erhalten könnten. Ich besah die zahlreichen Hütten, in welchen viele Weiber und Mädchen mit Mehlbereitung und Baumwollspinnen beschäftigt waren. Alles trug hier den Stempel behaglicher Ordnung und Wohlhabenheit. Die Indianerinnen waren alle bekleidet; den Malereien, welche sie an sich und den Kindern nicht gespart hatten, sah der Missionär gerne nach. Zwei alte Mauhês fanden wir gerade in einer Ecke beschäftigt, sich durch das Einblasen des Paricâpulvers in die Nase zu beglücken. Sie nehmen dazu viel weniger, aber ein viel feineres Pulver, als die Muras, und tragen große Sorgfalt, dieses in einer geschmackvoll geschlitzten Reibschale aus Rothholz fein zu pülvern und auf einer Platte von Holz oder Porcellan wiederholt zu trocknen, ehe sie es, entweder aus zwei langen Röhrenknochen, gleich denen der Tecunas, oder aus einem zusammen gerollten Bananenblatte einblasen. Die Mauhês, welche ich zu Gesicht bekam, waren sehr starke, wohlgebildete Indianer, von ziemlich dunkler Färbung, und ohne Verunstaltungen. Ihre Gemüthsart soll minder aufrichtig und edel, als die der Mundrucûs seyn. Diejenigen, welche entfernt von den Missionen wohnen, sind zwar nicht feindslich gegen die Weißen gesinnt, kommen aber doch voll Mißtrauen, oft mit gespanntem Bogen, an die Canoas derselben, um zu handeln. Man hat bei ihnen manche sehr seltsame Gebräuche beobachtet. Stirbt der Häuptling oder ein anderes Glied der Familie, so verhängen sie ebenfalls ein monatliches Fasten über sich; sie genießen dann nur Guarana, Wasser und Ameisen. Der Leichnam wird mit ausgestreckten Extremitäten an Latten gebunden, und durch ringsum angebrachte Feuer binnen den ersten vierzehn Tagen der Fasten so ausgebrüt, daß er einer Mumie gleicht. Darauf setzt man ihn mit eingebogenen Schenkeln in eine runde Grube, und erhält ihn in dieser Richtung durch Stein und Holz aufrecht, ohne ihn mit Erde zu bedecken. Nach Verlauf der Fasten wird die Mumie wieder herausgenommen, aufgestellt, und die ganze Horde tanzt unter gräßlichem Heulen und Weinen einen vollen Tag um ihn herum. Den Substanzverlust durch das Weinen suchen sie dadurch zu vermindern, daß sie das Thränenwasser aus der Nase wieder in den Mund leiten und verschlucken. Am Abend begraben sie, ganz erschöpft von diesem Exceß, den Leichnam in der beschriebenen Stellung, und die Nacht wird unter Längen und Trinken von Casiri hingbracht, das, wie Lethe's Wasser,

auf einmal alle Erinnerung an den Todten hinwegnimmt. Als einst ein Häuptling, aus der untern Provinz nach seiner Malloca zurückkehrend, unter Wegs starb, theilten seine Begleiter den Leichnam unterhalb der Rippen in zwei Hälften, und brachten den Rumpf geböhrt mit in die Heimath zurück. Seltsam ist auch die Sitte, keine großen Flussfische, sondern nur die kleinen Fische der Bäche und Teiche in den Wäldern zu essen, und sich allen Wildprets zu enthalten, das mit Hunden gehegt, oder mit Stinten erlegt worden. Bei diesem Mangel an animalischer Kost wird ihre Körperstärke nur dadurch erklärt, daß sie sehr viele öltige Früchte, wie z. B. der Palmen, des Castanheiro, der Piquia u. s. w. essen, um die sie, je nach dem Eintritt der Fruchtzeit, in den Wäldern umherziehen. Sie sind auf diesen Streifzügen mit dem Blasrohre und vergifteten Pfeilchen versehen, die sie von den westlichen Nachbarn eingehandelt haben, und bloß zur Jagd gebrauchen, außerdem mit Bogen und Pfeil. Ihre Bögen, von rothem Holze sind sehr groß, elastisch und gehen von ihnen als Handelsartikeln zu vielen andern Stämmen über. Um ihre Knaben zur Männlichkeit zu erziehen, haben sie eine äußerst sonderbare Gewohnheit. Die Nachbarn vereinigen sich bei reichlichen Köpfen voll Cajiri, ziehen den Knaben von acht bis neun Jahren baumwollene Armele an, welche oben und unten verbunden werden können, und sperren darin einige der großen, heftig beißenden Ameisen ein. Sobald der Knabe, von heftigem Schmerz gepeinigt, zu schreien und zu jammern anfängt, schleßt ihn die tobende Motte in einen Kreis ein, und tanzt so lange jauchzend und aufmunternd um ihn her, bis er erschöpft zu Boden sinkt. Er wird nun, da die Extremitäten fürchtbar aufgeschwollen sind, den alten Weibern zur Behandlung mit dem frischen Saft des Mandiocakrautes übergeben. Hat der Jüngling seine Kräfte wieder erlangt, so wird der Versuch gemacht, wie er den Bogen spannen kann. Diese gräßliche Ceremonie wird gewöhnlich bis in das vierzehnte Jahr fortgesetzt, wo der Jüngling den Schmerz ohne ein Zeichen des Unmuths zu ertragen pflegt, worauf er emancipirt wird, und heurathen kann. Diese Probe macht einen Theil ihres Calenders aus. Man drückte sich mir darüber in der Tupisprache so aus: Jübir jebé, — jübir mocoim, jübiruana, er ist einmal, zweimal, gänzlich erhöht worden. Im Zustande der Freiheit leben sie, gleich den übrigen Wilden, nach Gefallen in Mono- oder Polygamie; aber ein Grundgesetz des Stammes verbietet den Weibern Umgang mit allen, die nicht desselben Stammes sind. Ihre Sprache ist sehr volltönig und schwer zu verstehen. Es war mit

unmöglich, Einen zu gewinnen, der die abgefragten Worte angesagt hätte. Der Missionär bemerkte, daß sie sich dessen aus Furcht vor irgend einer Verhergung weigerten, denn sie sehen, obgleich nicht ohne Spuren von einem Glauben an Gott, doch dem Wahne von der Macht böser Dämonen sehr ergeben, denen sie unter andern auch den Tod zuschrieben. Die Mauhés haben die Vorliebe für Federschmuck mit den Mundrucús gemein; auch sie tragen bei kriegerischen Auftritten und Festtänzen den geschmackvollen Scepter von Federn in der Hand und eine Fülle von Federn auf dem Kopf und um den Nacken. — Wir verfolgten den Trariá zwei Tagereisen weit abwärts, und kamen endlich durch den Furo de Limão, eine halbe Legoa oberhalb der Villa Nova da Raiha, wieder in den Amazonas zurück. Wir fanden in Villa Nova mehrere Naturalien, welche Sr. Seixas für uns hatte sammeln lassen, darunter die großen Flußmuscheln welche auf den Sandbänken des Stromes und der Seen vorkommen. Die Indianer essen sie besonders als Fastenspeise; aber bisweilen, wahrscheinlich wenn Giftpflanzen am Ufer stehen, bringt ihr Genuß Leibschmerzen und andere Krankheitszufälle hervor. An den Bäumen der Uferwaldung erschienen jetzt auch seltsame Bildungen von Süßwasserpolyphen. Die Villa war gerade jetzt voll von Indianern, welche Mehl- und Guaranápasten zum Kaufe gebracht hatten. Ihre Fahrzeuge waren klein, jedes nur mit vier Ruderern versehen, und bis zur Gefahr übervoll gepackt. Wir kauften mehrere Pfunde Guaraná zu dem Handelspreise von tausend Meis. Der Amazonas befand sich gegenwärtig noch in beträchtlicher Anschwellung, und die Fahrt stromabwärts erheischte große Vorsicht. Wir ließen rings um den Schiffbord in einer Breite von zwei Schuben große Büschel von Palmblättern befestigen, um das Schwanken zu verringern, und dem Steuerruder einen halben Fuß in der Breite zusetzen. Nach diesen Vorbereitungen übergaben wir uns mit frohem Muth dem gewaltigen Strome, der uns so schnell abwärts führte, daß wir nach einer Stunde den Hügel von Parentin hinter uns hatten, der die Grenze zwischen der Provinz Rio Negro und Pará bildet, und am Morgen des zweiten Tages uns am nördlichen Ufer im Hafen von Obydos befanden. Diese Villa, an einem bedeutend hohen Ufer gelegen, genießt einer herrlichen Aussicht auf den Strom, dessen ganze Wasserfülle hier in Einen Körper vereinigt, mit erhöhter Geschwindigkeit vorüber geführt wird. Obydos ist in Bauart, Betriebsamkeit und Handel dem benachbarten Santarem vergleichbar, doch etwas weniger bevölkert. Der wichtigste Handel

ist der mit Cacao, der grösstentheils auf den benachbarten Inseln angebaut wird. Taback, Salsa, Nelkenzimmt, Reis, Baumwolle, Indigo, Farenha und Pirarucú bilden die übrigen Ausfuhrartikel.

Eine Tagesfahrt brachte uns von Obydos nach Santarem; eine kurze Reise, die aber von vielen Schrecken und Noth begleitet war, indem der unkundige Pilot uns in der Stromenge einem Sturme aussetzte. Bei der Höhe des Wellendrangs und den dichten Nebeln, wovon der seit mehreren Tagen anhaltende Regen die Ufer gefüllt hatte, war es mühsam und gefährlich eine, von Untiefen umgebene Insel, am Südgestade zu erreichen. Von hier aus aber gelangten wir durch den Canal Igarapé-açu, glücklich nach jener Villa. Hier trafen wir Alles in unruhiger Bewegung. Oberflieutenant Fr. S. Rodriguez Barata war eben beschäftigt, die im obern Theile der Provinz ausgehobenen Recruten zusammen, und nach Pará zu bringen, und die Verminderung der arbeitenden Hände regte den betriebsamen Theil der Bevölkerung ungünstig auf. Die meisten der zum Kriegsdienst bestimmten Jünglinge waren Indianer; und ihr Abscheu dagegen war so groß, daß die Hälfte desertirt war, ehe die Expedition Pará erreichte. Auf der Reise von Santarem stromabwärts erschienen uns die Berge der Serra de Parú. Der unausgesetzte Regen drohte einen verderblichen Einfluß auf die Sammlungen zu äußern, und wir wurden dadurch bestimmt, die projectirte Reise nach Macapá und in die nördlich davon sich ausbreitenden Fluren zu unterlassen; überdies begünstigte ein starker Westwind unsere Reise stromabwärts. Eine Tagreise unterhalb Santarem landeten wir am südlichen Ufer bei einigen Hütten, als Barreiras genannt. Gegenüber sahen wir nun wieder, mit nicht geringer Befriedigung, die Villa von Almeirim, am Fuße eines jener Tafelberge herschimmern. Um doch wenigstens noch an einer Stelle das Gebiet am nördlichen Ufer des Amazonas zu besuchen, ward ein Besuch in dieser Villa beschlossen, und unter Begünstigung des Westwindes erreichten wir sie, nach einer Ueberfahrt von zwei vollen Stunden.

Die Villa de Almeirim ist eine der ältesten Ortschaften am Amazonas. Außer der ärmlich eingerichteten und unreinlich gehaltenen Kirche fanden wir kein steinernes Gebäude hier, und eben so wenig eine Spur von der ehemaligen Fortaleza de Parú, die nichts weiter als ein Blockhaus zur Deckung des Schloßhandels gewesen war. Die Lehmhütten, mit Palmbältern gedeckt, liegen nahe und etwa zwanzig Fuß oberhalb des Stromes. Die Indianer waren alle gerade abwesend, um in den Wäldern an den Oios

Parú und Jary Nelkenzimmit, Salsa und Copaitabalsam zu sammeln. Was von den Apámas und Aracaiús noch im Zustande der Freiheit übrig ist, lebt an jenen Flüssen in vereinzelten kleinen Malloca's. Obgleich in Friede mit den Brasilianern, werden sie nur selten bewogen, ihre Wohnungen unter diese zu verlegen. Sie sind sehr dunkelgefärbte Indianer, ohne nationale Abzeichen. Ihre Waffen sind nicht vergütet. Sie leben beständig in Streit mit den Daiapis, welche am obern Rio Jary und am Goarataburú, und mit den Cossaris, welche am Araguay wohnen.

Wir fuhren bis Arayahos am nördlichen Ufer des Amazonas hinunter. Hier durchschnitten wir die Hauptströmung, und setzten nach Gurupa auf das südliche Festland über. So verließen wir denn den größten der Ströme, und gelangten in das Gebiet, welches durch regelmäßige Ebbe und Fluth die Herrschaft des Oceans anerkennt. Zum zweiten Male vertieften wir uns, mit den Ebben abwärts schiffend, in die labyrinthischen Canäle zwischen der Insel Marajó; wir irrten noch einmal in den qualmenden Wäldern dieser feuchten Gründe umher; glücklich schifften wir über die stürmische Mündung des Rio Tocantins; wir begrüßten wiederum die Niederlassungen in den düstern Wäldungen am Igarapé-mirim, an den reinlichen Gestaden des schwarzen Riojú, und ließen endlich zum letzten Male in einer trüben Nacht, am 16. April, den wohlgeprüften Anker im Hafen von Pará fallen.

Letzter Aufenthalt zu Pará, und Rückreise über Lissabon nach München.

Von den Mühseligkeiten einer neunmonatlichen Reise in die Stille der einsamen Rossinha zurückgekehrt, konnten wir dennoch diejenige Ruhe nicht finden, welche unser schwacher Gesundheitszustand wünschenswerth gemacht hätte. Die Sammlungen, welche wir von dieser weiten Expedition zurückbrachten, dehnten sich, für die Verladung vorbereitet, zu einer uns selbst überraschenden Masse aus, und waren der Gegenstand der Bewunderung der Städter, welche schaarenweise zu uns wallfahrteten, um den Reichthum des ihnen selbst so wenig bekannten Vaterlandes zu betrachten. Auf der andern Seite fesselte uns immer noch die üppige Majestät dieses Aequatoriallandes, welches bei jeder Excursion in die Wälder von Pará oder auf die niedrigen Inseln des umgebenden Archipels uns neue Merkwürdigkeiten darbot. Es ist jedoch eine Eigenthümlichkeit dieser Gegend, daß sie, sich überall gleich in ihrem landschaftlichen Charakter, mehr durch die Stetigkeit, Haltung und Harmonie der gesammten Natur beruhigt und beseliget, als durch Wechsel unterhält. Ich darf mich daher auf die bereits gegebene Beschreibung von Pará und seiner Umgebung zurückbeziehen. Die stillen Genüsse der Beschaulichkeit, welchen wir uns hingeben konnten, wurden durch gesellige Verbindungen, und am 13. Mai, als am Geburtstag Sr. Allergetreuesten Majestät, durch eine allgemeine Festlichkeit unterbrochen, bei der die Bürgerschaft unzweideutige Zeichen von Patriotism und Anhänglichkeit bethätigte. Bei dieser Veranlassung ward das neue Börsehaus durch eine feierliche Rede des Handelspräsidenten eröffnet; die Truppen paradirten, die

Kirchen füllten sich unter dem Schalle frommer Gesänge, und Alles stellte sich auf erfreuliche Weise in europäischer Form und Sitte dar, wie denn überhaupt die Bevölkerung von Pará sich durch Annäherung an den europäischen Charakter auszeichnet.

Der Convoi, womit wir nach Europa zurückkehren konnten, bestand aus fünf Fahrzeugen, zwei Dreimastern (Galeras), zwei Brigs und einem bewaffneten Schooner, von der Regierung ausgerüstet, jene Kauffahrteischiffe zu escortiren. Wir wählten uns zur Ueberfahrt in der Nova Amazona, einem neuen, wohlgebauteu Dreimaster, ein, und ließen unsere nicht ohne Schwierigkeiten verpackten Sammlungen nach und nach an Bord bringen. Am 13. Junius sagten wir unseren zahlreichen Freunden Lebewohl, und des folgenden Tages übergaben wir uns dem flüssigen Elemente, das uns aus der neuen Welt ins Vaterland zurück tragen sollte. Ich versuche nicht, die Gefühle zu schildern, da die Anker gelichtet wurden, und wir mit schwachem Winde zwischen den hochbewaldeten grünen Ufern abwärts trieben. Der Weg durch den Canal von Pará ist im obern Theile des Stromes für größere Schiffe schwer zu finden, denn der Fahrkanal ist enge, wechselt zwischen drei und fünf Klafter Tiefe, und das Ufer, mit gleichförmigem Walde bedeckt, bietet nur selten Merkmale für den Piloten. Unser Lootse, ein alter Indianer, richtete sich nach einzelnen colossalen Stämmen von Wollbäumen, und führte uns ohne Unfall stromabwärts. Minder glücklich war der Brig Vulcan, der schon am ersten Abende aufsaß. Zwar hat dieser Zufall wenig Gefahr, weil die Fluthen nicht heftig auf das Fahrzeug wirken, und der Grund nur schlammig ist; doch geschieht es nicht selten, daß ein Theil der Last ausgepackt werden muß, und die Weiterreise erst nach vierzehn Tagen mit einem andern Hochwasser möglich wird. Man verläßt nämlich Pará nur in hohen Wasserständen des Voll- und Neumondes, und geht mit jeder Ebbe, die, wie in den übrigen westlichen Gewässern, eine Stunde länger als die Fluth dauert, stromabwärts. Während der Fluth pflegen vorsichtige Schiffer sich jedesmal vor Anker zu legen. Bei dem Forte da Barra, das auf einer kleinen Insel im Strome liegt, werden die Pässe untersucht, und die ganze Schiffsquipage wird einem visitirenden Officiere vorgeführt. Nur langsam gingen wir auch am folgenden Tage den Strom weiter hinab, und als sich die Galera in der Nähe von Mosqueiro wiederum vor Anker legte, um die übrigen Fahrzeuge zu erwarten, hatten wir Gelegenheit, das americanische Continent noch einmal zu betreten.

Unser Begleiter, der Brig Vulcano, war glücklich wieder flott geworden, und so ging der ganze Convoi, bei frischem Nordostwinde in dem sich allmählig erweiternden Canale abwärts. Wir befanden uns am 16. Juni Mittags den Inseln das Guaribas gegenüber. Am Morgen des 17. Junius hatten wir die Ponta do Carmo im Gesichte. Das Wetter war feucht und trübe, so daß wir am 18. Mittags die weißen Sandbänke nördlich von Salinas, ein gewöhnliches Wahrzeichen der Schiffer, nur mit Mühe erkennen konnten. Diese Sandbank, von einer Seemeile Länge, ist äußerst gefährlich, denn in ihrer Nähe erhebt sich das Wasser bei frischem Winde so furchtbar, daß ein aufstehendes Schiff in wenig Minuten zertrümmert wird. Ein kalter Wind war uns entgegen, so daß wir die Ponta de Magoary erst am folgenden Abende erreichen konnten. Hier verließ uns der Pilot; er besaß sein kleines Boot, das ihn schon seit mehreren Tagen erwartete, und entsetzte sich, nach Salinas zurückkehrend, im Nebel alsbald vor unseren Blicken. Ehe noch die Nacht eintrat, verloren wir auch die Spitze von Magoary, das letzte Land, aus den Augen, und am nächsten Morgen sahen wir uns ringsum von Wasser umgeben. Seine hellgrüne Farbe und der verhältnismäßig geringere Salzgehalt bezeugten uns die ungeheure Wassermenge, welche der Amazonas hier mit dem Ocean mischt. Erst am folgenden Tage fanden wir uns auf den dunkelblauen Fluthen des hohen Meeres. Unsere Wünsche, Neigungen und Hoffnungen getheilt zwischen dem alten und dem neuen Continente, überließen wir uns der Führung des sicheren, gut gebauten Fahrzeuges, und gaben uns allen jenen herrlichen Eindrücken hin, womit eine Schiffsahrt auf dem tropischen Ocean Sinn und Gemüth bereichern kann. Leider wurden die Genüsse bald durch unsere nächste Umgebung verkümmert. Wir befanden uns unter der Tyrannei eines Schiffscapitains, dessen Benehmen nur durch Geiz, Eigennutz und geistliche Nichtachtung aller sittlichen Verhältnisse geleitet schien. Man entzog uns unter dem Vorwande, daß die Reise anscheinend sehr lange dauern werde, den Gebrauch des Wassers und gewisser Mundvorräthe, welche wir auf eigene Kosten eingeschiffet hatten, suchten unsere Sammlungen, besonders die von lebenden Gegenständen, zu beschädigen, und erlaubte sich überhaupt jede Art von Willkür. Wir hatten den Kummer, zwei unserer indianischen Begleiter in Folge dieser Behandlung dahinstirben zu sehen, und wurden beide selbst von Leberkrankheiten ergriffen. So glücklich daher in anderer Rücksicht unsere Seereise war, brachte sie uns doch viele schmerzliche Eindrücke. Nach zwanzig

zig Tagen waren wir, ohne noch einmal Land gesehen zu haben, bis in die Parallelen von Florida nach Norden gesteuert; nach fünf und fünfzig passirten wir die Breite der azorischen Inseln, und am sieben und sechzigsten Tage hatten wir die Freude, das erste Gebirg Europa's zu erblicken.

Unsere Reise hätte viel schneller sehn können, wären nicht unter den übrigen Schiffen zwei schlechte Segler gewesen, die wir oft erwarten mußten. Uebrigens war die Reise von gutem Wetter begünstigt; innerhalb der Wendekreise hatten wir häufige Windstillen, und als wir aus jener Region des ewigen Friedens nach Norden feuerten, einige heftige Windstöße zu bestehen. Es war uns bekannt, daß das Meer von verkappten nord-amerikanischen Kapern wimmle, und der Capitain that sich viel auf den Kriegszustand seines Fahrzeuges zu Gute. Dennoch war Schrecken und Verwirrung auf dem Schiffe, als sich uns auf der Höhe der Azoren ein verächtliches Schiff näherte. Es war ein großer, sehr stark bemannter Schooner, der eine Kanone auf ringsum beweglicher Lavette und ein großes A auf dem Topfegel führte, als wäre er von Artigas. Er begleitete uns beobachtend zwei Tage lang, mochte jedoch sich dem ganzen Convoi gegenüber nicht stark genug zum Angriffe glauben.

Es war am 21. August, als wir mit einem unbeschreiblichen Gefühle die Küsten Europ's vor uns sahen. Nach der Aussage eines spanischen Fahrzeuges, welches durch einen Kanonenschuß gezwungen wurde, sich zu nähern, befanden wir uns sechs Leguas vom Cabo de Rocco. Bald darauf machte uns ein Kriegsschiff Signal; es war eine portugiesische Fregatte, die uns registrirte, eine Zeit lang begleitete und darauf, nach Angabe der zu nehmenden Richtung, verließ. Gegen Mittag trat uns die Rocca de Lisboa in N.-O. deutlich sichtbar aus dem düstigen Horizonte hervor: eine steile, kahle Gebirgskette, auf der wir Kirchen, Klöster und Leuchthürme bemerkten. Auch von der großen Basilika in Mafra, dem kostbaren Werke Johann B., hatten wir durchs Fernrohr eine flüchtige Anschauung. Wir befanden uns nun bald unter einem Schwarme von Schifferböten, die hier, am Eingange der Bucht von Lissabon, fischten. Sie bedienen sich sonderbar gestalteter trapezoidischer und dreieckiger Segel. Das Fahrzeug hat einen einzigen schrägen Mastbaum; das Netz wird an zwei großen Seilen ins Meer gelassen, und die Mannschaft ist gewöhnlich in großer Anzahl, fünfzehn bis zwanzig Personen, in einem Boote um diese Arbeit vorzunehmen. Diese Fischer sind zugleich verpflichtete Lootsen, die Schiffe um 6400 Reis hereinzuführen, und die Zahl die-

ser Praticos wechselt nach einer gewissen Vorschrift. Fast betäubt von dem lärmenden Geschreie und den groben Scherzreden dieser Kinder der Neptuns, — Stiefelmänner, Homens das botas, nennen sie die Seeleute — näherten wir uns der schönen Küste Portugals. Mit Recht rühmt der Portugiese die herrliche Lage seiner Hauptstadt. Längs der Bucht des majestätischen Tagus reihen sich Wohnungen und Befestigungen ununterbrochen aneinander; darüber grüne Weinberge, Erntefelder, trockne, unbebaute Höhen, aus denen hie und da fröhliche Pappeln oder düstere Cypressen emporragen. Am 23. August gegen Abend begrüßten wir den colossalen, altgothischen Thurm von Belem, hinter welchem sich der Palast da Aluda und amphitheatralisch die Terrassen der Stadt, reich geziert mit Palästen und Tempelkuppen, erheben. So sahen wir uns aus einem Lande, dem die Geschichte fehlt, unter historische Denkmale eines thätigen Volkes zurückversetzt; wir fühlten uns wieder in Europa. Noch an diesem Abende wurde das Schiff von der Gesundheitscommission besucht, und am andern Morgen, ruden wir, tief bewegt, auf einem, im weiteren Sinne uns vaterländischen Boden. — Durch die Fürsorge des Hrn. Barou von P f e f f e l, k. bay. Ministers zu London, fanden wir die freundlichste Aufnahme von Seite des Hrn. von Berks, kais. österreichischen Geschäftsträgers, vorbereitet. Wir bezogen ein deutsches Gasthaus, und brachten von Hrn. Linden berg, dem hanseatischen Consul, und mehreren theilnehmenden Landsleuten unterstützt, unsere Sammlungen in das Zollhaus. Schon wollt wir uns der Betrachtung des schönen Lissabons und dem Umgange mit seinen Gelehrten hingeben, als plötzlich eine politische Katastrophe eintrat, welche unseren Plänen eine andere Richtung ertheilte. Am 24. August erklärte sich eine Junta zu Lissabon unabhängig von der Regenschafft zu Lissabon. Wir gaben eben bei zweien der Mitglieder der Regencia, dem Grafen Palmella und D. Miguel Forjaz Pereria Coutinho, unsere Empfehlungsbriefe ab, als diese Nachricht, in der Hauptstadt angekommen, Alles in Gährung und Schrecken versetzte. Viele Staatsdiener, darunter fast alle Gelehrte, mit welchen wir Verbindungen anzuknüpfen wünschten, verließen Lissabon, alle öffentlichen Anstalten wurden geschlossen, und als am 15. September auch die Hauptstadt sich für die neue Ordnung der Dinge erklärt hatte, und eine neue provisorische Regierung eingesetzt war, mußten wir uns überzeugen, daß in dieser Reise nichts für unsere literarischen Zwecke zu thun und rathsam sey, Portugal so schnell als möglich zu verlassen. Nur nach vielen Unannehmlichkeiten

und Beschwerden gelang es, die Sammlungen aus dem Zollhause zurück zu erhalten, von wo aus wir sie auf einem österreichischen Fahrzeuge nach Triest absendeten.

Am 10. October verließen wir Lissabon, und schifften über den Tagus nach Aldea Galega, am Eingange der Provinz Estremadura, wo wir zwei offene Galeas, das hier gewöhnliche Fuhrwerk, mietheten, die uns über Elvas an die spanische Grenze bringen mußten. Die kahlen Sandfelder und Heiden von Portugal waren ein unerfreulicher Anblick für uns, an die Fülle einer tropischen Natur Gewöhnte; aber noch unangenehmer empfanden wir den Mangel an Bequemlichkeiten in den äranlichen Orten, durch die uns der Weg führte. Brasilien, die jugendliche von der Natur so reichlich ausgestattete Colonie, gewann im Vergleiche mit der Verdünnung, Entvölkerung und Armuth des Mutterlandes, das noch überdies eben jetzt vom Hauche eines für uns doppelt rauhen Herbstklima getroffen wurde. Wir begegneten hier derselben Sprache, denselben Grundzügen des Nationalcharakters, aber dennoch ersahen uns Alles, im Refleze europäischer Naturverhältnisse, europäischer Völker Verbindung und Bedürfnisse ganz anders. Diese Vergleichung würde uns Stoff zu weitläufigen Erörterungen darbieten; allein wir beeilen uns, den Faden unserer Erzählung ablaufen zu lassen. In Badajoz, der ersten spanischen Stadt, trat uns ein anderes, dem Deutschen verwandteres Volk entgegen: minder feine Gesichtszüge, derberer Körperbau, statt des feinen Lippenspiels, eine tief aus der Brust hervorgeholte, voller tönende Sprache, manche Anklänge an deutsche Sitten. Ueber Merida und Truxillo, fuhren wir, oft bedroht von Wegelagerern und bei rauher Herbstwitterung jede Unwirthlichkeit Spaniens empfindend, nach Madrid, wo wir am 25. October ankamen. Durch D. Felipe Bauza, der uns als Mitglied der bayerischen Akademie verbunden war, Luzuriaga, Rodriguez, ja Gasca, Pavon, Roxas, Clemente und andern würdigen Gelehrten bekannt gemacht, genoßen wir hier einen literarischen Verkehr und erfreuten uns vielsacher, besonders geographischer, Mittheilungen, deren ich hier dankbar Erwähnung thun muß. Das Madrider Naturaliencabinet enthält, außer vielen andern Merkwürdigkeiten, unter denen das Scelet des Megatheriums von Buenos Ayres, des größten, jetzt untergegangenen Säugthieres, an Umfang wie an Seltenheit hervortragt, auch viele Documente von der Volksbildung des alten Mexico und Peru: Urnen, Lampen, metallene Wagen, Hausgötzen, Schürzen von Zähnen und von Silberblättchen, Figuren von Gold und in Goldblech

gedrückt, Diademe u. dgl. Diese Gegenstände, alle von plumper Arbeit, entsprechen der hohen Vorstellung nicht, welche man, gemäß den ältesten Berichten, von der Civilisation jener Völker hegen mußte. Allerdings bezeugen sie eine höhere Bildung, als die, welche wir bei den Urbewohnern Brasiliens gefunden hatten; aber eine gewisse innere Verwandtschaft in der Cultur und dem Kunstfleiß zwischen jenen geschichtlichen Völkern und diesen, ohne Geschichte lebenden, Vorden leuchtet deutlich daraus hervor.

Der Eintritt einer strengen Jahreszeit nöthigte, den Aufenthalt zu Madrid abzukürzen; wir verließen das hohe Plateau von Alcastilien, und flogen in die schönen, kaum vom Herbst berührten, Fluren Valencia's hinab. Von hier ging die Reise über Tarragona nach dem handelsthätigen Barcellona. Wir überflogen die süblichsten Gehänge der Pyrenäen, und traten bei Perpignan in Frankreich ein. Ueber Lyon gelangten wir in's Elsaß, wo uns die vaterländische Sprache empfing; bei Straßburg fuhren wir über den Rhein, und mit tiefgefühlter Freude konnten wir wieder deutsche Luft athmen. Am 10. Dezember 1820 trafen wir, nach einer Abwesenheit von fast vier Jahren glücklich in Bayerns Hauptstadt ein.







BRASILIANA DIGITAL

ORIENTAÇÕES PARA O USO

Esta é uma cópia digital de um documento (ou parte dele) que pertence a um dos acervos que participam do projeto BRASILIANA USP. Trata-se de uma referência, a mais fiel possível, a um documento original. Neste sentido, procuramos manter a integridade e a autenticidade da fonte, não realizando alterações no ambiente digital - com exceção de ajustes de cor, contraste e definição.

1. Você apenas deve utilizar esta obra para fins não comerciais. Os livros, textos e imagens que publicamos na Brasiliiana Digital são todos de domínio público, no entanto, é proibido o uso comercial das nossas imagens.

2. Atribuição. Quando utilizar este documento em outro contexto, você deve dar crédito ao autor (ou autores), à Brasiliiana Digital e ao acervo original, da forma como aparece na ficha catalográfica (metadados) do repositório digital. Pedimos que você não republique este conteúdo na rede mundial de computadores (internet) sem a nossa expressa autorização.

3. Direitos do autor. No Brasil, os direitos do autor são regulados pela Lei n.º 9.610, de 19 de Fevereiro de 1998. Os direitos do autor estão também respaldados na Convenção de Berna, de 1971. Sabemos das dificuldades existentes para a verificação se um obra realmente encontra-se em domínio público. Neste sentido, se você acreditar que algum documento publicado na Brasiliiana Digital esteja violando direitos autorais de tradução, versão, exibição, reprodução ou quaisquer outros, solicitamos que nos informe imediatamente (brasiliiana@usp.br).